

Edith Nesbit

Wir zwei im Roten Haus

Neu übersetzt und mit einem Nachwort versehen von
Paul-Christoph Trüper

TextTräger 2020

Kapitel 1

Aller Anfang

Edith Nesbits Roman *The Red House* erschien im Original erstmals 1905.

Das Werk ist heute gemeinfrei.

Übersetzung: Paul-Christoph Trüper, 2020.

Edith Nesbit widmete ihren Roman ihrer Freundin Helen Macklin. Der Übersetzer dankt allen, die dieses Projekt auf vielfältige Weise unterstützt haben.

Übersetzt nach der bei Wikisource veröffentlichten Textfassung.

Diese Neuübersetzung (inklusive Nachwort, Nebentexten und Umschlag) steht unter der freien Creative Commons Lizenz CC-BY-SA 4.0. Nachbearbeitungen müssen das Werk E. Nesbits respektieren.

Erschienen im Selbstverlag des Übersetzers 2020.

Christoph Trüper. Oberer Graben 12, D-86152 Augsburg

ISBN-13: 978-3-00-066889-0

Druck: Tiedecke GmbH, Hamburg • Textstand: 3. Oktober 2020.

Gesetzt aus der Lora (OFL) mit Einschüben in anderen Schriftarten.

Umschlag: Trüper, unter Verwendung eines eigenen Naturmotivs.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie (<http://dnb.dnb.de>).

Die im Text mit einem Stern gekennzeichneten* Eigennamen und Umstände lohnen eine nähere Beschäftigung mit den historischen Hintergründen des Romans. Weitere Auskünfte und Anregungen zur Geschichte erhalten Sie u.a. unter: www.text-traeger.info

Ganz traditionsgemäß endete die Geschichte unseres bisherigen Lebens in einer Reisdusche an der Kirchentür, im Duft weißer Blüten und einem Wirbel hochzeitsweißer Aufmerksamkeiten um uns herum. Wir ließen die Verwandten zurück, deren Anwesenheit uns in der kurzen Zeit, da wir einander kennen und lieben lernten, so wenig willkommen gewesen war, und ein weißer Seidenpantoffel mit Absatz flog der Kutsche* nach, als wir davon fuhren. Das war wie ein Abschiedsklapp auf die Schulter von unserem alten Leben – jenem Leben, das wir so freudig verließen, begierig darauf, die Verheißung zu erfüllen, die am Ende unseres Märchens stand, in dem wir einander den Hof gemacht hatten, – und «fürderhin glücklich bis ans Ende aller Tage» zu leben..

Und jetzt war dies alles sechs Monate her – und anstatt sich dieses Schicksals zu widmen, steckten die Feenkönigin und ihr nichtswürdiger Gemahl bis über beide Ohren in ihrem ersten Krach – ihrem ersten echten Krach, über die wahrhaft wichtigen und ernsthaften Angelegenheiten des Lebens, denn die anderen kleinen Streitereien über Gefühle und Neigungen zählten ja eigentlich nicht: Sie waren nur Spiel und Schein – und doch hatten wir uns daran die Finger schon einmal

schmutzig gemacht, sodass wir, wenn wir wirklich ernste Meinungsverschiedenheiten hatten, beide genau wussten, wie wir uns zu verhalten hatten. Wir hatten oft genug Streiten gespielt.

Dieser Krach war wirklich ernst, denn es ging um meinen Rasierpinsel und Chloes Taschentuch-Etui. Es gab da ein schmales Zimmer – eigentlich eher ein Abstellschrank mit Fenster, Chloe nannte es mein Ankleidezimmer – und zu Anfang nährte ich ihre Vernarrtheit in diesen Raum und tat so, als könnte ich in dem Spiegel gegenüber dem Fenster wirklich genug sehen, um mich zu rasieren, obwohl mir, wie ich so stand, die eigenen Schultern alles Licht nahmen. Aber schon damals rasierte ich mich in Wahrheit gewöhnlich vor Chloes Spiegel, nach dem sie gegangen war, um Tee und gekochte Eier zu machen – nur bewahrte ich meine Rasiersachen in einem jener reich verzierten Kleidungsstücke auf, die meine Frau aus Herzensgüte und in Handarbeit herstellte – und die waren im «Ankleidezimmer» zu Hause. Aber dieses Versteckspiel schien mir alsbald unwürdig, und mit dem Eifer der Rechtschaffenen sah ich mich unvermittelt meinen seifigen Pinsel auf ihrem Toilettentisch ablegen. Chloe nannte das Unordnung – und Schlimmeres – und beharrte darauf, dass ich doch ein Ankleidezimmer habe. Darauf nahm ich den Pinsel fort.

Dies war schon mehr als einmal vorgekommen.

An diesem denkwürdigen Morgen hatte ich meinen guten Elfenbein-Rasierpinsel, sauber und schön anzusehen mit seiner weißen Lederkrone, zwischen ihre Haarbürsten gestellt. Cloe kam genau in dem Moment herein, um mich zu fragen, ob ich ein oder zwei Frühstückseier wollte. Ich schnitt mich – leicht, aber auf ärgerliche Art – und schmiss den Pinsel herunter. Er fiel auf Chloes Taschentuch-Etui: rosa Seide, mit Rosen und Amoretten bemalt, ein Geschenk. Chloe schnappte es sich.

«Du bist furchtbar», sagte sie.

«Warum rasierst du dich nicht in deinem eigenen Ankleidezimmer?»

«Was spielt das schon für eine Rolle?», sagte ich.

«Mein Sacht ist ruiniert», sagte sie und tupfte es mit ihrem Stofftaschentuch ab.

Ich blutete immer noch am Kinn.

«Es hat einfach keinen Zweck», fuhr sie fort, «ich verbringe meine ganze Zeit damit, das Haus schön in Ordnung zu halten – und du schmeißt immer Sachen auf Sachen. Erst gestern hast du einfach deinen fürchterlichen Füllfederhalter auf unser neues Leinendeckchen gelegt, und es hat einen großen Tintenleck gegeben. Doch hast du – als du den Scheck für den Metzger ausgeschrieben hast.»

Ich war so schlecht beraten, etwas von «Kleinigkeiten» zu murmeln.

«Aber das sind keine Kleinigkeiten», sagte Chloe. «Das sind einfach die kleinen Dinge, die den Unterschied ausmachen zwischen einem richtigen Zuhause und...»

«Und?»

«... und anderswo. Jetzt ist uns das ganze Frühstück verdorben. Du bist furchtbar spät dran. Und ich glaube nicht, dass dieses Hausmädchen bei uns bleiben möchte. Sie hat schon schlimme Dinge über den Schellfisch gesagt.»

Jetzt, da ich wusste, warum meine Frau so sauer war, hätte ich vielleicht... aber ich ließ es bleiben.

Mir blutete immer noch das Kinn.

Ich sagte: «Warte nicht mit dem Frühstück auf mich.» und begann, mir mit erhabener Würde die Haare zu bürsten. Chloe ging davon, und ich gestehe, sie schlug die Tür zu.

Als ich soweit war, ging ich zum Frühstück: Chloe las Zeitung – was sie sonst doch nie tut. Sie schenkte mir Tee aus und reichte ihn mir, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Nachdem ich mich kühl bedankt hatte, nahm ich mir vom Schellfisch und öffnete meine Post.

Der Schock kam mit dem zweiten Brief. Ich las den Brief zweimal. Und ich sah mich in unserem kleinen Esszimmer um – es maß knapp 3 auf 3 Meter – und seufzte. Denn ich wusste, dass die Friedenstaube, die dort ihre Flügel einmal sacht gefaltet hatte, sie nun ausgebreitet hatte und zu einem Flug

aufgebrochen war, von dem sie womöglich nie dorthin zurückkehren sollte – ich wusste es mit Sicherheit, ohne zu wissen, woher.

Ich hatte mit meiner Frau gestritten, ja – über einen Rasierpinsel, aber diese Szene sank nun zu völliger Bedeutungslosigkeit herab, angesichts der neuen, wundersamen Gefahr, die unserem Heim drohte.

Ich sah mir unseren ordentlichen Frühstückstisch an, der im Glanz unserer Hochzeitsgeschenke erstrahlte – Butterschalen, Essig und Öl im passenden Ständer und versilberte Teelöffel. Ich sah zur Regalreihe über dem Sims hin, wo die schöneren Stücke unseres Steingutgeschirrs zur Besichtigung bereitstanden, auf den kleinen Eckschrank, den wir für fast nichts in der Great Portland Street mitgenommen hatten, und der ein Schloss besaß, mit dem er unerbittlich über die Marmelade, den Zuckerhut*, Sardinien, Flaschenbier und dergleichen Kostbarkeiten wachte. Ich sah Chloe an, die trotzig Zeitung las; Chloe in ihrem weißen Kleid, das einmal grün gewesen war, mit weißen Blumen darauf, als wir es in der Lawshamer High Street für 2 ¾ Pennies gemeinsam gekauft hatten, und das – zumindest in meinen Augen – nur noch schöner geworden war, seit Seife und Wasser seine eigentliche Farbe und Musterung geraubt hatten. Ich sah die Schellfisch-Reste auf der Platte und die beiden Eier im Eierständer an –

ein weiteres Hochzeitsgeschenk. Und da seufzte ich ein weiteres Mal.

Chloe ließ die Zeitung sinken und sah zu mir *hinüber*, aber sie sah mich nicht an. Ich seufzte noch einmal und rührte in meinem Tee. Ich konnte sehen, dass Chloe dabei war, sich heldenhaft zu entschließen, den Streit zu beenden. Sie tat es.

«Tut es dir leid, dass wir so böse miteinander waren?», fragte sie streng.

«Schrecklich leid», sagte ich aus ganzem Herzen.

«Dann tut's mir auch leid», rief sie. Und mit einem Mal war unser erster Streit vorüber. Sofort machten wir uns wieder ans Frühstück. Genauer gesagt: wir fingen wirklich damit an.

Aber meine Gedanken weigerten sich, ihre Zähne in die Rindersteak-Pastete* zu vergraben, die Chloe uns als Aussicht auf ein hervorragendes Abendessen vor Augen stellte, und ich seufzte erneut.

«Was ist denn jetzt? Hast du vergessen, dass du nicht mehr böse bist und's nie mehr sein wirst – oder ist der Schellfisch so schlimm, wie sie gesagt hat?», fragte Chloe und zauberte Hufeisenfalten auf ihre schöne Stirn, wie sie das immer tut, wenn das Leben sie vor ein Problem stellt, das sich nicht sofort durch einen Spaß oder ein Lachen lösen lässt.

«Noch eine Rechnung mehr? Keine Sorge! Ich werde sie bitten, sich zu gedulden. Du wirst den Scheck für diese Detektivgeschichte am Montag kriegen, wenn der Verleger auch nur einen kleinen Rest Verantwortungsbewusstsein über hat; und ich geh morgen in die Stadt und hole das Geld vom alten Moses für die letzten Zeichnungen zu *Ein Leben im Glauben*.»

«Es geht nicht um eine Rechnung, gnä' Frau», sagte ich, «und der alte Moses kann das Geld gut und gern mit der Post schicken. Morgen steht ein ganz anderer Gang an. Heute muss ich – leider! – erst meinen Artikel für die *Wilde Wochenschrift* fertig machen.»

«Willst du, dass ich noch aus dem Fenster springe?», fragte sie. «Gib mir den Brief!»

«Gestatte mir das düstere Vergnügen, dir seinen Inhalt mitzuteilen», sagte ich, «Wenn du deine Eier und die ganzen Sachen richtig aufgegessen hast, darfst du herüberkommen und dich auf mein Knie setzen.»

Sie kam und hockte sich dort hin.

«Sei kein Schwein, Len. Ich bin kein Baby mehr, dem man schlechte Nachrichten häppchenweise beibringen muss.»

Da legte ich meinen Arm um sie und sprach es laut aus:

«Mein Schatz», sagte ich, «wir sind ruiniert».

«Oh, Len, wirklich?», fragte Chloe mit großem Interesse

«Ja.», erwiderte ich standhaft, «Bis dato haben wir unseren Lebensunterhalt durch Arbeit verdient. Nunmehr werden wir

degradiert und müssen das edle Heer der ehrlichen Arbeiterschaft verlassen. Mein Onkel James ist verstorben und hat uns ein Jahreseinkommen von 100 Pfund und ein Haus hinterlassen. Unsere Unabhängigkeit ist dahin – es ist ein herber Schlag. Wir werden morgen hinfahren und es uns anschauen, wenn es irgend geht.»

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob Chloe nicht doch tatsächlich vor Freude geweint hat. Aber im Prinzip weiß man ja, dass solches Weinen nur in Büchern vorkommt. Wissen Sie, wir hatten wirklich sehr, sehr hart gearbeitet: Wie verliebt man auch sein mag, zehn Stunden mag man nicht gern arbeiten; auch wenn das zwei Menschen zuweilen ohne Groll hinnehmen können, als Preis eines gemeinsamen Zusammenlebens. Ich schrieb, Chloe illustrierte, wir arbeiteten hart, sehr hart. Wir arbeiteten viel und verdienten so genug, um Leib und Seele zusammen und uns beide beieinander halten zu können in unserem lupenkleinen Haus. «Die Hutschachtel» nannten wir es, am Tor jedoch nannte es sich «Villa Ross». Und jetzt: Hundert im Jahr und ein Haus, ein solches Haus.

Es stieg aus meinen Jugenderinnerungen wieder in mir auf, ein Monument bequemen Wohlstands, mit Wein- und Pinien- gärten, Beeten und Kletterhilfen, gepflegtem Rasen, blitzsauberen Orchideengärten, Eibenalleen, rechteckigen Einfassungen; mit Stallungen und Schuppen für die Kutsche nebst

Hühner- und Schweineställen. Chloe und ich saßen in Hochstimmung zusammen, bis «das Mädchen» kam, um das Frühstück abzuräumen.

Ich habe noch nie etwas so Dramatisches gesehen wie die Geste, mit der sie beim Heraustragen der leeren Platte deutlich machte, dass ihre Meinung über den Schellfisch nicht nur unverändert, nein, sondern vielmehr noch bekräftigt worden war, nun da wir ihn gegessen hatten. Mein Artikel für die *Wilde Wochenschrift* kam so irgendwie zu Papier – aber unter einigen Schwierigkeiten, denn Chloe, von der glücklichen Wendung unseres Schicksals bereits völlig korrumpiert, unterbrach mich bei jedem Satz – etwas, das wir einander sorgsam abgehört hatten.

«Hat es einen Garten?», fragte sie unvermittelt, stellte sich vor mich hin und schwang gebieterisch ihren Zauberstab, auch als Füllfederhalter bekannt «Bist du dir sicher, dass es einen hat?»

«So mehr oder weniger», antwortete ich,

«Plapper nicht, Schatz, sei ein Engel!»

«Und weitere Häuser?», kam es darauf nach einer Pause und einer federleichten Aufwallung von Schaffenskraft.

«Irgendwie schon.», sagte ich, «aber plapper nicht, mein liebes Mädchen. Du hast mich grad' um ein Epigramm gebracht.»

«Tut mir wirklich leid, aber da du nun sowieso schon eine

Unterbrechung hast, lieber, liebster, herzensallerliebster Len, sage mir doch in sechs schnellen Worten: Wie ist das Rote Haus?»

«Es ist überhaupt nicht rot – zumindest nur ein Flügel. Es ist ein großes, gelbes Haus und steht ganz allein auf dem freien Feld. Es hat eine mächtige Alarmglocke und ich glaube auch einen Geist. Jetzt sei ruhig, oder es setzt was. Morgen werden wir es ja sehen.»

Doch diese Unterbrechung ruinierte einen wunderbaren Satz, abgefasst im Geiste feinsten Ironie, über die neuesten verwerflichen Machenschaften der Londoner Wasserkonzerne* und erneut verspürte ich eine Vorahnung von Unruhe. Nie mehr, so meinte ich, würde ich mir eines Morgens sauberer Arbeit sicher sein können. Ich machte meiner Frau einige Zugeständnisse, ich war sicherlich nicht unvernünftig oder ungerecht, doch erkannte ich zumindest, dass man, solange das Haus und das Geld neue Themen waren, nicht von ihr erwarten konnte, dass sie darüber die Stunden des Still-schweigens bewahrte, die mein Schreiben erforderte. Und später, wenn diese Themen erst einmal alte Themen geworden wären, würde die wunderbare Angewohnheit, einander während der Arbeitsstunden in Ruhe zu lassen, schon für immer gebrochen sein.

Ich legte den Federhalter nieder, um mir diese Gedanken zu machen. Ich hörte, wie Chloe in den Zimmern oben Schub-

laden herauszog und Schränke aufmachte. Und doch, bevor ich mir meinen Füller wieder schnappen konnte, war sie heringewirbelt und hatte mich beim Nichtstun ertappt:

«Oh, du tust ja nichts. Dann unterbreche ich dich auch gar nicht, wenn ich nur grade frage, ob es einen Hühnerstall hat.»

«Ich weiß nicht», gab ich zurück und begann, sehr schnell zu schreiben. Wahrscheinlich war ich nicht einmal dankbar genug, dass ihr das Geld, verglichen mit dem Haus, verhältnismäßig gleichgültig war. «Warum setzt du dich eigentlich nicht an deine Arbeit? Das ist der Anfang vom ruinösen Ende, das ich vorhergesehen habe.»

«Ich, ich – ich glaube, ich arbeite heute nicht.», sagte sie schuldbewusst. «Ich werde mal nach einigen Sachen sehen. Aber ich stör' dich nicht.»

Aber sie war in nicht mal einer halben Stunde wieder da, mit einer Frage zur Speisekammer, die ihr auf den Nägeln brannte, und mein Artikel verkam von der klaren, durchgängigen, logischen Argumentation, die er hatte werden sollen, zu einem Stück Flickwerk – schlecht sitzendem Flickwerk.

Schließlich geriet ich in Verzweiflung und rächte meinen armen Artikel, indem ich Chloe alles andere als die Wahrheit über meines Onkels Haus erzählte. Letztlich bezahlte ich bitter für diese Gedankenlosigkeit: Wenn ich sie vorbereitet hätte, wenn ich gar den Charme des alten Hauses übertüncht hätte – aber ich blieb hart, hart bis an die

Grenze zum Trotzigen: «Ein gelbes Ziegelhaus, hässlich wie 'ne Irrenanstalt, das allein auf freiem Feld steht, mit einer Alarmglocke und einem gespenstisch verrufenen Ruf.» Das war schon alles, was sie aus mir herauskriegte.

Mein Stück Flickwerk bekam seine letzten Stiche dann doch früher verpasst, als ich erwartet hatte. Ich steckte es in seinen Umschlag, adressierte es und ging in unser Zimmer hinauf. Sämtliche Schrankschubladen standen offen.

Chloe saß auf dem Boden, mitten in einem Haufen von Stoffen: eine Rolle Chintz, die ihre Mutter ihr für Überzüge unserer Wohnzimmermöbel – falls wir je welche haben sollten – geschenkt hatte, einige Stücke Samt, in weichem Rot und Grün, die wir zusammen bei Liberty's im Schlussverkauf erstanden hatten. Und da rupfte und schnippelte sie an einem Spitzenkleid aus Musselin herum – ein Kleid, das ich immer sehr bewundert hatte: Ich erinnere mich, wie sie es an dem Tag nach unserer Hochzeit zum Frühstück trug.

Ich fühlte mich, als würden meine zartesten Erinnerungen zerzupft, Stich für Stich.

«Was um alles in der Welt –», sagte ich.

Sie sah auf, ihr süßes Gesicht vor Aufregung ganz gerötet. «Oh Len, schau! Meinst Du nicht, diese Seidenstoffe würden schöne Kissenüberzüge geben? Und der Chinz gäbe wunderbare lange Vorhänge – und ich dachte, aus dem Musslin kriege ich sicher vier kleine Vorhänge raus für das neue Haus!»

Mir gefror wirklich und wahrhaftig das Blut in den Adern. Ich setzte mich abrupt auf den Kleiderkorb. Chloe war allerdings doch nicht zu sehr von ihrem Treiben eingenommen, um mir zu sagen, dass ich das lassen sollte, wahrscheinlich zum zwanzigsten Mal.

«Du weißt doch, er trägt dein Gewicht nicht», sagte sie. «Schau her! Ich leg die Spitze, so – und so – und binde das zurück mit einem gelben Band. Ich habe hier ein weiches Band.»

Sie stand auf, dass die Musslin- und Seidenstoffe nur so durcheinanderflogen und ging eine Eckschublade auskippen.

«Aber, mein liebes Kind, wir können in diesem Haus nicht leben.» Sie ließ ein Spitzenkopftuch und ihr bestes elfenbeinbesetztes Gebetsbuch fallen und sah mich an.

«Aber warum?»

«Es ist zu groß, wir können es uns nicht leisten.»

«Aber hier zahlen wir Miete für die Wohnung – dort nicht mehr.»

«Es ist unmöglich. Meine Güte, natürlich müssen wir es vermieten. Das sollte uns einige hundert Pfund* im Jahr bringen.»

Chloes Augen füllten sich tatsächlich mit Tränen.

«Meine Liebe», sagte ich, «Liebe. Das ist ja wirklich schrecklich. Ist es denn möglich, dass ich dich nach so kurzer Zeit schon bei dem Wunsch ertappe, unsere Hutschachtel – unsere höchst eigene, kleine Hutschachtel – zu verlassen,

unseren ganzen Stolz und Herzensfreude?» Da kam sie zu mir herüber und bat mich, nicht so scheußlich zu sein.

«Veräppel mich nicht», sagte sie, «Und gerade, wo ich so eine Freude daran hatte! Du weißt gar nicht, wie sehr ich die Leute nebenan nicht mag. Oh, stell dir bloß mal vor, Len: Niemanden nebenan wohnen zu haben. Ich würde in einem Schuppen leben dafür.»

Ich sprach in einer durch und durch vernünftigen Weise mit ihr, und zuletzt versprach sie, ebenfalls vernünftig zu sein. Sie stimmte zu, dass wir das Haus vermieten müssten. Zudem bestand sie darauf, dass wir – nun, da ich meine Arbeit ja beendet hatte – sogleich hinfahren und es anschauen sollten. Dem stimmte ich wiederum zu. Ich war gerade beim Schuhe zubinden, als sie seufzend sagte: «Nun, es ist hart. Aber du sagst ja, es ist absolut hässlich. Das ist schon mal ein Trost.»

Sogar zu diesem Zeitpunkt hätte ich meine Hand erheben und den Schlag noch abwehren können, den das Schicksal mir zu versetzen gedachte. Aber meine Schuhbündel waren fest verknotet, und so sagte ich nichts zu irgendetwas anderem.

Zu dieser einen Stunde, da der Nachmittag endet und der Abend gerade beginnt, machten wir uns auf, das Rote Haus zu besichtigen. Wir fuhren natürlich auf unseren Fahrrädern.

Arm wie wir waren konnten wir uns doch – zur Miete – Fahrzeuge leisten, die, zu ihrer besten Zeit zumindest, vielleicht einmal der Traum eines Prinzen gewesen wären.

Sobald wir an der kleinen Allee staubiger kleiner Villen (von denen unsere Hutschachtel, das zwischen zwei stattlicheren seiner Brüder hineingepferchte Eckhaus, die unwürdigste ist) vorüber waren und die knapp 5 Kilometer respektabler, halb abgehobener Doppelhaushälften* zurückgelassen hatten, die auf dieser Seite der Stadt den äußersten Rand der verachteten Londoner Vorstädte darstellten, führte uns unser Weg über ärmliche grüne Landstraßen, wo der Hagedorn rote und perlweiße Blüten zu treiben begann. Und ebendort erhielt ich eine letzte Warnung. – «Oh Len», seufzte Chloe und zügelte ihre funkelnde Stute etwas, um sich die weitverstreuten Vorstadtfreuden zu besehen, «wenn wir bloß hier draußen leben könnten – weg von der ganzen Wäsche und den Leierkastenmännern und den Leuten nebenan. Ach, ich weiß, es geht ja nicht, aber ich wünschte, wir könnten's.»

«Ich wünsch' es mir auch», sagte ich knapp.

Es war nichts weiter als eine höfliche Anerkennung ihres Anliegen, aber schon das wurde sehr aufmerksam zur Kenntnis genommen. Ich, blinder Maulwurf der ich war, bekam nichts mit. Selbst die allerausdrücklichsten Warnungen ziehen unbeachtet an uns vorbei; erst, wenn das Verhängnis längst eingetreten ist, bemerken wir die Bedeutung von Vorzeichen.

Wir fahren hügelan und durch die sonnige Dorfstraße, lärmend lebendig jetzt von den Betriebsfeiern kleiner Beschäftigter und den besseren privaten Gesellschaften, die beim «Gescheckten Hund», der «Mühle» und dem «Schloss Hotel» Station gemacht hatten – denn es war schließlich Sonntag und der Bahnhof Charing Cross gerade einmal 16 Kilometer entfernt. Dann kamen eine scharfe Linkskurve, die köstliche Schussfahrt bergab durch eine Luft voll Hagedorn-Duft, der schwarze Riegel des Schattens der Eisenbahnbrücke, ein rot gemauertes Landhaus, eine rote Mauer, hohe Kastanienbäume, Pyramiden aus grünen Farnblättern, und wundersam duftende Blumen und zuletzt – ein grünes Tor.

«Das ist es», sagte ich, und Chloe trat so schonungslos scharf auf die Bremse, wie es ihre Art war, und sprang auf den Boden. Das sonnenegärbte, alte grüne Tor schwang lange und weit auf an seinen geräuschvollen, rostig roten Angeln, als wir unsere Drahrösser hereinführten. Wir ließen sie unter der größten der Kastanien stehen und liefen die weite moosbewachsene Auffahrt hinauf, bis dorthin, wo die Eingangstür, von den schweren Steinsäulen verstärkt, uns Belagerern zu trotzen schien.

«Ist es wirklich das?», fragte Chloe flüsternd.

Und sie konnte gut fragen. Das gelbe Ziegelwerk, auf das ich in meiner Beschreibung so viel Betonung gelegt hatte, war bei-

nahe verborgen – verändert, verwandelt zumindest – von einem Geflecht großer Blätter und roter Knospen; Kletterpflanzen bedeckten es, fast zur Gänze. Ihm zur Seite standen Jasminsträucher, die in Julinächten voll Sternengefunkel und gutem Geruch sein würden und Wistarien mit ihren rosa Blüten und gelblichen Blättern über dicken, knorrigen Ästen und Efeu; und nach hinten zu, wo die wackelige grüne Veranda vom gefährlichen Charme des weißen Balkons überragt wird, wuchs ein dorniges Labyrinth aus Dreispitzigen Jungferneiben und Heckenrosen. Der Haussee war da und umgürtete die alten Wiesengründe, wo früher einmal das Elisabethische Herrenhaus gestanden hatte, mit einem Silberband: Ein trauriger Schwan und ein leckes Boot leisteten sich dort Gesellschaft. Goldregen ließ seine lange Mähne locker ins Wasser hängen und süße Fliederbüsche beugten sich im Wind, um sich ihre schönen Beeren in seinem Spiegel zu betrachten. Rechts und links davon erstreckten sich die grünen Geheimnisse der verworren verwachsenen, überwucherten Gärten.

Wir gingen wieder zurück auf die Brücke, die den Haussee überquert, und blickten das hohe Haus hinauf. Bevor der Efeu es einkleidete, musste es sehr hässlich gewesen sein. Ich vermute, mein Onkel hatte ihn jeden Frühling bis auf das letzte Blättchen zurückschneiden lassen, und er muss das Haus wohl auch recht häufig sauberkratzen und «trimmen» haben lassen. Wie sollte sonst die Scheußlichkeit aus gelbem Ziegel zu erklä-

ren sein, die mir aus dem Nebel der Erinnerung garstig entgegengestarrt hatte, in all den Jahren, die zwischen mir und meiner Kindheit lagen?

Das Rote Haus ist quadratisch, und sehr hoch, doch es hat zwei große, niedrige, langgezogene Seitenflügel, an deren Ende vier quadratische Erkertürme mit Spitzdächern sehen.

Wir standen da, sahen es uns an, und ich sagte:

«Du siehst, es ist viel zu groß, als dass wir darin leben könnten.»

Chloe stimmte eifrig zu: «Oh ja, natürlich, echt sehr. Aber können wir denn nicht mal hinein?»

Wir konnten nicht, denn ich hatte vergessen, beim Dorfklempner wegen des Schlüssels vorbeizuschauen.

«Aber ich werde zurückfahren und ihn abholen», sagte ich «nur – ich habe gar nicht daran gedacht – das Geschäft hat heute sicher zu. Es ist Samstag, weißt Du.»

«Dann werden wir keine Zeit verlieren», sagte Chloe fest entschlossen. «Spielen wir Einbrecher: eine Glasscheibe einwerfen und durch ein Fenster einsteigen.»

Schon bückte sie sich nach einem Stein.

Wir gingen rund und rund ums Haus, wie der Schnee im Ratevers*, aber alle Fenster hatten ihre Augen geschlossen, wie Chloe es ausdrückte.

Da sagte Cloe: «Dummes, verschlafenes Ding», sagte sie, «wir müssen es aufwecken. Kann man nicht zum Balkon hochklet-

tern und dort hinein?»

«Wieder Fensterläden», entgegnete ich. «Mein ehrwürdiger Onkel hielt wirklich viel von Fensterläden. Jetzt wo ich es mir überlege – er hatte Läden an jedem Fenster und eine gute Artretierung für jeden, und für jeden eine andere. Aber...»

Ich schaute auf das dicke, gewundene Holz des Efeus, das sich an die Mauer des niedrigen linken Flügels klammerte.

«Da gab es einen Apfelspeicher mit einem Fenster raus auf die Zinnen. In glücklicheren Tagen...»

«Glücklicheren?»

«Nein! – früheren... Ich bin den Efeu hochgeklettert, als ich jung war. Doch ich vermute mal, der Apfelspeicher ist abgeschlossen. Aber ich gehe und gucke nach, wenn Du darauf bestehst.»

«Nun gut dann», sagte sie zaghaft. Und ich kletterte den Efeu hoch. Es war genauso einfach, wie eine Leiter hochzusteigen. Aber ich gebe zu, dass ich, als ich auf die Zinnen trat, nicht erwartet hätte, die Stimme meiner Frau haargenau unter meinen eigenen Füßen zu hören:

«Vorsicht, du trittst mich noch!», sagte sie.

Sie war hinter mir den Efeu hochgeklettert. Ich sagte nichts bis ich sie soweit hochgezogen hatte, dass sie sicher neben mir stand – und dann schüttelte ich sie anständig..

«Du Biest», sagte ich. «Denk bloß, wenn Du ausgerutscht wärst...? Du hättest dir deinen kleinen, dummen Hals brechen

können.» Sie lachte.

«Mein lieber Junge, ich bin schon auf Bäume geklettert, als Du noch friedlich in der Wiege lagst.»

Nachdem ich der Wiege nun zweiundzwanzig Jahre erwachsen war, und das macht immerhin drei Jahre, bevor sie überhaupt nur einen blassen Schimmer in ihrer Krippe lag, gab es auf diese Beleidigung nichts zu erwidern.

«Hast Du wirklich gedacht, ich würde Dich auch nur einen Zentimeter von diesem Apfelspeicher ohne mich anschauen lassen? Nun komm – oh! Wie schön der Garten von hier oben aussieht. Ist das das Fenster?»

Es war das Fenster. Ich schlug eine der spinnwebenverhangenen Scheiben ein und öffnete das Fenster – aber es war natürlich verriegelt.

«Ich Idiot! Jetzt erinnere ich mich wieder: Ich bin früher immer da durchgekrochen. Na, ich bin gewachsen seit damals. Es bringt nichts. Wir müssen aufgeben.»

Chloe sah sich das Fenstergitter an. Mit einem Mal nahm sie ihren Hut ab.

«Ich bin gar nicht mal so groß“, sagte sie, «Du hast mich gestern erst einen Winzling genannt.»

Die Unterseite des Fensters war auf einer Höhe mit den Zinnen.

Sie raffte ihr Kleid über den Füßen zusammen beim Hinsetzen und schob sich mit beiden Füßen zwischen die Gitter-

stäbe: «Du kannst meinen Arm halten, wenn Du magst, bis ich den Boden unter mir spüre. Oh, sei kein Dummkopf, ich muss das einfach machen!»

Sie wand sich wie ein Aal durch die Stäbe:

«In Ordnung! Lass los.», und im nächsten Moment lachte sie mich aus dem dunklen Fenster heraus an.

«Sieh nach den Treppen. Öffne die Tür ganz oben, dann kann ich auch reinkommen.»

Sie verschwand. Die kleine Tür erzitterte, als sie die vom Rost verklemmten Riegel zurückzog. Ich zog den Kopf ein und trat ein. Ein Kuss im Dunkeln begrüßte mein Gesicht.

«Willkommen in unserem Haus», sagte sie.

Wir gingen die kleine, dunkle, ächzende Treppe hinunter. Unten war eine Tür. Abgeschlossen.

«Oh, das ist zu viel», sagte Chloe.

«Geh ein paar Schritt zurück», sagte ich: Denn jetzt war mein Blut in Wallung, und außerdem machte diese Tür keinen besonders dicken Eindruck.

«Breite Schultern sind manchmal wirklich recht nützlich», sagte sie, als sich die Tür gerade dem Druck der meinigen gebeugt hatte und wir uns in der großen, dunklen Küche wiederfanden, wo dünne, staubbesetzte Strahlen gelblichen Sonnenlichts durch die Ritzen der Fensterläden knallten.

Wir schafften diese Läden beiseite und sahen durch die verschmierten Fenster auf den Haussee*.

«Oh Len, was für ein toller Ort», sagte sie und küsste mich wieder.

«Sieh Dir nur den Bratenwender an und die Gewehrhalter und die Haken im Dach zum Schinken und Sachen Aufhängen – und ach – sogar ein eigenes Gestell für Schinken. Es ist einfach zu schön.»

Wir erkundeten die Speisekammer und den Dienstbotentrakt, die kleinen Schlafzimmer obendrüber, dann den gekachelten Gang in den großen Vorraum, ausgelegt mit rot-weißem Marmor, aus dem sich die Eichenholztreppe emporwand.

Wir erkundeten die Wohnräume, die davon abgingen, und bevor wir auch nur den ersten Treppenaufsatz zum großen Salon hinaufgestiegen waren, war meine Frau schon außer Atem vor Begeisterung. Sie küsste mich in jedem der Zimmer, «weil's Glück bringt», wie sie erklärte, und als zuletzt selbst die großen Dachgeschossräume nichts mehr vor uns zu verbergen hatten, rechnete ich mir aus, dass ich insgesamt 29 Küsse bekommen hatte.

«Das sollte ordentlich Miete bringen», sagte ich nachdenklich, als ich schließlich alle Fensterläden wieder in Position gebracht und Chloe überredet hatte, mit herauszukommen und mich die große Tür hinter uns zuschlagen zu lassen.

«Das muss man wohl mal ein bisschen aufmöbeln, nicht?», sagte sie. «Das Loch in der Treppe ist sehr gefährlich.

Komm, lass uns eine Runde durch den Garten gehen.»

So gingen wir. Den alten Garten hatte ich schon immer schön gefunden, schon zu Zeiten, als ich dort immer heimlich Stachelbeeren gegessen hatte, und Pflaumen und unreife Pfirsiche. Und er war auch jetzt wunderschön, ganz wie ich ihn in Erinnerung hatte, nur waren seine Bäume und Büsche nun unglaublich gewachsen; Mooskissen auf seinen Pfaden. Seine Brunnen waren vertrocknet und vom Unkraut überwuchert, und die Sonnenuhr war von Zaunrüben und Bittersüßem Nachtschatten bedeckt. Ich schob die grünen Ranken zur Seite, um Chloe den Sinnspruch zu zeigen: HORAS NUMERO NISI SERENAS – «Ich zähl' die sonnigen Stunden nur»*.

Sie stützte sich mit den Ellenbogen oben auf die Sonnenuhr und sah mich an.

«Da, schau, da hast du's. Wir müssen hier wohnen – wir müssen einfach! Nichts als Sonnenstunden.»

«Das wäre der blanke Wahnsinn, meine Liebe. Wir können hier nicht wohnen. Aber wir können es für 200 Pfund im Jahr vermieten.»

«Mir egal, ob wir's für 200 vermieten könnten.»

«Und unser Mobiliar würde vielleicht gerade mal den Dienstbotentrakt und die Küche ausfüllen.»

«Dann leben wir eben im Dienstbotentrakt und der Küche.»

«Und wir könnten den Garten nicht in Ordnung halten, niemals. Dazu bräuchte man drei Mann, Vollzeit.»

«Stimmt doch nicht. Und ich würde um drei Uhr morgens aufstehen und Unkraut jäten.»

«Aber Du hast mir versprochen, vernünftig zu sein.»

«Das bin ich doch. Du bist der Unvernünftige. Und wenn schon, egal. Das ist's was ich mein ganzes Leben immer haben wollte. Oh Len, du musst einfach ja sagen.»

«Wenn du so sehr an diesem Ort hängst, könnten wir vielleicht in einem der Landhäuschen leben.» Davon standen vier auf unserem Anwesen..

«Ich hasse die Häuschen. Enge kleine Dinger!»

«Die sind größer als unsere Hutschachtel.», sagte ich.

«Ich hasse die Hutschachtel», sagte sie trotzig, und da lachte ich.

«Nach diesen lästerlichen Worten nehme ich dich jetzt mit nach Hause. Herzallerliebste Verrückte, komm hier fort. Das Rote Haus hat dir den Kopf verdreht.

Chloe stieg schweigend aufs Rad und schweigend fuhren wir weg. Im Dorf hielt ich beim Klempner an – er ist auch Bauunternehmer und Makler, und war, obwohl es Samstag war, dann doch da – und sagte ihm recht hastig, dass er versuchen solle, das Rote Haus zu vermieten.

Chloe sagte nichts, stand aber ganz bleich vor innerlich wütendem Protest neben mir.

Wir fuhren weiter.

«Wie konntest du nur», sagte sie bald darauf. «Wann werden wir je wieder so eine Chance haben? Dieser herrlich grüne Garten, und der Obstgarten, alles ganz hellrosa-weiß, und das Wohnzimmer – das muss ja lang sein – und die kleinen Landhäuschen und das Ruhezimmer und der süße, liebe Apfelspeicher. Der ganze Ort ist wie ein Bild aus dem *Silas Marner**. Ich bin sicher, der langgezogene, niedrige Raum, wo man die zwei Stufen runtergehen muss, hieß einmal Weißer Salon. Es ist wie alle, alle Häuser von denen ich jemals geträumt habe. Da hab ich dir in jedem Raum einen Glückskuss gegeben und alles – und jetzt das. Oh Len, du liebst mich gar nicht richtig, sonst würdest du mich dort leben lassen!»

«Sie stellen meine Liebe zweifelsohne auf eine harte Probe, Madame», sagte ich, «wenn Sie in dieser ungebührlichen Weise jammern, dass man ihnen den Mond vom Himmel holen soll, während Sie doch schon auf der Königsstraße fahren. Mach dir nichts draus. Vielleicht fühlst du dich bis morgen früh schon etwas vernünftiger. Wenn nicht, holen wir den Arzt.»

«Na, du wirst's nie vermieten», sagte sie, während sie in ihrer Wut schneller und schneller fuhr. «Das ist schon mal ein Trost. Wenn du's doch schaffst, glaub ich gar nie mehr an irgendwas. Es ist der schönste Platz auf Erden und es gehört uns, unser ganz eigenes. Niemand wird sich trauen, es zu nehmen, Du

wirst schon sehen.»

Ich weiß nicht, welches Zaubers sie sich bediente oder gar wie; doch eigenartigerweise nahm niemand das Haus. Einer nach dem anderen näherten sich Gentlemen aus der Stadt dem Haus, um sich alsbald wieder zurückzuziehen – immer nach einer kleinen Rede, welche stets mit Vorschlägen für Reparaturen, die sich so ungefähr nach vier- bis fünfhundert Pfund anhörten, schloss. Zunächst war jeder neue Bewerber ein Objekt des Interesses für mich und des eifersüchtigen Abscheus für Chloe. Aber als das eine ganze lange Weile so ging und jeder neue Kandidat dieselbe unschmeichelhafte Geschichte vom erschreckenden Erhaltungszustand des Roten Hauses erzählte, kam irgendwann die Zeit, da ich bei der altvertrauten Formulierung nur mehr lächelte; Chloe aber lachte – ein triumphales Lachen voll Freude.

Wir fuhren damals jeden Tag hinüber, um zu sehen, ob das Haus vermietet sei, und das war es nie; und mehr Blumen gingen auf im Garten, alte, kleine, süße Tulpen, Vergissmeinnicht und Stiefmütterchen, und die Rosen trieben kleine Knospen.

Und Chloe hörte nicht auf, nach dem Mond zu jammern, keinen einzigen Tag.

Der 27. Mai ist ihr Geburtstag; er ist auch der Jahrestag unserer ersten Begegnung. So kam es, dass ich – als sie an ebendiesem Tag ihre Hand emporstreckte, um ihren neuen Türkis daran zu bewundern, und sagte: «Das ist ein wunderschöner Ring und du bist ein lieber, zügelloser, extravaganter Millionär, und ich liebe dich – aber, oh Len, ich wünschte, du würdest mir stattdessen das Rote Haus schenken» – nicht länger standhalten konnte.

«Na gut, na schön», sagte ich, «da sollst du deinen Mond vom Himmel haben, weil du ja doch nicht aufhörst, danach zu jammern. Aber beschwer' dich nicht bei mir, wenn du merkst, dass er doch nur aus grünem Käse ist.»

«Oh – du bist ein Schatz!», rief sie, «aber ich hab ja immer gewusst, dass du's irgendwann machen würdest – wenn ich bloß dranbliebe.»

«Diese Verkündung ihrer Herrschaftsweise...», begann ich mit angemessener Strenge.

Aber sie stopfte mir ziemlich unwiderstehlich den Mund.

«Jetzt grummel nicht rum, wo ich so glücklich bin.», sagte sie. «Wir werden nie mehr scheußliche Miete zu zahlen haben. Wir sind schlicht sparsam, das ist alles. Wir können uns kein großes Haus leisten, das in Reserve untätig rumsteht und uns dabei die Haare vom Kopf frisst. Jedenfalls werden wir uns bei den Reparaturen nicht allzu sehr ins Zeug legen.»

«Das gibt Gebühren, Ratenzahlungen», sagte ich
«Und Rosen», sagte sie.
«Und Umzugskosten»-
«Und Einsparungen durch den Umzug.»
«Und wir können uns keinen Gärtner leisten»-
«Und wir wollen auch gar keinen.»
«Und wir haben kein Mobiliar»-
«Aber ja, haben wir – eine ganze Hutschachtel voll.»
«Und da gibt es einen Geist»-
«Den werden wir nie sehen.»
«Und wenn doch?»
«Dann bringe ich ihm Besorgungen machen und
Fenster putzen bei.»
«Keine Dienstboten werden bei uns bleiben wollen»-
«Tun sie doch so auch schon nicht.»
«Ich habe aber eine Bedingung», sagte ich.
«Alles auf der Welt», sagte sie.

«Wenn ich dir schon das Rote Haus zum kleinen, schnuckeligen Geburtstagsgeschenk gebe, muss ich darauf bestehen, dass ich meinen Rasierpinsel dort überall hinlegen darf – einfach überall, wo ich will.»

«Sollst du wohl dürfen», sagte sie, «Platz genug ist ja.»
Aber im gleichen Moment seufzte sie schon.
«Wann möchtest du einziehen?»

«An deinem Geburtstag natürlich».

Und so war es beschlossene Sache. Der Schlag, den ich gefürchtet hatte, war eingetroffen: Ich hatte ihn eigenhändig geführt.

Am 6. Juni sollten wir ein großes Herrenhaus auf eigenem Grund in Besitz nehmen, ein Haus voll von allen nur erdenklichen Unannehmlichkeiten jeder Art.

Chloe ließ ihre Arbeit liegen und nähte den ganzen Tag Vorhänge. Ich hatte sie noch nie so glücklich erlebt. Und in der Tat: Jetzt, da die Würfel gefallen waren, hatte auch ich selbst das Gefühl, dass unser neues Experiment etwas höchst Interessantes hatte. Soviel gab ich zu.

«Aha», sagte Chloe. «Wusste ich doch, dass bei Dir ein weiches Herz in dieser gleichgültigen Schale steckt. Interessant? Oh, mein lieber Junge, du hast nicht die leiseste Ahnung von den interessanten Sachen, die uns im Roten Haus passieren werden.» Das hatte sie aber auch nicht. Hätte einer von uns auch nur im Leisesten ein Zehntel davon geahnt, was uns im Roten Haus bevorstehen würde, dann –

Und doch, ich weiß nicht recht. Chloe sagt heute, dass sie das sichere Obdach der Hutschachtel so oder so verlasen hätte. Und ich – na ja, wissen Sie, wenn Chloe nur «hartnäckig genug dranbleibt», bin ich für jede Dummheit zu haben.

Kapitel 2

Im Roten Haus

«Du siehst aus wie ein Historiengemälde.», sagte Chloe, «Wie- hieß- er- doch- gleich beweint die Ruinen von Da-und-dort.»

«Ich beweine die Ruinen meines glücklichen Zuhauses», erwiderte ich, während ich auf einer Umzugskiste saß und mit meiner Stiefelspitze in einem Gewirr aus braunem Packpapier, Schnur, Staub und leeren Flaschen herumstocherte.

«Unsinn!», sagte sie, «Dein trautes Heim ist da, wo ich bin, oder nicht?»

«Genau das sage ich auch: Diese liebenswerte Hutschachtel, die wir hier haben, beherbergte den einen und einzigen Schatz meines Herzens, und daher...»

«Wenn du mich meinst», sagte sie brüsk, «so soll dein Schatz nicht länger in einer Hutschachtel aufbewahrt werden. Er wird in einem Palast leben...»

«...einem unmöblierten, voller...»

«...historischer Erinnerungen und anderen Freuden», fuhr sie dazwischen, «und so ganz unmöbliert doch auch wieder nicht.

Armer, guter Junge, ist er gar unglücklich über die schlimme Verpflanzung? Und ist er wohl wie eine Katze, die nicht gern ihr eigenes Zuhause verlässt? Keine Sorge, die Katze kriegt

schon noch Butter an die Pfoten – die Stiefel, mein' ich – geschmiert*, sobald wir erst im neuen Haus stehen.»

Sie kam herüber, setzte sich zu mir auf den Koffer, und ich legte gedankenverloren meinen Arm um sie.

«Gestatte mir bitte», sagte ich, «einen Moment ganz natürlichen Bedauerns. Es ist nicht recht, meine Gedanken durch ungehörige äußere Einflüsse abzulenken, während ich zusehe, wie der dunkle Fluss der Zeit über das Wrack des guten alten Schiffs, unserer Hutschachtel, hinweggeht.»

«Das ist aber schöne Schriftstellerei.», sagte sie verächtlich. «Sei brav, rede vernünftig!»

Gehorsam zwickte ich sie sacht ins Ohr. Was meine Frau so unter vernünftiger Unterhaltung versteht, verdient nicht, aufgezeichnet zu werden.

Die Hutschachtel lag sozusagen in kleinen Stücken vor uns. Alle Vorhänge waren abgehängt, alle Bilder ebenso. Das Geschirr war verpackt, auch die Hochzeitsgeschenke. Die Pfannen und Kessel hatten sich, als verlorenes Grüppchen, auf dem Wohnzimmerboden niedergelassen. Unsere gemütlichen Betten waren nun nichts als Rollen aus gestreiftem Matrazenüberzug und lange Eisenstangen – die genau da lagen, wo man am besten darüber stolpern konnte. Die Tapete, die mit unseren Büchern und Bildern davor so angenehm und leuchtend ausgesehen hatte, ließ jetzt, an einigen Stellen von geradezu

aggressiv unverblühter Farbe, deutlich die Umrisse der Regale und Rahmen erkennen, die dort gehangen hatten.

Das Feuer, das zum Frühstück stets unseren Kessel zum Kochen gebracht hatte, war erloschen, und seine kalte Asche sah unaussprechlich einsam und verlassen aus.

Als wir dasaßen und auf die Ankunft unseres Gemüsehändlers warteten, der die Aufgabe übernommen hatte, «uns umzuziehen», zeigte ich Chloe die Asche.

«Ich glaube, du hättest gern welche auf deinem Haupt», sagte sie.

Der Gemüsehändler hatte versprochen, um neun Uhr zu kommen. Deshalb waren wir eigentlich mitten in der Nacht aufgestanden und schon vor acht mit dem Packen fertig. Es war jetzt nach zehn.

«Er hat es sich anders überlegt», sagte ich. «Das ist ein weit-sichtiger und freundlicher Mann. Er weiß, dass es nicht wirklich zu unserem Besten sein kann, unsere Hutschachtel zu verlassen. Komm, machen wir uns daran, all die Sachen wieder an ihren Platz zu bringen.»

«Da ist er ja!», sagte Chloe, und sprang von der Umzugskiste beim Geräusch des leisen Quietschens, das jedem Versuch des Hutschachtel-Türklopfers vorausgeht, sich auch nur ein klein bisschen zu bewegen.

«Oh Len», flüsterte sie ehrfürchtig, «Das sind gar nicht die

Männer. Ich seh's durch den Spion. Und es ist eine Dame. Und schau mich nur mal an.»

«Es gibt kaum Schöneres im Leben», sagte ich; und in der Tat gab sie in ihrem weißen Kleid mit der weiten blauen Überschürze, das braune Haar offen und verstrubbelt, ein so schönes Bild ab, dass ich nicht umhin konnte, zu denken, ein durchaus anspruchsvoller Gemüsehändler könnte ernstlich klingende Münze als Gegenwert für den Umzug verweigern und sich allein durch ihren Anblick reichlich entlohnt finden.

«Dann geh ich an die Tür, wenn Du magst», sagte ich und ging.

Chloe verbarg sich hinter der Küchentür, wo zuvor das Rollhandtuch gehangen hatte. Sogar der Handtuchroller war jetzt auseinandergeschraubt und verpackt worden.

«Chloe», rief ich, «Alles in Ordnung. Es ist nur Yolande».

«Vor allem *nur* Yolande», wiederholte Fräulein Risebrough. «Ach, da bist du. Was um alles in der Welt gibt das denn? Einen Frühjahrsputz?!»

«Yolande?», rief Chloe aus,

«Aber ich dachte, Du wärst in Italien!»

«Bin ich ja auch. Zumindest war ich letzte Woche dort und soll die nächste wieder hin. Ich bin nur für ein paar Tage geschäftlich hier herübergehechtet und auf einen Sprung in die Hutschachtel entwischt, um meine müden Augen beim Anblick der Turteltäubchen ausruhen zu lassen. Die sehen jetzt

aber gar nicht so ruhig aus.»

Sie zog die langen, perlenbesetzten Nadeln aus ihrem Hut während sie sprach..

«Oh!» sagte meine Frau, ein weiteres Mal, «Setz Dich – nein, nicht darauf... das ist Steinzeug und Zeitungen, und die Stühle sind alle weggepackt. Versuch's mal auf der Umzugskiste.»

Doch Yolande murmelte «Für mich nichts als den Divan», und ließ sich auf einer Rolle Bettzeug nieder.

«Ich hab Dir bergeweise Sachen zu erzählen, ich dachte nur, du wärst in diesem furchtbaren Italien, und ich war zu beschäftigt, um zu schreiben: Wir ziehen in ein Haus, das 29 Räume hat.»

Die ganze Geschichte kam ans Licht – die Geschichte von Chloes Dummheit und meiner Verrücktheit. Yolande hörte aufmerksam zu, während ihre leuchtenden grauen Augen Chloes Zukunftsphantasien und meinen allzu bescheidenen Enthusiasmus – nebst dem verwüsteten Zustand der Hut-schachtel – in sich aufnahmen.

«Meine armen, lieben Leute», sagte sie, «Ich wünschte, ich würde nicht morgen nach Italien zurückfahren. Ich wäre euch gerne behilflich.»

«Ich weiß, das würdest Du wirklich sehr gerne tun», sagte ich mit einiger Betonung.

«Ah ja, Du triffst mich nicht mit Deinem Spott. Ich gebe zu, ich stecke liebend gern meine Nase in anderer Leute Angelegenheiten, und je mehr ich sie mag, desto eher suche ich sie gerade dann heim, wenn es etwas Interessantes zu schnüffeln gibt. Aber schaut mal, ich möchte euch um einen Gefallen bitten: Wenn euer Haus so schrecklich groß ist, werdet ihr darin wohl ein paar Räume in Reserve haben.»

«Eher so an die 25», sagte ich.

«Nun, ich habe meine Wohnung vermietet, und zwar unmöbliert. Würdet ihr vielleicht, ... könntet ihr..., wärt ihr wohl so gut, meine armen, heimatlosen Möbel bei euch aufzunehmen – ihnen Kost und Logis zu gewähren und die Annehmlichkeiten eines eigenen Zuhauses, so für ein, zwei Monate.»

Natürlich würden wir das tun, und mit Freuden, und wir sagten ihr das auch. Und dann redeten wir – und von nichts anderem als dem Roten Haus.

«Da werdet ihr aber eine Menge Spaß für euer Geld bekommen in eurem neuen Haus», sagte Yolande schließlich «aber... oh, ich fühle mich als wärt ihr die armen Hänsel und Gretel im Wald – und ich sozusagen die bösen Eltern. Ich wünsch' mir so, ich könnte hierbleiben und helfen, aber auf mich warten drei Schüler in Florenz – mit weit aufgesperrten Mündern und nichts als einer Lehrerin auf Zeit, die auf sie aufpasst – und ich

muss zurücksausen und die aufgerissenen Schnäbel mit den prallen Früchten der Gelehrsamkeit stopfen.

Es ist ein scheußlicher Beruf, als Einpaukker, fast so schlimm wie Seefenchel-Sammler.»

«Dann wünsche unseren sieben Sachen doch mal gutes Gelingen», sagte ich und zog den Korken aus dem Gingerale, «auch wenn du diesmal deine Nase nicht hineinstecken kannst. Aber ich vermute stark, es werden noch genug Sachen für dich übrig sein, in die Du dich einmischen kannst, wenn du zurückkommst.» Da standen wir also feierlich auf und erhoben unsere Gläser: «Auf das Rote Haus! Viel Glück!»

Dann sagte Yolande:

«Und auf die beiden Kinder im Wald»

Und zu Chloes Losung: «Auf die böse Mutter – ich meine natürlich: die Feen-Patin» tranken wir aus.

Dann verabschiedete sich Yolande und steckte sich den Hut in ihrem leuchtenden Haar fest. In der Tür drehte sie sich noch einmal um:

«Übrigens, es macht euch doch nichts aus, meine Sachen etwas auszulüften, oder? Die Leute vom Lagerraum lassen sie immer gammelig werden, und das Klavier ist dann immer ganz verschnupft im Kasten. Ihr könntet die Bilder aufhängen, wenn es euch nichts ausmacht. Sie hängen alle an Fäden und erhalten sich doch viel besser, wenn man sie aufhängt – ganz wie Fleisch und Wild, wisst ihr? Und Mobiliar hält sich am bes-

ten bei Benutzung. Ihr werdet doch ab und zu auf meinen Stühlen sitzen, nicht wahr, der Abwesenden zu Ehren?

Meine Bank stünde an eurem Klapptisch ganz hervorragend, und mein Eichen-Prestitisch macht sich in diesen marmornen Fluren, von denen ihr gesprochen habt, sicher sehr gut. Ich muss schnell weg, sonst verpass ich meinen Zug. Wiedersehen! Ich schicke euch die Möbel morgen da runter.»

Und weg war sie.

Chloe drehte sich mit weit geöffneten, funkelnden Augen zu mir um.

«Oh, Len, ist sie nicht ein Schatz? Einfach weil sie gesehen hat, wie unsere Hutschachtel voll Möbel in unserem großen Haus lose herumrappeln würden wie eine Erdnuss in einer Kokosnuss-Schale, einfach darum leiht sie uns all ihr Mobiliar. Sie ist ein Schatz!»

«Ist sie», gab ich zu, «und ihr Haar ist echt venezianisch rot. Aber du wirst die Möbel ganz schrecklich vermissen, wenn sie sie wieder mit weg nimmt.»

«Moser nicht rum», sagte Chloe, «Wir werden ihre ganzen schönen Sachen Monate und Monate haben, und wenn sie dann zurückkommt, werden wir etwas Geld zusammen haben, damit wir uns ein paar Sachen kaufen können. Ich werde wie ein Sklave arbeiten, gleich wenn wir umgezogen sind. Und das musst Du auch. – Oh, hier sind die Männer ja endlich. Zwei

Stunden zu spät.»

«Vielleicht ist es ganz gut so», sagte ich.

«Harriet ist gerade erst fertig.»

Unser feistes junges Dienstmädchen, das sich den ganzen Morgen über steif und fest geweigert hatte, uns im mindesten zu helfen – mit der Begründung, dass sie «nach ihrem eigenen Gepäck sehen» müsste – kam jetzt die Treppe hinunter: Sie trug ihre ganzen Sachen in zwei in braunem Packpapier eingeschlagenen Päckchen und einer zinnernen Hutschachtel.

«Kommen sie bitte herein», sagte Chloe zu unseren Umzugskräften. «Nehmen sie doch bitte diese Eichenkisten zuerst. Die sind sehr schwer.»

«Ich will Kastens und Schublandens», sagte der Mann grob. «Alle Kastens und Schublandens, was sie haben, und das Klavier. Komm, Bill!»

«Recht haste, Charlie», hieß es zur Antwort.

«Wir haben kein Klavier hier», sagte Chloe, und Charleys werte Meinung von uns schien sofort ins Bodenlose zu sinken. Er war ein breit gebauter, grober Kerl mit roten, wütenden Augen.

Er war einer von vier Helfern, die uns der Gemüsehändler organisiert hatte, um unseren «Umzug» zu bewerkstelligen. Seine Kleider und die seiner Freunde rochen eigenartig und schwer, als hätte man sie mit Kitt und Schafsfett eingeschmiert und sie jahrelang in einen Schrank mit eingelegeten

Zwiebeln, gelber Billigseife und einigen Mäusen weggesperrt. Die Kleidung des ungelerten Arbeiters hat immer diesen eigenartigen Geruch. Er haftet an allem, das sie auf ihrem Weg durchs Haus anfassen, und hält sich auch nach Tagen noch unvermindert frisch. Aber ich habe noch nie einen so atemberaubenden Geruch erlebt wie den, den Charley und seine Kameraden mit sich herumschleppten. Sie zogen laut die blosen, nicht mit Teppich belegten Stufen hinauf und drangen sehr auf ihre «Kastens und Schublandens» – und Chloe wäre ihnen nachgegangen, aber da trat Harriet vor:

«Bitte, Madame, könnt' ich sie einen Moment sprechen?»

«Nun?»

«Bitte, ich möchte gerne zum Ende des Monats gehen. Mutter sagt, das is nich der rich'ge Ort für mich. Das Haus is zu groß und die Arbeit's zu schwer.»

«Aber wir ziehen doch in ein anderes Haus», sagte Chloe frohgemut

«Mutter hält nichts von Umzügen. Und sie sagt, das Haus is zu groß und die Arbeit zu schwer.»

«Nun denn. Sie können in die Küche gehen und warten, bis wir so weit sind.», sagte Chloe, durchaus würdevoll.

Aber als die feiste Verräterin den kleinen Gang hinuntergestapft war, zog mich Chloe in das demontierte Esszimmer und schlang die Arme um meinen Hals. Das war, wie ich wus-

ste, keine Zuneigung. Es war schiere Verzweiflung.

«Sie ist ein Schwein.», sagte meine Frau mit weinerlicher Stimme. «Ihr Monat läuft in einer Woche ab. Das hätte sie uns auch mal früher sagen können. Und wir waren doch sicher freundlich zu ihr. Ich habe ihr das grüne Wollunterkleid mit den Verzierungen drauf gegeben, und etwas Strümpfe und Krägen und Sachen, erst gestern war das. Und das Unterkleid war noch so gut wie neu.»

«Diese Schande fordert Genugtuung. Ein Unterrock – und auch noch ein grüner.», rief ich aus. «Ihr müsst alle höheren Empfindungen unseres verderbten menschlichen Wesens völlig fremd sein. Nimm's nicht so schwer, mein Schatz, wir werden ein neues Mädchen finden – ein besseres Mädchen.»

«Eins schlechteres könnten wir nicht kriegen», sagte sie. «Oh, jetzt haben die etwas zerbrochen, ich hab's aufschlagen hören. Hoffentlich waren das nicht die Dresdner Vasen.»

Es war nur unser bester Spiegel: eben der, vor dem ich es frecherweise gewagt hatte, mich zu rasieren. «Egal.», sagte ich. «Und Charley wird sieben Jahre kein Glück haben. Das ist immerhin ein Trost.»

Es war auch beinah unser einziger Trost. Schonungslos wie eine Herde Wildschweine auf der Flucht und doch so langsam wie eine Armee lahmer Schnecken, packten Charley und Konsorten unsere Hutschachtel voll Möbel in einen schwarzen

Wagen, der nach Matten, Stroh und dem letzten Quartalstag roch. Sie brachten «den ein oder anderen» Tisch zu Schaden und die Tür des Eckschranks, und sie zerschlugen noch auf der Türschwelle das große Glas eingelegter Walnüsse, von dem meine Schwiegermutter gesagt hatte, es würde uns für ein Jahr reichen. Aber schließlich war es Harriet, die, trotzköpfig meine Anweisung befolgend, sich doch nützlich zu machen, bis unter das Dach stieg und die reichlich illustrierten Texte holte, die ihre Zimmerwände geschmückt hatten – und auf dem Rückweg über unser bestes Toilettenservice stolperte, wobei sie den Krug und den Seifenschalen-Deckel entzwei-schlug! Es war obendrein ein ziemlich schönes Service, in Dunkelgrün, das uns Yolande aus Italien mitgebracht hatte, und das darum – für uns, hier – vollkommen unersetzbar war. Daraufhin schickte ich Harriet ins hinterste Kücheneck.

«Und trauen Sie sich bloß nicht wieder raus, bis wir soweit sind.», sagte ich.

Als dann die letzte unserer «sieben Sachen» aus dem Haus gezerrt und der Wagen noch einmal halb ausgepackt war, um an meinen Hut und Mantel zu kommen, die mit Feuereifer unter der Esstischplatte in der Mitte des Wagens verkrämt worden waren, und als schließlich die verloren herumstehende Gruppe Stühle und Regale vom Straßenpflaster geholt und erneut im Wagen waren, da packten wir Harriet, sprachlos vor

schmollendem Misshagen, zu der ganzen Fuhre; und als wir sie dann schließlich und endlich alle davonfahren sahen, war es mir – endlich! – wieder leichter ums Herz.

Wir machten unsere Räder startklar und pumpten die Reifen auf. Dann gingen wir noch einmal durch das ganze kleine Haus – «uns verabschieden», wie meine Frau sagte. Sie machte jetzt ein ziemlich trauriges Gesicht. In dem scheußlichen kleinen Ankleidezimmer dann ließ sie ihre Hand in meine gleiten und sagte:

«Ich glaube, ich sollte nicht traurig darum sein. Ich bin es aber doch. Liebe kleine Hutschachtel – wir sind hier sehr glücklich gewesen, nicht wahr? Oh, sag bloß gleich, du denkst, dass wir dort genauso glücklich sein werden. Das denkst du doch, oder?» – Man kann von einem Erzähler schlechterdings nicht erwarten, all seine eigenen Antworten aufzuzeichnen. Meine Erwiderung stellte jedenfalls Chloe zufrieden, und sie willigte ein, ihre Augen an meinem Taschentuch zu trocknen.

Dann warfen wir einen letzten Blick in die Runde und gingen hinaus: «Auf Wiedersehen» sagten wir zu unserer Hutschachtel und wünschten ihr für die Zukunft alles Gute.

«Ich hoffe, die nächsten, die in dir leben, werden gut zu dir sein», sagte Chloe, «und dich sauberhalten, und sehr glücklich in dir sein, armes, altes Häuschen.»

Wir fuhren davon und wandten uns an der Ecke um, um noch ein weiteres Mal unserer Hutschachtel einen allerletzten Blick zuzuwerfen. Ihre bloßen Fenster blitzten uns einsam und verloren aus der Junisonne entgegen, wie die Augen eines verlassenen Waisenkindes. Wir fuhren schweigend weiter.

Nur gut einen halben Kilometer von der Hutschachtel entfernt kamen wir an unseren Möbeln vorbei. Und wir hatten schon über zwei Stunden in der geräumigen Leere des roten Hauses die Nerven bewahrt, ehe das Klirren des Pferdegeschirrs und die Fahne von Charlies Mantel die Ankunft des Wagens ankündigten.

Charley und sein Gefolge machten einen ziemlich faden-scheinigen Versuch, das Mobiliar an seinen Platz zu stellen. Sie bauten die Betten auf, mit unsicherer Hand und in den falschen Zimmern – und sie stellten «Kistens und Kastens» so irgendwie an die Wand. Die Eichentruhen trugen sie in die Dachkammer und unser bestes Ofengeschirr aus Eisen fand sich, Wochen später, im Keller wieder.

Aber beinah alles sonst – Pfannen, das Steingutgeschirr, die Kohlenkübel, Bücher, Herdvorleger, Treppenstangen, Schmutzfänger – wurde auf den Boden geworfen – im Flur, in der Küche, im Esszimmer. Ich weiß noch, dass ich wohl eine halbe Tonne unterschiedlichstes Hab und Gut bewegen musste, um den Teekessel zu finden, als wir, nach zwei Stunden atemloser Kraftanstrengung, die Räder des Wagens draußen

den Rückzug antreten hörten, und alle von einem einzigen gemeinsamen Verlangen in die Küche getrieben wurden – dem Verlangen nach Tee.

Chloe holte den Tee und ich räumte ab. Harriet war widerstrebend bereit, das Teegeschirr abzuspülen. «Aber», fügte sie hinzu – und das war ein echter Tiefschlag «Ich muss weg, bevor's dunkel wird. Nein, es hat überhaupt gar keinen Zweck nich', drüber zu reden. In dem Haus hier gibt's Geister, und ich würd' hier im Leben nie'n Auge zumach'n, für alles Geld, was sie mir bieten könnten nich'.»

Vergeblich baten wir sie inständigst, ihren Entschluss zu überdenken.

«Mutter hat mir immer gesagt: <Geh nie zur Ruh in einem Haus, wo's Geister gibt, oder du wirst se wandeln sehen – klar wie Klosbrühe. Das liegt bei uns in der Familie> hat sie gesagt, der Cousin zweiten Grades meiner Mutter hat ein Kalb ohne Kopf auf der Friedhofsmauer wandeln sehen, so klar, wie Sie 'ne Nase im Gesicht haben. Und ich kann mich doch nich geg'n die eigne Mutter stellen, oder? Also – wenn es Ihnen keine Umstände macht, der Herr, werd' ich gehen, sobald ich das Teegeschirr abgetrocknet hab.»

«Wenn es keine Umstände macht», sagte Chloe. Und da begannen wir beide zu lachen. Das rettete die Situation, wenngleich Harriet sich nicht ganz wohl in ihrer Haut fühlte.

Wir ließen sie gehen, weil wir ja doch nicht anders konnten, und deckten uns den Abendbrottisch – es gab Dosenlachs mit Brot – auf einem Blatt Zeitungspapier, weil wir keine Tischdecke finden konnten.

Und wir wuschen uns die Hände mit gemischter Seife, weil die gute braune Windsor-Seife sich irgendwo versteckt hatte. Zum Abtrocknen nahmen wir Chloe's Schürze, weil wir die Handtücher verlegt hatten, und machten uns etwas Kakao, weil wir das Ginger Ale im Moment nicht fanden: Es fand sich übrigens nie wieder. Da unsere Suche nach Lampen ergebnislos blieb, spazierten wir an diesem klaren, kalten Abend gemeinsam ins Dorf hinein und als wir mit einem Pfund Kerzen in blauem Packpapier zurückkamen, schien es nur natürlich, durch die dämmrigen Gärten zu ziehen, die sich langsam in den blauen Schleier einer Sommernacht hüllten. Allmählich kamen die Sterne heraus, einer nach dem anderen, und ein kleiner Mond, der den goldenen Nachmittag über ganz wie ein wolkiger Geist gewesen war, schien sich das Gesicht in fließendem Licht zu waschen, und an das Werk zu gehen, mit vollem Ernst zu scheinen.

Das Haus schien sehr kühl, sehr dunkel, sehr still, als wir wieder hineingingen.

Nicht einmal die allerintensivste Suche und eine ganze Kiste Wachsstreichhölzer verhalfen uns zu auch nur einem einzigen Kerzenhalter. Wie trauerten wir da den leeren Flaschen nach,

die wir in der Hutschachtel zurückgelassen hatten! Schließlich stellten wir unsere Kerzen auf, in dem wir sie unten an Untertellern festschmolzen. Dann machte ich eine Umzugskiste klein und schürte Feuer in unserem Zimmer.

Durch einen glücklichen Zufall fand Chloe, auf der Suche nach Kamm und Bürste, die Laken. Wir gingen durchs Haus und zogen alle Läden zu.

«Nun», sagte Chloe frohgemut, «sind wir wirklich zu Hause.»

Ich ließ meinen Blick über das unaussprechliche Durcheinander schweifen: die ganze Hutschachtel voll all unserer Habe einmal «umgestülpt» und gleichsam wie aus einem Sack auf den Boden gekippt – und sagte: «Ja.»

Die Vögel weckten uns am Morgen; ein ganzes Orchester wie ich es mir nie auch nur ausgemalt hätte. Der Schlaf schien für immer vertrieben. Ich war derjenige, der nach unten ging um fürs Frühstück Feuer zu machen. Es tat gut, die Läden und Fensterflügel aufzustoßen, und sich durch das lose, ziellos herübergetriebene Geflecht aus grünen Jasminblättern nach draußen zu lehnen, um die frische Süße des Morgens zu kosten. Bald darauf kam Chloe und lehnte sich neben mir nach draußen. Die ganze Welt schien Blau und Grün und Gold: Die Bäume und das Gras, die im taufeuchten Sonnenschein funkelten und auf der leuchtenden Erde die langen, schwarzen Schatten der Bäume.

«Solche Schatten habe ich noch nie gesehen», hauchte Chloe, «die sind ganz anders als die Abendschatten. Und man hat kei-ne Nachbarn! Oh, es ist sehr gut.» Die Vögel sangen, die Sonne schien sacht, der Schwan im Hausteich spannte weit seine Flügel aus und putzte sein weißes Gefieder. Ein roter Dunst bedeckte die Hügel. Es war wahrhaftig «sehr gut». Im Wald begann es zu knacken. Ich sah auf die Uhr: fünf Uhr.

«Wir müssen immer um halb fünf aufstehen», sagte Chloe. «Ich wusste gar nicht, dass irgendwas so schön sein kann. Denk dir nur, die armen, dummen Leute, die erst um acht aufstehen.» Ich dachte an sie, und ich wusste, dass wir sehr bald wieder zu diesem bedauernswerten Menschenschlag zählen würden.

Aber ich sagte nichts. Wir räumten das Frühstück ab und unser Zimmer auf – und dann und wann hielt sie immer wieder einmal inne, um in die Hände zu klatschen – einmal hatte sie dabei gerade zwei Plätteisen und einen Staubwedel in Händen – und zu sagen: «Oh, ist es nicht einfach perfekt? Ist es nicht lustig und interessant und spannend – und einfach alles was irgendwas irgendwie sein kann?»

Wir stellten einen Entwirrungsplan auf und wandten ihn auf unsere Habseligkeiten an. Chloe tauchte in den Haufen hinab und brachte Schätze mit nach oben, die ich nach ihren Anweisungen an den bezeichneten Platz trug. Aber viele Sachen schienen heimatlos und die Anweisung

«Ach, weiß nicht – auf den Küchentisch!» häufte sich so, dass der Küchentisch unter seiner Last ächzte und die hohen Schränke Anzeichen der Überfüllung zeigten.

Aber wir schafften es, einen Raum freigeräumt zu bekommen – den Weißen Salon, wie Chloe ihn nannte. Eigentlich war er halb in Eiche getäfelt – angestrichen, natürlich, von der Hand eines Barbaren aus der Mitte der Viktorianischen Epoche – aber immer noch schön, mit seinen eingeschnitzten Girlanden und Blumenornamenten, seinem hohen Sims und den entlegenen Ecken. Wir wischten ihn durch; wir legten unseren besten Teppich und Herdvorleger hinein, stellten unseren Klapptisch aus Eiche und unsere Stühle aus polierter Birke dort auf, die mit der geflochtenen Sitzbespannung, und das Eckschränkchen; außerdem den kleinen Eichen- Beistellschrank mit den niedrigen Füßen, und auf das Sims stellten wir einige grüne flämische Töpfe. Chloe lief hinaus und kam mit einem halben Dutzend später Tulpen wieder, und als sie die auf den Tisch gestellt hatte, in einer Vase mit chinesischer Flusslandschaft in weiß-blau – Handarbeit, keine dieser Bedruckten – dann, ja, dann hatten wir einen «Raum zurechtgemacht»: eine Zuflucht, wie Chloe sagte.

Wir vermaßen auch das verbleibende Chaos in der Küche.

«Denn das, das geb' ich auf.», sagte sie, «Das kriegen wir ja in hundert Jahren nicht verräumt.» – Also wurden Bilder und Vorhänge und alles, was Zeit zum Aufhängen braucht, wegge-

tragen. Der gewischte Flur sah geräumig und wunderschön aus, besonders als wir das Rotweiß des mit Marmor-Intarsien versehenen Fußbodens mit einem nassen Besen und einem Eimer Wasser geputzt hatten.

Als ich mit dem Besen kräftig über ein verfärbtes Stück Marmor schrubhte, bemerkte ich plötzlich, dass ich ein schlechtes Gewissen hatte. Bei genauerer Betrachtung machte mir dieses Gefühl Angst: Ich war drauf und dran, mich für solche Einzelheiten zu interessieren. Und ich hatte noch kein einziges mal an meine eigentliche Arbeit gedacht, obwohl doch morgen mein Artikel in der Wilden Wochenschau fällig war. Es wäre mir früher niemals eingefallen, mir auch nur träumen zu lassen, dass ich mich je für Fußboden putzen interessieren könnte. Und doch, hier hockte ich und rief Chloe freudig zu: «Das bekommt die selbe Farbe wie die anderen» – Ebender Chloe, die selbst tief in einer Umzugskiste steckte.

«Wird es nicht mehr haben, wenn es erst trocken ist.», sagte sie. «Aber ich habe den Korkenzieher und die Lampen gefunden. Eine von ihnen steht verkehrtrum und ist voll Petroleum – war sie jedenfalls, jetzt hast du das Zeug überall und nirgends.» Ich trug meinen Lappen und Eimer in die Küche.

«Mein Schatz», sagte ich, «hast du meinen Rasierpinsel gefunden?»

«Warum?», fragte sie, «Willst du ihn auf den Sims in der Diele stellen?»

Der bloße Gedanke stieß mich ab; und dass dies so war, stieß mich noch mehr ab.

Ich wies deutlich darauf hin, dass ein Rasierpinsel zu mehr gut ist, als nur irgendwo draufgestellt zu werden, und schließlich fanden wir ihn – verwickelt in ein Paar Seidenvorhänge.

Wir aßen im Garten zu Mittag.

Und dann standen uns plötzlich Yolandes Möbel ins Haus. Wir hatten sie ganz vergessen. Der Weiße Salon musste umgeräumt werden, damit ihre Eichenbank dort Platz fand. Das Klavier beorderten wir kühn ins Wohnzimmer, wo es lange Tage einsamer Größe verlebte. Ihr Mobiliar war wirklich schön: Chippendale- Stühle und ein Sheraton-Sekretär; dutzendweise Bilder und hunderte toller Tontöpfe. Die Männer, die ihre Sachen transportierten, trugen Leinenjacken und hatten auch keinen Geruch wie Charley. Sie stellten Sachen tatsächlich dort hin, wo wir wollten.

Wir standen ganz demütig und erstaunt dabei. Aber als sie fragten, wohin sie die Bilder hängen sollten, sahen wir uns an und waren fast sprachlos vor Verwunderung. Sie hängten die Bilder auf, sie fragten nach einem Besen – und wenn unserer nicht gerade nass gewesen wäre, hätten sie noch den Staub ausgefegt, den hereinzutragen selbst ihre vorsichtigen Füße nicht hatten vermeiden können. Sie staubten die Möbel ab und fragten, ob es noch etwas gäbe, das sie tun könnten.

Ich sagte nein und griff zum Silbergeld in meiner Tasche – viel mehr als ich mir eigentlich leisten konnte – doch Chloe sagte:

«Oh ja! Wie freundlich von Ihnen. Fragen sie bitte alle, die sie kennen, ob sie einen Dienstboten wissen. Wir haben keinen und, nun, sehen Sie...» Sie sahen nur zu deutlich, was anlag. Sie versprachen alles; sie nahmen mein Silbergeld und gingen.

Und noch am selben Abend kam eine adrette junge Frau «wegen der Stellung», nahm sie an, ging ihre Habseligkeiten holen und kam nie wieder. Vielleicht hatte sie beim Hinausgehen den Geist gesehen. Wir haben es nie erfahren.

Am nächsten Tag setzte ich mich mit meiner Schreibmaschine in die Diele. Chloe fuhr nach London, um bei den Behörden die Runde zu machen, und so war niemand da, um die Hausarbeit zu erledigen. Daher räumte ich, als ich meinen Artikel fertig hatte – er handelte vom «Häuslichen Glück», das weiß ich noch – die Wohnung ein wenig auf. Da ich dabei das Grafit-Besteck in der Brotpfanne fand, versuchte ich mich daran, das Eingangstor zu polieren. Das ist viel schwieriger als man erwarten würde, und ich schürfte mir an den Stangen die Knöchel auf. Dann putzte ich einige der Fenster. Ich wusste aus *Cranford*, dass man das mit Zeitungen macht. Die Mitte der Scheiben war immer leicht, die Ecken unerreichbar und nervig. Dann machte ich Tee und füllte die Lampen nach. Ich empfand ganz so wie ein Entdecker in einem unbekanntem,

wilden Land. All das war neu und außerordentlich faszinierend. Ich hackte Holz und füllte eine Kiste damit, bereit für morgen früh. Ich hackte mir auch in den Finger und beschloss, dass ich für diesmal genug Hausarbeit getan hatte. Dann fiel mir mein Artikel wieder ein.

Ich hatte vergessen, ihn in die Post zu geben; und die Post war schon weg, als ich ins Dorf kam. Ich musste nach Blackheath laufen, um die Abendpost zu erwischen – sechseinhalb Kilometer hin und dasselbe wieder zurück. Als ich nach Hause kam, saß Chloe dort auf der Schwelle – mit einer völlig Fremden.

«Wir sind schon Stunden hier», sagte sie, «Wie konntest Du bloß einfach so weggehen? Das ist Ellen – sie kommt zu uns ins Haus».

An Ellens Blick sah ich, dass sie sich da nicht so sicher war. Als Ellen die Küche und den dort in schier unbeschreiblicher Form zusammengelagerten Hausrat sah, zuckte sie zurück, und ich wusste, es würde zum Schlimmsten kommen.

Dennoch: Wir nahmen uns alle zusammen, räumten die Küche oberflächlich auf, richteten Ellens Schlafzimmer her, halfen ihr beim Abendbrot machen, gingen sodann erschöpft zu Bett – und kamen am Morgen herunter, um festzustellen, dass Ellen weg war. Sie war nicht von Grund auf böse; sie hatte einige gute, freundliche Neigungen. Sie hatte Feuer gemacht und den Kessel aufgesetzt, bevor sie gegangen war.

Wir waren aber an diesem Morgen etwas spät dran, und so war alles Wasser schon verkocht. Als ich den Kessel am Hahn auffüllte, zersprang er; Chloe sagte, dass laufe ja immer so, riss mir den Kessel aus der Hand, und kochte das Teewasser in einer tiefen Pfanne, in der zuvor Kohl gewesen war.

Daher bestand ich nach dem Frühstück auf eine Runde durch den stillen, sonnigen Garten, wo sie ruhiger wurde.

«Aber es ist schrecklich.», sagte sie.

«Ja», räumte ich ein, «Aber ich habe gestern das Tor hergerichtet und verschiedene andere Dinge gemacht, die dir gar nicht mal aufgefallen sind.»

Sie wurde von tiefer Reue gepackt.

Ich nutzte meinen Vorteil und blieb dran.

«Und jetzt, Mietzekatze, werde ich mit uns schimpfen: Es war ganz meine Schuld, dass wir die Hutschachtel verlassen haben, aber ich hoffe, Du wirst mir verzeihen – und lass uns das Beste draus machen. Und wir dürfen die Dinge nicht zu ernst nehmen. Was spielt das alles schon für eine Rolle? Im Lauf des Lebens, liebste Mietzekatze, ist Lachen immer noch die beste Waffe. Lass es uns so halten: Wir lachen über alles, außer, wenn wir wirklich darüber weinen müssen. Und wenn wir schon weinen, dann weinen wir – genau so.»

Denn sie weinte dazu, mit ihrem Kopf auf meiner Schulter und in meinen Armen.

«Ich bin so müde.», sagte sie schließlich.

«Ich weiß. Jetzt werden wir uns auf diese gute, alte Steinbank unter den Hagedorn setzen, und wenn Du brav bist, werde ich dir ein paar Sachen erzählen: Wir werden nicht nochmal einen Diensthofen suchen, bis die Küche in Ordnung ist. Und wir werden alle Räume absperren, außer der Küche, und mit unseren Schlafzimmer-Sachen in einen der unteren Räume ziehen, sodass wir die Treppe gar nicht mehr benutzen brauchen. In den kleinen Raum, der von der Küche abgeht, da stellen wir zwei Tische hinein – dort werden wir dann arbeiten: Denn arbeiten müssen wir ja, weißt du. Die Hausarbeit machen wir abwechselnd, und der andere soll dann jeweils seine eigentliche Arbeit machen. Und wenn dann alles in Ordnung gekommen ist, werden wir einen Schatz von einem Dienstmädchen ins Haus bekommen – und alle glücklich leben bis ans Ende unserer Tage. So, jetzt wirst du dich hier ganz ruhig hinsetzen, und ich hole Stevensons *Binnenlandfahrt* und lese Dir eine Stunde vor.»

Wir machten all das, und allmählich ergab sich eine Art Ordnung aus dem Chaos – und auch der Geruch von Charleys Mantel verflüchtigte sich langsam.

Dann hatten wir in rascher Folge sechs unpassende Diensthofen: Fünf waren, glaube ich, ehrlich; die sechste ließ Chloes sämtliche Seiden-Unterröcke und ihren Nerzmantel mitgehen.

Dann bekamen wir eine Frau aus dem Dorf dazu, dass sie tageweise zu uns kam. Sie arbeitete ziemlich gut, doch sie trug einen verdeckten Korb bei sich, und das kostete uns dann doch zu viel Tee und Butter.

Während dieser ganzen Zeit hatten wir nie einen Moment zum Gärtnern frei, und Chloes Traum, unser eigenes Gemüse anzubauen, wurde rasch vom Unkraut der Vergessenheit überwuchert. Blumen gab es jetzt jedoch reichlich. Hunderte Rosen, rot und weiß und gelb. Tausende pinke Rosen. Marienglockenblumen, rote Gerbera, Lupinen, Akeleien und große Rittersprone. Chloe sorgte dafür, dass unser Haus eine zierliche Blumenlaube war und blieb. Ich putzte die Stiefel, ich putzte die Messer und piff vergnügt bei dieser Arbeit. Als dann aber das halbe Halsstück vom Schaf seinen Weg in den verdeckten Korb fand und straußenhaft sein Hinterteil zur anderen Seite herausstreckte, war es soweit gekommen, dass ich Frau Coombe mitteilte, wir müssten wohl getrennte Wege gehen. Sie fragte nicht nach einer Erklärung; ich gab keine dazu. Wir gingen ohne große Worte auseinander.

Am selben Tag begann es zu regnen – zuerst ein Gewitter und dann gemächlicher, beständig prasselnder Regen über Stunden und Stunden, stundenlang. Abends saßen wir in der Küche am Feuer und erzählten uns Geistergeschichten, bis ich allmählich meine Frau verstohlen über ihre Schulter blicken sah – dorthin, wo in der großen Küche mit ihren schwarzen

Deckenbalken die dunkleren Schatten lauerten. Dann zündete ich zwölf Kerzen an, stellte sie auf den Sims, machte uns Negus, den wir tranken und zu Bett gingen.

Mitten in der stockfinstersten Nacht packte mich Chloe am Arm.

«Du musst aufwachen.», flüsterte sie ängstlich.

«Da ist irgendwer im Haus – oder – – oder irgendwas. Ich bin schon stundenlang wach. Horch! Hörst Du es nicht?»

Ich horchte.

«Es ist wie – Oh, Len, ich habe solche Angst. Es ist eine Art tropf... Tropfen.» Sie hielt mich ganz fest, mit beiden Händen.

«Es ist wie – es ist, als ob jemand umgebracht worden wäre, und das Blut jetzt auf den Fußboden tropfen würde. Oh, hör doch hin. Und zünde gleich ein Licht an, ich hab zu viel Angst, um mich nach den Streichhölzern zu strecken. Hör bloß! Es ist wie ein Tropfen. Blut – Tropfen.»

Ich horchte. Und es war ganz so.

Kapitel 3

Der Hausgeist

Ich hielt den Atem an, um auf das Tropf-Tropf-Tropfen zu hören – an sich schon laut genug und hohlklingend in der unwirtlichen Mitternachtsstille. Nun atmete ich mit einem Seufzer aus.

«Das ist Blut, das da tropft.», sagte Chloe.

«Das kann nicht sein», sagte ich. «Es ist niemand in diesem Haus, der irgendeinen anderen töten könnte, und außerdem ist niemand zum Töten da. Sei kein Idiot, Schatz.»

«Vielleicht ist es irgendjemand, der schon vor langer Zeit getötet wurde», sagte Chloe. Sie klapperte mit den Zähnen.

«Ein Geist, meinst Du?», sagte ich leichthin. «Das nicht. Ich glaube, irgendein Landstreicher ist reingegangen und hat eine Bierflasche umgeworfen. Lass mich mal Stiefel und Schürhaken nehmen und nachsehen.»

Ich war stets entschlossen gewesen, komme, was da wolle, unter keinen Umständen einem Einbrecher barfuß entgegenzutreten. Man denke bloß an den fürchterlichen Vorteil beschlagener Einbrecher-Stiefel gegenüber zusammenschrumpfenden nackten Zehen.

«Aber hier oben ist kein Schürhaken», sagte Chloe «Du weißt doch, dass wir das Schlafzimmer-Ofenbesteck nie gefunden haben. Mein Regenschirm – weißt Du, den mit dem lilanen Knauf.» Der Schirm, eines unserer hässlichsten Hochzeitsgeschenke, ein Regenschirm mit steinernem Griff und einem darin eingelassenen golfball-großen Amethysten, stand in einer Schrankecke. Ich wog ihn in der Hand.

«Ich glaube, damit könnte man Nüsse knacken, wenn's sein muss.», sagte ich dann, «sogar die härteste Nuss des hartgesottensten Einbrechers.»

«Wie kannst Du bloß...?!» sagte Chloe, während sie zaghaft in ihren Morgenrock schlüpfte.

«Na dann – ich trag' das Licht.

«Du kommst doch nicht etwa mit?»

«Meinst Du, ich bleibe hier allein?»

«Aber wenn es doch ein Einbrecher ist?»

«Genau!»

«Du meinst, Du kommst mit, um dich hernach um mich zu kümmern?»

«Oh, sag sowas nicht.», entgegnete sie.

«Jedenfalls komme ich mit.»

Ich blies die Kerze aus, und nahm sie bei der Hand.

«Falls wir einen unternehmungsfreudigen Profi überraschen wollen, werden wir das nicht mit Kerze tun.», sagte ich.

«Na dann!» – Ganz leise und ganz langsam öffneten wir die Tür, und genauso leise und langsam krochen wir beide Hand in Hand den dunklen Gang entlang.

Am Fuße der Treppe blieben wir still stehen und lauschten. Kein Ton außer dem Tropf-Tropf-Tropfen. Es schien aus dem Weißen Salon zu kommen.

Meine Frau umfasste meine Hand fest mit beiden Händen: «Ich kann das nicht!», flüsterte sie, und entzündete ein Streichholz. Ihre Hände zitterten so, dass sie kaum die Kerze anzünden konnte. Ich nahm sie ihr ab.

«Du solltest besser zurückgehen.», sagte ich.

Doch wir gingen weiter.

Ich stieß die Tür zum Weißen Salon auf, während Chloe mit dem Rücken zur Wand stand, ihr Gesicht in den Händen verborgen.

Ich machte zwei Schritte in die Dunkelheit hinein. Dann lachte ich laut heraus und stellte die Kerze auf den Tisch.

«Len, was ist los?! Oh – was ist es bloß?»

«Es ist alles in Ordnung, Schatz! Aber was für ein Glück, dass ich den Schirm dabei habe.» Während ich das sagte, spannte ich ihn auch schon auf, griff nach Chloes Hand und zog sie darunter. Die Tropfen schlugen schwer auf dem Schirm auf – Tropfen von der Zimmerdecke. Chloe und ich sahen uns in die Augen und lachten.

«Oh Schatz, wie blöd! Mensch, es ist bloß Wasser, das durchs Dach kommt.»

«Ja», sagte ich, «bloß». Auf dem Fußboden stand zentimeterhoch das Wasser, und von der Decke fiel es, in heftigen, ungezügelten Güssen: auf Möbel, Bücher, Kissen, Gardinen.

«Jetzt hast du keine Angst?», fragte ich und schloss dabei den nassen Schirm mit einem Pflapp. – «Nein.»

«Dann sollten wir uns wohl am besten anziehen und sehen, was wir tun können.»

Wir zogen uns hastig an und entzündeten die Kerzen in den alten Messingständern auf dem Sims des Weißen Salons. Wir

brauchten einige Zeit, bis wir Plätze gefunden hatten, wo sie stehen konnten, ohne dass die tropfende Decke sie sofort auslöschte.

Dann taten wir, mit Eimer, Lappen und Wischtuch, was wir nur konnten: beide barfuß, ich mit hochgekrämpelter Hose und Chloe mit bis über das Knie hochgerafftem Rock. Wir trugen all unsere Bücher in den Flur und stellten sie dort hochkant aufgeschlagen zum Trocknen hin. Wir trugen unsere Möbel hinaus – die Sitzbank, den Klapp Tisch und die Birkenholzstühle mit den Sitzflächen aus Binsengeflecht. Wir nahmen die nassen Gardinen ab und hängten sie an das Schinken-Gestänge in der Küche.

«Ich wünschte wirklich, wir würden uns ein Schwein halten.», bemerkte Chloe nebenbei. «Stell dir mal vor, Schinkenläiber dort schwingen zu haben, statt schlabbriger, nasser, triefender Gardinen.»

Es war eine ganze Nacht Arbeit. Als das Morgenrauen uns, durch vom Regen beschlagene Scheiben, das grüne Gewirr unseres Gartens offenbarte, der völlig niedergetrommelt eine einzige tropfnasse Verzweiflung unter regengrauem Himmel abgab – dazu über und über Regen, sah ich meine Frau an und sagte: «Das war eine abenteuerliche Nacht. Das ist ein garstiger Morgen.

Machen Leute, die die ganze Nacht auf waren, eigentlich Frühstück? Tee, zum Beispiel? Du bist nass wie eine Meerjungfrau

und zweimal so schön. Aber Wasser ist nicht dein angestammtes Element. Du musst getrocknet werden. Ich mache ein Feuer.»

Sie hatte das Tau leuchtender Haare zu fassen bekommen, das ihr bis über die Taille herunterhing und wrang das Wasser heraus.

Ihre nackten Füße schienen, in dem Gemisch aus Dämmerlicht und Kerzenschein, sehr rosa und gerötet, ihr gestreifter rotweißer Rock gab ihr eine Art koketten Schick, wie den einer Pariserin in Trouville*. Sie hielt mir mit dramatischer Geste ihre Hand hin:

«Komm mit deiner Meerjungfrau!», sagte sie, «komm und entfache ein Feuer aus Treibholz in ihrer Meeresgrotte.»

Sie führte mich durch die Küche nach oben zu dem kleinen Zimmer, in dem wir arbeiteten. Dort brannte ein Feuer, rot und lodernnd, und auf ihrem mit einer weißen Damasttischdecke eingedeckten Zeichentisch standen Brot, Butter und Teesachen. Der Metallkessel sang leise auf dem Kamin.

«Das muss der Geist gemacht haben», sagte ich. «Du hast gesagt, du bringst ihm Besorgungen machen bei, aber ich hätte nie gedacht, dass Du ihn zum Feuer machen bringst.»

«Aber ich hab's geschafft.» sagte sie, «Ich habe es ihm beigebracht. In diesen kleinen Augenblicken zwischendurch, weißt du, als du Eimer geschleppt und die armen durchnässten Bücher kopfüber hingestellt hast – damit du nicht merkst,

was ich da tue. Ist das nicht ein kluges Gespenst? Bin ich nicht eine gute Lehrerin?»

«Du bist ein Engel!», sagte ich, «Ich mache den Tee.» –

«Bin ich nicht ein edles Ehefrau? Bist du nicht stolz auf mich? Liebst du mich nicht so-so-so sehr?», fragte sie.

«Nicht so ganz.», sagte ich, während ich sie mit einem Arm umarmt hielt und mit der anderen Hand Tee kochte.

«Respekt, Bewunderung deiner Talente – pass auf, du hättest fast den Teekessel umgeschmissen – aber Liebe?

Und schüttel meinen Arm nicht so durch, sonst verbrühe ich uns beide noch. Geh dir was Trockenes anziehen, und ich schneide uns ein paar Brote.» –

«Und du liebst mich nicht?»

«Ich hätte dich wohl eher gern, wenn du trocken wärst. Geh! Lauf! Renn los!»

«Das eingemachte Fleisch ist im Chiffon*», sagte sie «Und du bleibst wohl nass?»

«Ja, ich muss mal rausgehen und nachsehen, was da auf dem Dach ist, sobald es hell genug ist, dass man was sieht und eine Leiter aufstellen kann. Ziehen sie sich zurück, Madame, und nehmen sie fünf Tropfen Eukalyptus-Öl auf einem Stück Zucker.»

Es war ein recht angenehmes Frühstück, auch wenn des Tropf-Tropf-Tropfen die ganze Zeit fröhlich weiterging. Als das letzte Sandwich weg war, stütze Chloe sich am Tisch auf und sagte:

«Len, es tut mir leid, und es ist sicher sehr falsch, aber ich hatte ziemlichen Spaß daran. Scheinbar mag ich's, wenn Dinge passieren. Aber, oh weh, was für ein Durcheinander wir jetzt hier haben.»

«Es ist falsch, aber mir geht's genauso. Und es ist ganz verderbt – eine kranke Sehnsucht nach Aufregung, sogar auf Kosten einer geliebten Bibliothek, der feinsten Blüte der Literatur unseres Landes. Jetzt zieh mal dein Regenzeug an, und wir gehen aufs Dach!»

Ich half ihr in ihren Regenmantel und los gingen wir.

Das Dach über dem Weißen Salon ist eines der verbleiten Gebiete über den Gebäudeflügeln des Roten Hauses. Es hat vorn und hinten eine Brüstung. Die beiden Brüstungen bildeten nun eine Art Wasserbehälter, alle Regenrohre waren von Blättern und Zweigen verstopft, und aus einem zog ich ein schwarzes, durchweichtes Starennest. Der Regen prasselte erbarmungslos hernieder. Ich sah mich um. Ich wusste, dass die Flut im Weißen Salon unter mir mit jedem Moment an Höhe und Heftigkeit zunehmen musste.

«Chloe», sagte ich, «Das ist nicht die Zeit, mit Ziegel und Zement zimperlich umzugehen. – Geh, hol den Metallbesen, und ich suche den Kohlenhammer.»

Ich fand ihn, nach einigem Suchen, in der Speisekammer. Ich hatte ihn, wie ich mich schließlich erinnerte, selbst dorthin getragen – in der festen Überzeugung, dass er, und nur er allein, den ersten je von Chloe fabrizierten Stachelbeeruchen aufbrechen könne. Ich nahm ihn mit aufs Dach und schlug damit Ziegel und Zement ab, bis ich eine gut sechs Meter große Bresche in die hintere Brüstung geschlagen hatte. Dann hielt ich inne. Ein Moment der Stille voll konzentrierten Nachdenkens ward durchbrochen, als ich sprach:

«Frau meines Herzens, denk nur mal, dass Du nebenbei ganz zufällig ein handwerkliches Genie geheiratet hast.»

Dann gingen wir den Spaten finden. Mit ihm gruben wir einigen Lehm von den Ufern eines der kleinen Ströme ab, die unseren Haussee speisen. Ich transportierte ihn, immer durch den Regen, mit der Schubkarre zum Ort des Geschehens, wo wir ihn mit unserem Papierkorb am Seil aufs Dach hieften. Dort baute ich einen Damm vor die frische Bresche. Darauf hielt ich erneut in geradezu napoleonischem Nachdenken inne – bis:

«Die Kehrschaufel, Liebste», sagte ich, und sah auf das rosane, regennasse Gesicht meiner Frau hinunter. Dann schlug ich die letzten neun Zentimeter am Boden meiner Bresche nieder.

Das von meinem Damm eingeschlossene Wasser stürzte hinaus, die vordere Fassade des Hauses hinab: Hinter meinem Damm lag der Wasserspeicher, aber mein Damm hielt stand.

«Und nun – einen Besenstiel, Herz meines Herzens. Oder, weißt Du was: den Garten-Rechen, den wir nie benutzt haben, und etwas Wäscheleine!»

Ich spießte die Kehrschaufel mit dem Griff rechtwinklig auf den Griff des Rechens und legte letzteren wiederum über meine Bresche. Die Brüstung trug seine beiden Enden sicher, und die Kehrschaufel orientierte sich, verkehrtherum hängend, nach draußen zur Öffnung hin. Ich machte alles mit Lehm fest, dann rief ich Chloe, sie solle die Leiter hochkommen, um mit mir den Moment des Trumpfes zu teilen, wenn mein Damm aufgebrochen und mein neuer Kehrblech-Rechen-Regenwasserableiter ins Spiel kommen würde. Die Ehefrau sollte in guten wie in schlechten Zeiten zu einem stehen, sagte ich.

Dieses geniale Patent, bei dem ich ganz begeistert war, dass ich in der Lage gewesen war, es zu erfinden, funktionierte perfekt. Ich trat meinen Damm in Stücke, und das dahinter eingesperrte Wasser rauschte eilends durch die Bresche und stürzte, gelenkt durch die vertrauenswürdige Kehrschaufel, fast einhalb Meter vom Haus entfernt in einem mächtigen Wasserfall hinab, um dann in harmlosen Schlangenlinien über den Kiesweg hin abzufließen. Ich half den dahinfließenden Fluten mit dem Metallbesen nach, während die ganze Zeit der Regen

auf Mäntel und entblößte Köpfe tropfte, rann und spritzte. Als das Wasser auf dem Metall nur noch etwa zwei Zentimeter hoch stand, stabilisierte ich Kehrblech und Rechen mit Lehm, und wir gingen hinein. Der Weiße Salon war unsäglich nass – aber das Wasser tropfte nicht länger vom Dach.

Wir wischten erneut auf, trockneten alles, kleiden uns neu ein und erledigten unsere gewöhnliche Hausarbeit. Dann kam die Sonne heraus. Wir nahmen Kissen und Decken mit hinaus auf den Balkon – und schliefen ein. Wir schliefen bis spät nachmittags. Anschließend ging ich einen Klempner holen. Er kam Tage später, reinigte die Abflussrohre und schickte mir dafür eine Rechnung von £2 Pfund 17 Schilling, 7 Pennies.* Das war die erste Belastung des Erbes, das wir von meinem Onkel erhalten hatten. Die zweite kam von einem Inspektor des Wasserversorgungsbetriebs. Er verpflichtete uns, neue Hähne nach dem jüngsten Stand der Technik im ganzen Haus anzubringen, und als dann eine großmütterliche Regierung uns auch noch in Fragen der Waschbecken und Überlaufrohre traktierte – Chloe hatte das Pech, dieser Belagerung in meiner Abwesenheit nicht stand zu halten – endete das Ganze schließlich mit einer Rechnung über £29 Pfund 19 Schillinge, 11 Pennies.

Da sagte ich: «Chloe, wir stehen vor dem Ruin. Als wir in der Hutschachtel gelebt haben –»

«Ja, ich weiß», fiel sie mir ins Wort, «aber hier gibt es so viel zu tun.»

«Das Haus ist zu groß und die Arbeit zu schwer», zitierte ich.

«Das ist es gar nicht, aber alles ist so groß. Meine Güte, ich brauche zwei Stunden, um die Blumen zu machen, und das brauchen sie dreimal die Woche mindestens.» «Wir müssen unverblümt leben, Chloe, oder im benachbarten Arbeitshaus Zuflucht suchen. Nun, in der Hutschachtel –» «Ja, ich weiß», wiederholte sie

«Oh Len, schimpf nicht so! Das ist scheußlich von Dir.»

Schonungslos nutzte ich meinen Vorteil, denn Chloe schien in der Stimmung zu sein, nachzugeben. «In der Hutschachtel –» begann ich, aber sie fasste mich bei den Schultern, schüttelte mich und nahm mir die Worte aus dem Mund.

«In der Hutschachtel –», sagte sie, «habe ich gearbeitet und du hast gearbeitet, und jetzt arbeiten wir beide kein bisschen mehr als wir irgendwie gar nicht anders können. Und ich weiß auch, woher das kommt: Wir haben beide herausgefunden, wie interessant andere Sachen sind. Lieber hackst Du Holz und putzt Stiefel, anstatt deine langweiligen, hässlichen Artikel und Geschichten zu schreiben, und ich montiere viel lieber Regale und bringe Blumen in Ordnung anstatt blöde Bilder von idiotischen Leuten für dumme Magazine zu zeichnen.

Unsere Moral ist ganz zerstört von – wie heißt das – doch gleich? – vor lauter Lebensfreude.»

«Und Wischen und Schrubben und Kochen nennst du keine Arbeit?» Sie zögerte, dann: «Nein», rief sie trotzig, «es ist keine. Arbeit ist das, was man nicht gerne macht und für seinen Lebensunterhalt tun muss. Alles andere ist Spiel! Du weißt, dass das stimmt.»

«Meine liebe Spielkameradin, wir müssen aber arbeiten. Entweder hier, in unserem eigenen Roten Haus, oder in jenem Ziegelbau, den ein gütiges Land seinen offensichtlicheren Fällern von Versagen* errichtet hat. Das Rote Haus oder zünftige Zwangsarbeit, was soll es sein?»

«Da sind immer noch die Zweihundert von Onkel James», erwiderte sie mit trotzigem Blick.

«Chloe, Chloe», sagte ich «Ich spreche mehr aus Sorge als aus Ärger. In der Hutschachtel – ja, ich bestehe darauf, diesen geheiligten Ort so oft zu erwähnen, wie ich will – bist du zweimal die Woche nach London gefahren, um hartherzigen Verlegern einträgliche Aufträge für Illustrationen abzurufen. Du hast mir oft erklärt, dass es darauf ankommt, rechtzeitig vor Ort zu sein. Die Arbeit bekommen die, die danach suchen. Wie oft warst du jetzt seit meinem Geburtstag in London? – Einmal: Und das war, als du aufs Amt gegangen bist, und die Verräterin mitgebracht hast, die uns brandheiß um den Kesselboden gebracht hat.»

Sie ließ den Kopf hängen und sagte, ich sei doch genauso schlimm.

«Ich weiß, aber ich bin ein praktischer Lebensreformer*. Reformen, die man persönlich angeht. Staube meinen Mantel ab, bitte. Falls du eine Idee hast, wo der ist, und meinen Zylinder, wenn du den finden kannst. Ich fahre heute Nachmittag in die Stadt. Während ich nicht da bin, erwarte ich, dass du deine Illustration für das *Frauenbataillon* fertig zeichnest – die, wo die Herzogin ihren Butler entlässt, weil er sich im Damenzimmer rasiert und seinen Rasierpinsel auf dem Marmor-Beistelltischen stehen lassen hat.»

«Du bist böse. Du weißt ganz gut, dass es eine bescheidene Gefährtin ist, die das Heiratsangebot eines Barons ausschlägt. Er sieht wie ein Laufbursche aus, ich weiß: Ihr Arm ist ganz verkehrt, und seine Beine stechen scheußlich aus dem Bild. Beine sind so schwierig, besonders bekleidet. Wir hatten nie Modelle in Hosen auf der Slade-Schule...»

«Oh, diese Kunstschulen.», sagte ich. «Jetzt finde diesen Anzug wieder, meine Michaela Angela, und treibe den davon-eilenden Reformer an.»

«Ich glaube, ich habe ihn einmal in der Garderobenschublade gesehen.», sagte sie verträumt. «Wenn du ihn da gesehen hättest, hättest du ihn weggeräumt. Len, wo wir gerade von Rasierpinseln reden:

Wie kommt es, dass ich in der Hutschachtel so ordentlich war, du aber nicht – und jetzt bist du ordentlicher als ich es bin?»

«Das macht dein Einfluss», sagte ich. «Und das andere geht auf mich?»

«Na, wenn zwei Leute sich auch nur ein bisschen mögen», erwiderte ich, «bringen sie sich Sachen bei, oder?»

«Dann hast du mich verdorben?»

«Und du hast mich erlöst, oder erlöst mich im Moment. Jetzt aber, den Mantel und den Hut! Ich muss mich rasieren, und ich schaffe gerade so knapp den 11:32-Zug. Im Interesse unseres Heims, unserer Zukunft, um unseres häuslichen Friedens willen, Chloe: Versuche, diesen Hut und Mantel zu finden!»

Der Hut war in Ordnung, aber der Mantel war voller Falten: Er lag nicht in der Garderobenschrank-Schublade, sondern im untersten Fach des Beistellschränkchens aus Eiche, und ich musste ihn bügeln, ehe ich auch nur daran denken konnte, ihn zu tragen. Chloe sagte mir, wie das ging, aber sie gab zu, dass ich es besser machte, als sie es selbst gekonnt hätte. Meine besten Stiefel waren, wie es eben so geht, ebenfalls verlegt, und bevor ich sie in einer Ecke des leerstehenden Ankleidezimmers wiedergefunden hatte, hatte ich den 11:32-Zug verpasst. Ich fuhr mit dem um 12:40 Uhr hinein, und fragte mich auf der Fahrt, wie es käme, dass Chloe, die in der Hutschachtel alles so ordentlich arrangiert und Ordnung gehalten hatte,

jetzt unordentlicher wurde, als ich es an meinen wildesten Tagen je gewesen war. Das war ein Problem und ich nahm es mir vor, während der Zug mit mir durch grüne, von Ulmen und Hagedorn-Hecken gesäumte Weiden voranwirbelte, durch Villenviertel, rotgemauert und selbstbewusst zurechtgemacht, mit ihren gepflegten Gärten – darin das Gold der Pantoffelblumen, und das Leuchten der Geranien – so sauber wie eine preisgekrönte Planzeichnung aus einem erstklassigen Gymnasium. Das Problem löste sich nicht. Nicht ehe der Zug durch eine Wildnis gelber Häuser fuhr – alle gleich, alle dreckbeschmiert, und alle mit ihren Parzellen schwarz gewordener Gärten, ihren schlackernden Blumen und ihren sorgsam getrimmten Kriechgewächsen für ein Leben stehend, in dem die angeborene Liebe des Menschen zur Schönheit sich voller Mut einer eisenharten Umwelt entgegenstellte, gegen den verkrüppelnden Schlag widriger Umstände der Geburt, das Hindernis einer ererbten Unterwerfung unter Umstände, die unverdient das Leben verdüsterten – nicht eher also als dort begann ich, eine Lösung zu meinem Problem zu erkennen.

In unserem ersten Zuhause – der Hutschachtel, dem kleinen Nest, das uns gehalten hatte, seit wir das erste Mal ein Paar wurden – hatte Chloe sich angestrengt, die Gewohnheiten und Vorgehensweisen zu übernehmen, die sie im Haus ihrer Mutter in Bedford erlernt hatte – und sie hatte sie, in geradezu mikroskopischem Maßstab und mit Unterstützung eines mehr

oder weniger handhabbaren Hausmädchens, auch übernommen. Da gab es Regeln, und die befolgte sie. Ich meinsten war diesen neuen Regeln wie einem Teil eines amüsanten Theaters, als solches neu und erfreulich, begegnet, in dem meine Frau die Heldin war. Gleichzeitig hatte ich keinen großen Drang verspürt, die Gewohnheiten aus all den Jahren zu ändern, die ich in gemieteten Kammern zugebracht hatte – dem Tun und Treiben einer zwar durchweg unehrlichen Wäschefrau ausgeliefert, die sich aber nie über etwas beklagte.

Als wir aber die Hutschachtel – ich erwies ihr mit einem kleinen *Pro-forma*-Seufzer die Ehre, sogar in der Einsamkeit meines Abteils – als wir also die Hutschachtel zurückließen und in das Rote Haus eintraten, traten wir zugleich auch in ein neues Leben ein, eine primitive Existenz, die kein Gesetz durchdrang. Die Regeln, die Chloe in Bedford gelernt hatte, was die Pflichten der Dienstboten und die alltäglichen Abläufe des häuslichen Lebens anbetraf, waren nunmehr unanwendbar, denn wir hatten kein Dienstmädchen, und infolgedessen auch keine anerkannten Abläufe.

Wir waren in der Lage von Menschen, die auf einer Wüsteninsel... (Ich meine natürlich eine wüste, unbewohnte Insel, aber der Ausdruck aus Kindertagen bleibt einem einfach, ganz wie die Instinkte, erhalten.) ... gestrandet sind. Und da hatten wir plötzlich die Rollen getauscht. Die Landkarte bewährter Gewohnheit, nach der Chloe die Hutschachtel gelenkt

hatte, ward ihr entrissen; nun hatte sie nichts übrig behalten als den köstlichen, echten Drang zur Schönheit – das Arrangieren von Blumen, das Aufhängen von Regalbrettern – und das tiefsitzende, immerwährende Verlangen, den eigenen Hunger und den der Ihrigen zu stillen, das heißt: meinen. Ich wiederum, der ich mich einem neuen Problem gegenüber sah, nahm mich dem auf Männerart an – mit einer neuen Lösung. Mir fiel auf, dass allein Ordnung unser Leben im Roten Haus möglich machen würde. Als der Zug schließlich über die Brücke dampfte, kamen meine geistigen Betrachtungen zu einem praktischen Ergebnis: Chloe brauchte einen Dienstboten.

Ich traf verschiedene Verleger und erhielt den Auftrag, eine Artikelserie über Außenpolitik und eine Kurzgeschichte von «starkem heimischen Interesse» zu schreiben. Dann stand ich an der Ecke zum Manison House*, dem Amtssitz des Oberbürgermeisters – so tief in Gedanken versunken, dass ich die amüsierten und verächtlichen Blicke meiner Mitmenschen auf mich zog und zu guter Letzt – gerade als ein kleiner Junge dicht neben mir murmelte: «Überlegen Sie, ob 'Se Premierminister werden sollen, der Herr? Lassen'se sich Zeit, da muss'nse schon ma nachdenken drüber!», nahm ich einen Bus und ließ mich hinwegfahren. Ich ging direkt zu Mrs. Mary's-Arbeitsagentur, in der Tottenhamer Hofstraße. Die Damen, die sich meiner annahmen, schienen mir die besten Manieren

der Welt zu haben. Sie waren so gut für mich tätig, dass ich mir in nur einer halben Stunde die Dienste einer liebenswerten allgemeinen Hausangestellten gesichert hatte, die am nächsten Montag kommen sollte, «wie sich's gehört».

«Nun, sehen Sie her», sagte ich zu ihr, «Sie dürfen nicht erwarten, dass unser Haus so ist wie bei irgendjemand anderem. Wir sind nicht im Mindesten wie irgendjemand anders. Wir leben in einem sehr großen Haus –», ihr plumpes Gesicht verzog sich, «aber wir benutzen davon nur einige wenige Räume. Die Hausherrin wird Ihnen ein bisschen helfen, und Sie bekommen einmal die Woche Ausgang, sowie stets am Sonntag. Ihre Freunde dürfen jeden Abend, wann Sie es wünschen, zu Besuch kommen –», ihre Miene heiterte sich wieder auf, «aber keine jungen Männer, es sei denn, sie kommen zu zweit, klar?»

Meine Frau und ich werden Ihnen beide helfen und wenn Sie uns helfen, werden wir alle ein ganz lustiges Leben haben. Was meinen Sie? Wollen Sie es wohl versuchen?»

Ich konnte das Lächeln sehr wohl sehen, das Fräulein May zu verbergen versuchte, und fühlte ein Zittern und Zagen dabei. Vielleicht half es ja letztlich doch nichts, Dienstboten so zu behandeln, als seien sie Wesen vom selben Fleisch und Blut wie man selbst.

Das Mädchen zögerte, sah mich zweifelnd an. Ich lächelte ihr auf meine beste Art zu und sie lächelte zurück: herzlich und, wie mir schien, ohne innere Vorbehalte.

«Nun, mein Herr», sagte sie, «Das müssen wir wohl einfach ausprobieren.»

Damit war das also abgemacht. Ich fühlte die warme Spitze des Erfolgs, die das Leben des geborenen Organisationstalents durchdringt. «Montag also», sagte ich, «und schicken Sie Ihr Päckchen mit Carter Paterson zu uns raus!» Damit verließ ich, wieder ganz allein, das Haus und fuhr mit der Zweigroschen-U-Bahn in die Cannon Street.

Ich musste eine halbe Stunde auf einen Zug warten. Auf dem Bahnsteig fand sich die übliche etwas schmutzige, bunt gemischte Menge aus Büroangestellten, Schreibmaschinistinnen, Kunststudenten und Herren aus der Stadt und mitten unter ihnen, mit ihren roten Haaren, die mir den ganzen trüben Bahnsteig entlang entgegenleuchteten, die Gestalt einer Frau, die ich wiedererkannte. Ihr schickes Musselin-Kleid, übersät mit kleinen Veilchensträußen, ihr charmanter Hut, ihre makellosen Handschuhe, ihr Schuhwerk – all dies für sich hätte vielleicht nicht ausgereicht, um mir mit einem Schlag klarzumachen, wer sie war. Gott sei dank trägt nicht nur eine Engländerin schöne Muselin-Kleider und bildhübsche Florentinerhüte und hat Schuhwerk und Handschuhe, die ihr stehen. Es waren die Haltung ihrer Schultern, ihre Kopfhaltung, die bescheidene, anmutige Selbstbeherrschung in ihrem ganzen Gebaren, die es mich wagen ließen, ohne vorher ihr Gesicht auch nur einmal vor Augen gehabt zu haben, dicht hinter sie

zu treten und in das – beinah! – schönste Ohr der Welt zu wispern: «Yolande!»

Sie drehte sich blitzartig um – und ihr Gesicht war mir an diesem trüben Ort wie ein Sonnenstahl an einem wolkenverhangenen Tag.

«Wie unerwartet, Dich hier zu treffen!», sagte ich zu ihr. «Und wie du noch dazu dem wunderschönsten Pariser Modebild gleichst – ihr seid euch sowas von ähnlich!»

«Ich wollte gerade rausfahren, um Chloe zu sehen – und dich natürlich. Ich habe hier irgendwo noch eine Tasche. Ich bin schön, nicht wahr? Dieses Kleid habe ich aus Paris.» «Das ist es, was ich an dir mag.» –«Das einzige?»

«Das hauptsächlich, für den Moment. Du denkst nicht, dass es mit alten Kleidern wie mit alten Freunden ist. Wir haben gerade noch Zeit für eine Tasse Tee – komm! Und dann auf ins Rote Haus. Da werden wir Chloe in Lumpen vorfinden, beim Spühlküchenputzen. Du ahnst gar nicht – oder vielmehr: du weißt es, sogar ganz genau – was für ein erfreulicher Anblick du ihren müden Augen sein wirst.»

Meine Prophezeiung ging in Erfüllung. Meine Frau öffnete uns beiden die Tür.

«Yolande!», rief sie, «Ich wusste gar nicht, dass du wieder da bist.» «Ich auch nicht, bis gestern», sagte Yolande.⁷

«Chloe», rief ich mit angemessener Strenge:

«Hast du diese Zeichnung von dem Laufburschen und der Herzogin gemacht? Dein Gesicht ist sehr schmutzig.»

Sie sah mich mit ebendiesem Augenaufschlag langer, zarter Wimpern an, um derentwillen auch noch der hartgesottenste Racheengel seine Stellung riskieren würde.

«Ich habe die Küche geputzt.», sagte sie dabei, «Sie ist ganz prima jetzt. Yolande, komm und leg deine Sachen ab. Er wird den Tee machen und Tisch decken. Mein Mann ist schon ziemlich häuslich jetzt, nicht wahr, mein Benedick*?»

«Ja, Beatrice.», sagte ich. «Und da ist ein großer schwarzer Fleck auf deinem hochgeschätzten Ohr, das rechte.»

«Damit ich dich besser hören kann, mein Schatz.»

«Und warum hast du denn so sehr verschmierte Hände?», fragte ich, um das Zitat komplett zu machen. «Damit ich dich besser hauen kann», sagte sie, ließ ihren Worten Taten folgen, und lief mir davon.

Sie kam zum Tee, ganz in weißem Musselin, in Seide und voll pinker Schleifen.

«Das ist alles Yolandes Schuld», sagte sie missbilligend, «ich selber mag's gar nicht, schick zu sein. Das schickt sich so schlecht in unserer Situation. Schau mich nicht so an!»

Während des ganzen Teetrinkens konnte ich gar nichts anderes anschauen. Yolande ist eine Hexe. Wie sonst hätte sie wissen können, dass ich in diesen Wochen glücklichen, aber

harten Arbeitens unbestimmt etwas vermisst hatte, und bis jetzt nicht darauf gekommen war, dass es die Schönheit meiner Frau war, so wenig herausgeputzt und doch so lieb, die mich mit dem unbewussten Verlangen quälte, sie bald einmal passend gekleidet wiederzusehen?

Der Abend war ein Fest. Yolande spielte Chopin für uns, in dem dämmrigen, leeren Ankleidezimmer, und wenn ich dabei die Hand meiner Frau hielt, machte Yolande das nichts aus, denn sie kannte uns ja. Chloe zeigte uns das Laufburschen-Herzoginnen-Bild und tatsächlich war der Arm der Herzogin hoffnungslos verkehrt und die Beine des Laufburschen geradezu zum Heulen.

Wir tranken Gingerale, gebärdeten uns die ganze Zeit recht lustig, und als der Abend weiter vorrückte, sangen wir Witzlieder. Als Yolande zu Bett gegangen war – in jenem Raum, der schon für die Dienstboten bereit gemacht war, die allerdings nie kamen – nahm ich meine Frau bei beiden Händen.

«Madame», fragte ich, «warum haben sie mir nie gesagt, wie schön sie in rosa Schleifchen aussehen?»

«Ich dachte nicht, dass Du dir etwas aus Schleifen machen würdest.» sagte sie, «Außerdem ist das ganz Yolandes Schuld.»
«Morgen früh», sagte ich, «werde ich Yolande dafür küssen.»

Chloe sah mich an: «Darfst du», sagte sie, «Ich glaube nicht, dass ihr das gefallen würde – aber du darfst. Nur, mach's nicht,

wenn ich dabei bin: Es könnte mich eifersüchtig machen.»
«Was denn – Chloe in rosa Schleifchen eifersüchtig auf Yolande in violetter Musselin? Da könnte ich ja genau so gut auf den Straßenkehrer eifersüchtig sein, wenn Du ihm zulächelst und ihm Groschen gibst.»

«Und, bist du's nicht? Wärest du wohl, wenn du ein wirklich netter Ehemann wärest. Aber jetzt sag' ich Yolande, dass du gesagt hast, sie ist wie'n Straßenkehrer. Und überhaupt lässt sie sich sowieso nicht von dir küssen!»

«Wollen wir wetten?»

«Wenn sie's doch täte, wär's bloß, um mir zu gefallen. Und wenn du's doch tätest, wär's bloß, um mich zu ärgern. Nein, du kannst mich nicht ärgern». Da hielt sie inne:

«Und, Len, Yolande ist viel zu lieb, als dass man dumme Witze über sie machen sollte – und wenn's bloß du vor mir bist, oder ich vor dir.»

«Und du bist zu lieb», sagte ich, mein Gesicht gegen die rosa Schleifchen gedrückt, «um geärgert zu werden, wenn ich's mir jemals einfallen lassen könnte. Im Übrigen, Madame, habe ich mich eines Verbrechens schuldig gemacht – schlimmer noch: einer Geschmacklosigkeit. Ich hätte grade so gut ein Friseurslehrling sein können, der über seine Geliebte aus der Textilienabteilung lästert. Vergib mir, ich bin ein bisschen verrückt heute Abend.»

Sie schob mich von sich weg, bis sie mir in die Augen schauen

konnte: «Len, wie schrecklich das gewesen wär, wenn ich irgendjemand anderen geheiratet hätte als dich. Es gibt niemanden sonst, der alles so versteht. Aber warum hast du das denn gemacht? Du hast doch sonst noch nie Witze gemacht, dass du andre Leute küssen würdest.»

«Es ist ekelhaft», sagte ich, «und da ist es keine gute Entschuldigung, dass ich's nur gemacht habe, weil ich so glücklich bin. Und doch ist's wahr. Ist mir verziehen?»

Nun, was also ließ mich solchen Unsinn reden? Und man stelle sich bloß vor, Chloe hätte darüber mitgelacht – oder andererseits gar, sie hätte es erst genommen, wo wären wir dann hingeraten?

Nun, dem Himmel sei Dank für die Gabe des Verständnisses. Wenn Chloe irgendetwas anderes gemacht, anders geschaut oder ausgeschaut hätte als wie sie es eben gemacht und geschaut hatte – aber: Chloe ist Chloe und Gott sei Dank die meine.

Yolande blieb sieben Tage bei uns. Die regenbogenbunten Freuden unseres neuen Hauses schienen in frischen Farben aufzuleben, wenn wir sie vor ihren aufmerksamen Augen ausbreiteten, und ich fühlte neuen Arbeitsdrang, nun, da Chloe jemanden hatte, um ihr Gesellschaft zu leisten, während sie Blumen pflückte, Möbel rückte oder – mit glühendem Gesicht – sich der hinterhältigen Tricks des Küchenherds erwehrte. Ich schrieb meine «Geschichte von starkem heimischen

Interesse» zur Hälfte fertig – dann steckte ich fest: Es gab da eine Szene, in welcher der Held, kurz vor seiner Heirat mit einer angesehenen und bewunderten Vermögens-Erbin, seiner Freundin aus Kindertagen, das Gesicht seiner alten Liebe sieht, die er tot geglaubt hatte, und das just, als er gerade zu seiner Verehelichung auf das Kirchentor zuläuft. Diese Szene verlangte mehr als Nettigkeit, Geschick. Sie wollte Feuer, Leidenschaft, einfühlsame Behandlung, eine starke Auffassungsgabe. Und diese Qualitäten, so seltsam es auch klingt, waren mir versagt. Ich klagte mein Leid und erhielt von Chloe und Yolande Mitgefühl, aber keine Hilfe.

Am dritten mondbeschienenen Abend, als wir draußen im Gras um die Sonnenuhr saßen und Yolande zum sanften Plätschern von Chloe's Gitarre Lieder aus Spanien und den Pyrenäen sang, da schien ich unversehens beinah die Kraft in mir finden zu können, um mich mit der Szene herumzuschlagen und sie fertigzukriegen, aber als die anderen zu Bett gegangen waren, und ich meiner Schreibmaschine Auge in Auge gegenüber saß, schrak diese Kraft zu schuldbewusstem Unvermögen zusammen. Ich schrieb ganze drei abgeschmackte Sätze und ging ohne jede Hoffnung zu Bett.

Am nächsten Morgen begleitete ich Yolande zu einem Cricket-Spiel und am Abend fuhr sie und ließ uns allein.

«Ich komm in so drei Wochen wieder, wenn ihr mich haben

wollt. Aber jetzt muss ich meine seriöseste Jacke anlegen und einen Hut, den ihr zum Heulen finden würdet, um ein Gespräch mit Eltern zu führen, die ihre Töchter mit einem kleinen Komplettpaket der Kultur ausstatten wollen – das Allerneueste und billig, bitte.»

Wir liefen zum kleinen Dorfbahnhof, ohne Kopfbedeckungen, ohne Handschuhe – sehr zur Empörung der Gepäckträger und des Stationsvorstehers und winkten zum Abschied, während der Zug sie mit sich fortnahm.

Chloes sauberes Taschentuch hatte ein Loch – was ihr nie auffiel, bis es zu spät war – und dann kehrten wir zurück: Chloe an die Hausarbeit und ich zu meiner Geschichte. Ich hatte sie bei Seite 31 liegenlassen – da lag sie nun bei Seite 59.

Die Geschichte war fertig. Schnell las ich die hinzugekommenen Seiten. Die Geschichte war gut, sehr gut. Alles an Feuer, Kraft und Leidenschaft und die Leidenschaft, nach dem ich verlangt, und von dem ich gewusst hatte, dass sie notwendig wären, waren drin. Die Geschichte fing zahm an und endete lebhaft in auftrumpfender Dramatik.

«Chloe!», rief ich. Sie kam mit Geschirrtuch in der Hand und Schütze um die Hüften. «Jemand hat die Geschichte zu Ende gebracht. Lies sie!».

Sie las sie langsam durch. «Ist sie gut?», fragte sie.

«Natürlich ist sie gut. Aber hast du – wer hat das gemacht?»

«Du warst's nicht?»

«Nein, natürlich nicht!».

«Das muss wohl der Geist gewesen sein», sagte sie, blinkerte mit ihren langen Wimpern und lachte dazu.

Ich lachte auch. «Der Geist, so sei's.»

Doch in ihren leuchtenden Augen las ich das Wort, das mir selbst in den Mund sprang: «Yolande!»

Kapitel 4

Der neue Mieter

Natürlich haben wir alle unseren kleinen vorgefertigten Ehren- und Moralkodex gebrauchsfertig im Schrank stehen, und darin lesen wir so in etwa, dass man nicht den eigenen Namen unter das Werk eines anderen zu setzen oder Geld mit dem Erfolg eines anderen zu verdienen hat. Hätte mir irgendjemand angeboten, eine Geschichte zu Ende zu bringen, unter die ich meinen Namen setzen sollte, hätte ich mich geweigert – und wenn das Angebot von Rudyard Kipling* höchstpersönlich gekommen wäre. Wenn nun aber ein Geist deine Geschichte zu Ende schreibt – was soll man da machen?

Wie Chloe schon sagte: «Warum sonst hat der Geist es wohl gemacht?» Sie fügte hinzu, dass ich sie natürlich einreichen müsste. Und tatsächlich schien es mir, dass man diese Auffassung zumindest vertreten könnte. Und doch konnte ich mich nicht dazu bringen, die Geschichte zu unterzeichnen.

Chloe legte ihre Stirn in Hufeisenfalten, und erklärte sich außerstande, mein Zögern zu verstehen:

«Wenn der Geist sich dafür entschieden hat, deine dumme alte Geschichte zu Ende zu bringen, dann kannst du sicher sein, dass er auch verlegt werden möchte.»

«Unter meinem Namen?»

«Vielleicht ist der Geist eher zurückhaltend und möchte lieber nicht riskieren, sich der Öffentlichkeit unter seinem eigenen Namen zu stellen, bis er sich seines Talents etwas sicherer ist. Ja, das muss es sein – es ist ein Handel zum beiderseitigen Vorteil: Der Geist möchte gedruckt werden, du wolltest deine Geschichte fertiggestellt haben. Ihr seid einander nichts schuldig.»

Ich biss hinten auf meinen Füllfederhalter bis es knackte.

«Und wenn wir Yolande fragen?», sagte ich. Chloe lachte.

Und ich schrieb Yolande am selben Abend. Chloe schrieb ihr auch – um nach dem Muster für ein Fichu* zu fragen, glaube ich, und wir gaben die Briefe im Dorf zur Post.

Beim Heimkommen trafen wir auf einen unattraktiven Arbeiter, der vor unserem Tor herumhing. Als wir auf ihn zu kamen, tippte er sich mürrisch an den Hut zum Gruß:

«Sie der Hausherr?» Ich stimmte so vorsichtig wie bescheiden zu.

«Wegen ihre Häuschen jetzt», sagte er, «hab'n Se schomma dran gedacht, eins zu vermieten?»

«Naja – nein.», sagte ich wahrheitsgemäß und trotzte Chloes Fingern, die sich in meinen Arm drückten

«Weil wenn's so wär'», sagte mein Besucher und rieb sich nachdenklich das Stoppelkinn, «könnt'n wir handelseinig werden, Sie und ich.»

Meine Frau und ich, wir such'n nach'm Häuschen, da mach ich keine krummen Dinger mit Ihnen, der Herr.»

Mein Mietbewerber weckte in mir wenig Bewunderung und noch weniger Vertrauen, Chloe hingegen kniff mich nochmal in den Arm und sagte: «Verstehen Sie was von Gartenarbeit?»

«Ich bin Maurer-Hilfsarbeiter von Beruf, Fräulein» sagte er

«Aber wenn wir Ihnen das Häuschen geben, erwarten wir, dass sie seinen Garten in Ordnung halten.»

«Gärtnern ist mein Ein und Alles, in der Freizeit», sagte der Mann begierig, «und meine Frau is ganz dieselbe. Liebt Blumen, Lilien, Rosen und Tulpen, grad so is es.»

«Ich werde es mir überlegen», sagte ich, mit aller Entschiedenheit unverbindlich, und tat so, als merkte ich nichts, während Chloes Finger schon fast schmerzhaft meinen Arm umklammerten.

«Welche Miete möchten Sie wohl zahlen?», fragte sie.

Beim Wort «möchten» erschien flüchtig der Anflug eines Lächelns unter der Hand, die nachdenklich das Stubbelkinn strich

«Zwei Schilling die Woche hätt'n wa uns so als ordentliche Miete vorg'stellt.» lautete die Antwort

«Das reicht ganz und gar nicht», sagte meine Frau. «Liebe Güte, das kleinste der Häuschen hat vier Zimmer. Wir würden es nie für unter 4 Schilling vermieten.

»

«Sagen wir 3 – 6, gnä' Frau, und das ist viel für 'nen Arbeiter.»

Die Eilfertigkeit, mit der er den höheren Betrag annahm, hätte uns warnen sollen – ich nahm es immerhin so wahr, dass der Mann das Häuschen dringend genug mieten wollte, um 4 Schillinge dafür zu bezahlen.

Aber Chloe sagte:

«Nun gut, einverstanden. 3 Schilling 6 die Woche, macht 9 Pfund 2 im Jahr. Wann möchten Sie einziehen?»

«Unser Vertrag läuft nächsten Samstag aus, Fräulein.», sagte der Mann, «und dann könnt'n wir unsre Siebensachen umgezogen kriegen. Is 'ne hohe Miete, Fräulein – das sin 9 Pfund 2 im Jahr, aber es hat einen Garten. Ich bin ganz verrückt nach 'nem Stück Garten.»

«Am Samstag, also.», sagte Chloe und unser neuer Mieter verabschiedete sich.

Ich war voller Zweifel und Misstrauen und drehte mich zu Chloe, um sie mit ihr zu teilen, aber als unser Tor hinter uns zufiel, schlang sie die Arme um meinen Hals und versprühte gierigen Enthusiasmus:

«Oh, Len! Wie großartig! Habe ich nicht gut gerechnet? Warum haben wir eigentlich nie dran gedacht, die Häuschen zu vermieten. Wir werden all die andern auch vermieten – zu 3 und Sixpence, 6 Pennies* jeweils, und bei den großen sollte noch mehr zu holen sein. Mensch, das gibt 14 Schilling die Woche. Was ein Haufen Geld!»

«Was möchtest du denn davon kaufen, Fräulein Midas*?»

«Zeit», erwiderte sie prompt. «Jetzt werde ich mich nicht mehr so schlecht fühlen, wenn ich einen ganzen Tag so vor mich hin werkle. Warum schreibst du nicht eine Ode oder ein Sonett oder so übers Werkeln? Es ist die herrlichste Sache der Welt. Und dieser Mann wird mich dafür bezahlen, dass ich werkle, während er auf dem Bau arbeitet. Ein vorzügliches, edles Wesen!»

«Dieser Mann -», sagte ich, «ganz genau. Wir wissen nicht mal seinen Namen und haben keinen Schimmer von seiner Adresse. Und wer sind wir – eigentlich natürlich Grundbesitzer, aber geborene Herumwerkler, denen die Bildung fehlt, wie sie jenen zufällt, die im Purpur-Ornat des Grundbesitzertums geboren werden – wer sind wir also, dass wir einen Mauer nach seinen Referenzen fragen sollten?»

«Liebe Güte!», sagte sie, «da hab ich ja gar nie dran gedacht. Aber egal, wir können ihn am Sonntag danach fragen.»

Aber am Sonntag war es dann zu spät. Tatsächlich erfuhren wir den Namen unseres Mieters im Laufe des Tages – er hieß Posser, ein Name, an dem meine persönliche Abscheu so sehr haftet wie an keinem sonst – aber was nützt es, nach Empfehlungen zu fragen, wenn der Umzug kurz nach der Dämmerung schon vollzogen ist, sodass wir bei unserem Nachfrühstücks-Erkundungsgang feststellen konnten, dass die «Siebensachen»

schon auf die Beete des Gartens vor dem Häuschen geworfen worden waren, von wo sie eine ziemlich verschlammte, trutschige Frau ins Haus trug. Das Mobiliar sah sehr schmutzig aus

«Ich fürchte, nicht gerade die wünschenswertesten Mieter», murmelte ich, als wir uns diskret zurückzogen. «Die Möbel sehen aus, als kämen Sie aus dem Müll – und die Frau des Hauses genauso.»

«Ach, sei nicht so grob», sagte Chloe. «Denk nur mal dran, wie unsere Möbel ausgesehen haben – ganz verstaubt, einsam und verlassen – als sie vor der Hutschachtel gestanden und auf die Wagen gewartet haben. Und was die Frau angeht: Du möchtest sicher nicht, dass jemand mich danach beurteilt, wie ich an unserem Umzugstag ausgesehen habe.»

«Ich weiß noch ganz genau, wie du ausgesehen hast.», sagte ich. Und das war tatsächlich so. «Meine Liebe, Yolande hatte tatsächlich recht: Wir sind vollkommen wie Hänsel und Gretel im tiefen Wald: Wir haben unser Häuschen an den absolut nicht wünschenswerten Mieter vermietet. Ich glaube keinen Moment lang, dass er Hilfsmaurer ist. Viel eher ein Münzfälschers-Gehilfe oder gar ein Meisterdieb. Er ist in höchstem Maße verkommen, ganz unwillkommen dazu – du bist impulsiv, und ich zu leicht nachgiebig.

Uns beiden gehört ein Aus-schuss beigeordnet. Warum können wir uns nicht in eine GmbH* verwandeln lassen und –

zusammen mit unserem kleinen Besitz hier – von einem kompetenten Direktorium geführt werden?»

«Das sollten wir unbedingt probieren.», sagte sie fröhlich. «Und jetzt nimm's mal locker. Das mit den Possers geht schon besser, wenn sie ihre Sachen hier auf die Reihe gekriegt haben. – Das Hausmädchen kommt heute, ich muss ihr Zimmer herrichten. Du könntest dafür die Türschwelle saubermachen. Das macht man mit dem Herdstein, wie den Herd in der Küche. In ein Haus zu kommen, das in einen Mantel von Verfall gewickelt ist, mit grünem Schimmel auf der Schwelle – das reicht, um jedes Mädchen abzuschrecken. Und nachher machen wir zu zweit die Küche.»

Ich griff nur halbherzig zu Eimer, Herdstein und Lappen. Gegen den grünen Moder musste ich die Scheuerbürste nehmen, und ich wunderte mich, warum mein Lieblingsinstrument zu schwingen mir diesmal so wenig Freude bereitetete. Die plötzliche Ankunft des Bündels unseres neuen Hausmädchens mit dem Carter Peterson-Postdienst klärte mich auf: Nun merkte ich, wie ich voll Kraft und Freude an die Arbeit ging. Weil sie wirklich kommen würde. Da erkannte ich, dass ich zuvor nie wirklich geglaubt hatte, sie würde kommen, und es daher vergeblich schien, die Schwelle milchweiß werden zu lassen, nur so für Chloe und mich, wo ihr fleckiges Graugrün unsere Augen doch stets erfreut hatte. Jetzt machte ich die

Schwelle mit Passion fertig, und ging dann in die Küche, wo Chloe und ein Hammer miteinander beschäftigt waren. Ich schrubbte die Schränke, schrubbte den Tisch und die Diele, die unter dem Fenster vorspringt. Chloe ist stets klug genug, Tatkraft mit Lob zu füttern – Nahrung, die ihr anderthalben allzu oft vorenthalten wird.

«Du schrubbst sehr schön», sagte Chloe. «Ich glaube fast, du denkst, die Bürste ist edler als die Feder.»

«Ich <beherrsche das Instrument sehr geschickt> wie Jane Austen* sagen würde.»

«Die gute Jane!» sagte Chloe. «Da hast du deinen Ruhm.»

Sie hatte einen tief hinunter reichenden Volanten, einen Behang aus rotem und grünem Chinz, den Kamin entlang aufgehängt und festgenagelt, und einen zweiten über den Fenstern.

«Ist das nicht schön? Ist das nicht gemütlich und altmodisch und landhäuslich? Wenn sie das nicht bleiben lässt, hilft gar nichts mehr. Ich hole den Kaminvorleger aus unserem Schlafzimmer. Das macht dir doch nichts, oder? Und leg bloß dein Instrument zur Seite – jetzt gibt's kein Schrubben mehr, und sie wird gleich hier sein. Meinst Du, wir würden es aushalten, ihr zwei Bronze-Kerzenständer aus dem Weißen Salon für diesen Sims zu lassen?»

«Nein!», sagte ich fest. «Alles hat seine Grenzen. Aber stell mal die Kuchendosen auf, ich habe sie gestern poliert.»

Die Kuchendosen waren die funkelnde Krönung für den Glanz des Chinz-Volanten. Unser Geschirr machte, gut auf den zwei Schränken hingebreitet, einiges her. Unser Schlafzimmer-Kaminvorleger, der ebenfalls aus Rot- und Grüntönen gewebt war, hob die Schönheit des Behanges hervor, der seinerseits durch seine blitzsaubere Neuheit dem Kaminvorleger zusätzlich Glanz und Bedeutung verlieh. Es war in der Tat ein schönes Bild – musikalisch untermalt vom Pfeifen des neuen Kessels- und es war mir nicht leid um die Tischdecke aus dem Salon, die wir geopfert hatten, um die sich ausbreitende Harmonie zu vervollständigen.

Wir aßen sehr hastig zu Mittag, um das Geschirr noch abgewaschen zu bekommen, bevor unser neues Hausmädchen käme. Um zwei Uhr war alles bereit.

Seit jenem glücklichen Tag, da ich mich in meinem gut gebügelten Gehrock aufgemacht und einen Dienstboten engagiert hatte, hatte Chloe sich Tag für Tag mit mutigeren Schritten an Vorbereitungen für die Ankunft des Mädchens gewagt – und Chloe hatte mich mitgerissen: Wir hatten den Weißen Salon saubergemacht – wenn wir Personal hatten, konnten wir es uns leisten, im Salon zu sitzen. Wir hatten ein, zwei Teppiche auf den rotweißen Marmor im Flur gelegt und einige alte Drucke an das öde Braun seiner Wände gehängt. Wir stellten einige Eichenstühle und den Knettrog aus Ulme dort hinein, als eine Art Mobiliar sozusagen. Wir hatten

Barchant-Vorhänge im Zimmer des neuen Dienstmädchens aufgehängt – Chloe hatte darauf bestanden: Nicht, weil das Material sie begeistert hätte, sondern weil «Barchant» – *Dimty* – so ein schönes Wort war – die geborene Schwester von Lavendel, Wäschemangeln, gut gebonerten Dielen und Patchwork-Quilts. Wir hatten einen Patchwork-Quilt, das Geschenk einer ausgemergelten Großtante von mir, und den opferten wir um des passenden Gesamtarrangements willen und ließen ihn mit den Barchant-Vorhängen zusammenleben. Chloe stattete die barchantbedeckte Frisierkommode mit einem schicken neuen Nadelkissen mit blauen Schleifen aus und stellte einen blauen Krug rosaner Rosen auf das breite Fensterbrett.

Unser Dienstmädchenzimmer war schön wie gemalt. Das sprach ich auch aus und Chloe sagte:

«Unsinn. Es ist nur konventionell korrekt, wie es sich gehört. Alle Zimmer guter Mädchen in Büchern sind so – wenn es Dienstboten sind. Wenn es junge Damen sind, gibt es Muselin statt Barchant. Und das Nadelkissen ist manchmal auch pink – da legt man die Briefe drunter, wenn man davonläuft, weißt du.»

«Ich hoffe, die Rosen sind nicht das gewisse bisschen Zuviel.», sagte ich, «Wir dürfen sie nicht übermäßig verwöhnen.»

«Rosen haben noch niemanden verdorben»

«Oder sie denken lassen, wir wären Verrückte.»

«Das sind wir doch», sagte Chloe.

«Und es ist besser, geradeheraus anzuerkennen, dass wir das nicht verstecken können. Niemand könnte auch nur einen Monat bei uns leben und nicht sehen, wie dumm wir sind. Es ist besser, gar nicht zu versuchen, Leuten Dinge stückchenweise beizubringen. Lass sie das Schlimmste gleich zu Anfang wissen. Wenn sie ihre geistigen Kräfte nicht darauf zu verschwenden braucht, unsere Dummheiten herauszufinden, kann sie sie dazu gebrauchen, um unsere Charakterstärken wahrzunehmen. Manchmal kann ich nicht umhin zu denken, dass wir eigentlich ziemlich nett sind.»

Kein Höfling, der je den Besuch seines Souveräns erwartet hat, wartete je mit halb so viel ängstlicher Verlegenheit auf den Besuch des Königs wie wir warteten, als wir, ich in Flanell, Chloe in weichem Mouselin gekleidet, in unseren Korbstühlen mit Handarbeitskorb und Buch vor dem Haus saßen und uns – *ayant l'aire de rien* – nichts anmerken ließen: Wir saßen in einer Atmosphäre vornehmer Muße, gerade so, als ob wir dort Tag ein, Tag aus die ganze Woche hindurch so untätig säßen.

Um halb drei bewölkte der weiße Rauch des Auswärtszugs aus der Stadt das Blau über unseren Weidenbäumen. Chloe legte sich die Hand aufs Herz.

«Wenn ich in Ohnmacht falle, sei nicht überrascht. Aber du musst tun, als wärst du's! Lass sie bloß nicht denken, es wäre

eine Angewohnheit von mir, in Ohnmacht zu fallen! Alle Dienstboten sind zu uns gekommen, sind wieder gegangen, und das war's. Aber das ist eine Krise – ein historischer Einschnitt.

«Das kommt daher, weil du es im Gefühl hast, dass sie bleiben wird. Ihre Persönlichkeit wirkt auf deine*, die ganze Häuserreihe entlang.»

In eine Stille voller Gefühle fiel das Klicken des Hoftors.

«Nur Mut!», murmelte ich

«Mein Herz hämmert in meinem Mund», sagte sie.

«Dann muss ich es wohl verlegt haben, wenn's jetzt da droben ist. Gib es sofort zurück!

«Wie kannst Du in einem feierlichen Moment wie diesem solchen Unsinn reden.

Nein – komm nicht mit mir. Ich stelle mich der Gefahr alleine!»

Ich sah, wie sie das neue Dienstmädchen empfing und sie ins Haus führte. Es war eine angstvolle Zeit. Ich konnte nicht lesen, und war gerade daran, an Chloes Staubtuch-Einsäumung weiterzuarbeiten, als sie zurückkam – mit leuchtenden Augen und ohne Hufeisen-Falten auf der Stirn.

«Sie ist ein Schatz.», sagte sie «Und du übrigens auch! Und ich hatte ganz recht mit den Rosen und dem Nadelkissen. Als ich sie in das Zimmer führte, sah sie richtig ratlos drein, und dann

sagte sie: 'Das ist wohl das zusätzliche Gästezimmer, gnä' Frau.' Und ich sagte: <Nein, das ist Ihres.> Und sie sagte bloß: <Na!>, und roch an den Rosen.

Und sie hat sich so schnell zurecht gemacht und kam gleich wieder runter. Oh, was für schöne Sachen saubere Häubchen und Schürzen doch sind. Und sie macht den Tee, Len. Und sie mag unsere Küche. Sie sagt, die ist fast so wie die zu Hause. Ich glaube wirklich, dass sie eine Nette sein wird.»

Sie war eine. Chloe und ich hatten unser Leben einfacher angelegt, wie es Leute immer tun, deren eigener Hände Arbeit ihre Bedürfnisse stillt. Mary nahm Chloes Unterstützung zwei Tage lang an und lehnte dann, sanft aber bestimmt, jede weitere Hilfe ab

«Liebe Güte», sagte sie, «die Arbeit könnt' ich ja mit einer Hand bloß machen. Gehen Sie mal zu, gnä' Frau, und spielen 'Se Klavier und machen Sie mit den Blumen rum, oder eines ihrer schönen Bilder.»

Die Veränderung in unserem Leben war wie der Wechsel von einer stürmischen Nacht mitten auf dem Ozean zur Mittsommertags-Ruhe einer Gänseblümchenwiese. Das Haus war nun immer sauber und ordentlich und doch war Zeit für alles. Ich schrieb jetzt wieder, manchmal fuhren wir in die Stadt, wenn wir wollten, die Aufträge nahmen zu und der Wohlstand schien, wie der Regenbogen, am Ende des nächsten Feldes auf

uns zu warten.

Es war eine Atempause voller Glück. Yolande schrieb und schloss sich Chloes Ansicht vollkommen an: Sie betonte, der Hausgeist wäre wohl kaum so dumm, eine halbe Geschichte zu schreiben, wenn er sie eben nicht gedruckt haben wollte, und sie empfahl, wir sollten die Korrekturfahnen doch in den am meisten verspuht scheinenden Teilen des Roten Hauses einladend herumliegen lassen, dann könne der Geist, wenn er denn die Güte hätte, auch gleich selber Korrektur lesen. Also schickten wir die Geschichte ein, und der Verleger schrieb mir. Ich bekam seinen Brief beim Frühstück und ich warf ihn Chloe über das Teetablett hinweg zu.

«Das Glück lächelt uns endlich zu», sagte ich,

«Auf den Hausgeist!»

Und ich trank auf sein Wohl mit kochend heißem Tee.

Der Brief hatte die vollkommene Schönheit des Schlichten.

Ihre Geschichte «Die Rückkehr» beiliegend zurück. Sie ist sehr zufriedenstellend, und wenn Sie es einrichten könnten, eine sechsteilige Serie im selben Stil vorzulegen, so könnten wir diese, denke ich, im Laufe des nächsten Jahres in der Zeitschrift unterbringen.

Der Verleger schrieb noch etwas Vages, aber Angenehmes zu den Vertragsbedingungen, schloss damit, dass er ganz der Meine sei – und zuunterst stand der Name eines Mannes, der

großes Glück gehabt hatte.

«Da unten steht mein Name. Dieses Glück ist mir zuteil geworden. Eigentlich hätte er an die Herren Geist & Co. schreiben müssen, nicht wahr? Helft mir, ihr überirdischen Mächte! Sechs Geschichten!»

«Im selben Stil!», sagte Chloe, verließ ihr Tee-Tablett und trat hinter mich, um mich vor lauter Herzensfreude am Ohr zu ziehen.

«Wirst Du wohl den Stil des Hausgeists nachahmen, Len?»

Ich gab keine Antwort.

Sie legte mir das Kinn auf die Schulter. «Natürlich schreibst du viel besser als der Hausgeist.», sagte sie hastig, «aber er hat immerhin gesagt: im selben Stil.»

«Ich habe schon andere Geschichten geschrieben – also werde ich es wohl auch wieder können. Ich bin bei dieser einen Geschichte nur zufällig hängen geblieben. Ich hätte sie schon fertig geschrieben, wenn der Geist sich nicht dazwischengedrängt hätte. Ich wünschte bei Gott, sie hätte es gelassen.»

Chloe nahm ihr Kinn von meiner Schulter und ging zum Teegedeck zurück.

«Möchtest du noch eine Tasse?!», sagte sie kühl

«Was ist denn los?» – Sie gab keine Antwort.

Da kriegte ich den Deckel auf meine übergekochten Gefühle und fing sie wieder ein. Ich lachte:. «Was denn!», sagte ich.

«Verbündest du dich mit einem garstigen, überkanditelten Geist gegen deinen eigenen Mann – wo der doch so talentiert und dabei so bescheiden ist? Wenn mir schon ein Rivale erwachsen soll, dann einer aus Fleisch und Blut – und kein Geist, dem ich nichts auf die Mütze geben und dem ich nicht mit der Peitsche den Hintern versohlen kann.»

«Nun denn», sagte sie, während sie versuchte, den Teelöffel auf dem Milchkännchen balancieren zu lassen:

«Ich glaube, der Geist wollte nur nett sein und ich möchte nicht, dass du über ihn sprichst, als dürfte er sich da nicht einmischen.»

«Ver-stehe» sagte ich langsam.

Sie warf mir einen raschen Blick zu.

«Ja, ich merke, du hast verstanden. Auf gute sechs Geschichten!»

* * *

Es war am Morgen nach einer ihrer freien Tage, dass Mary zu Chloe kam und sagte: «Bitte, gnä' Frau, sind das Ihre Häuschen da an der Gartenmauer?»

Chloe lächelte; sie witterte schon einen neuen Mieter

«Ja», sagte sie «Kennen Sie jemanden, der ...»

«Nun, die Dame, naja», sagte Mary, «es ist wahrscheinlich nur recht und billig, dass Sie's wissen.»

«Was denn?», sagte Chloe.

«Na, was die da machen. Ich hab ihn gestern geseh'n, wie ich heimgekommen bin, lag er sturzbessoffen kreuzverquer im Vorgarten – und heute morgen bin ich wieder hin, um nochmal nachzuschauen.»

«Und war er da noch – kreuz und quer im Garten gelegen?», fragte ich.

«Ne, der Herr, er nich, aber alles andre, was Sie sich vorstellen können, das lag da. Aber das is nich anständig, und ich fand, Sie sollten's wissen. Sie sind so gutgläubig, der Herr, wenn ich das sagen darf. Ich weiß, Sie würden von niemandem nie was Schlechtes glauben, bis Sie sie dabei erwischt haben. Geh'n sie nur mal und gucken, dann ist gut.»

Chloe und ich gingen, in aufgewühltem Schweigen, den Gartenweg hinunter. Erst, als wir – im Schutz des etwas verwachsenen Quittenbaums – sicher verborgen waren, trauten wir uns, einander anzusehen.

Dann setzten wir uns ins hohe Gras um unverholen in Ruhe zu lachen.«Und das Schlimmste daran ist: Es ist wahr», sagte Chloe. «Du bist gutgläubig – nein, sei nicht beleidigt: Ich glaube, ich bin's auch. Wir sind wie die zwei Kinder im Wald, ganz wie Yolande gesagt hat – und Mary ist vernünftig genug, das zu sehen.»

Ich murmelte irgendetwas von «Empfehlungen». «Ja, ich weiß, dass du das gesagt hattest, und dass das hier meine Schuld ist;

aber andere Sachen sind dann dafür deine. Du bist gutgläubig. Leugne es nicht. Ach, Len, wir sollten in einer Villa leben und nette kleine Besuche machen gehen, nette kleine Abendessen geben und unseren Essenstisch mit sauber geschnittenen Blümchen in schönen kleinen Vasen schmücken, in die man hübsche kleine Muster hineingeschnitten – äh, graviert, hat. Und wenn wir alleine essen würden, würde der Fischhändler zwei ordentliche Weißfische vorbeischicken, mit ihren schönen kleinen Schwanzflossen schon ganz ordentlich im Maul. Wir würden Brathänchen zum Essen haben, und am nächsten Tag gäb's davon Frikassee. Und alles wäre langweilig, schön und anständig und ordentlich, wie ein Uhrwerk. Und du würdest sagen, was für eine gute Hausdame ich doch sei, weil nämlich keiner von uns beiden eine Ahnung davon hätte, was gute Haushaltsführung eigentlich wäre. Wir sind Versager, Len. Wir haben nicht Grips genug, um ein großes Anwesen zu unterhalten.»

«Wahr ist: Wir haben uns mehr draufgepackt, als wir runterkriegen.»

«Sei nicht so vulgär.»

«Bin ich nicht – ich versuche nur gerade, amerikanisch* zu sein.»

«Es gelingt dir nicht. Die reden gar nicht so. Ich hab mal einen Amerikaner gekannt. Er war der netteste...»

«Ich weiß. Und er dachte, du wärst die Nettteste überhaupt. Warum hast du ihn nicht geheiratet?»

«Weil er reich war, und es mein Schicksal ist, einen armen Mann unglücklich zu machen. Len, ich wünschte, ich wäre keine solche Idiotin!»

«Oder ich wäre keiner, das würde genauso gut reichen. Aber lass uns jetzt noch nicht darüber jammern. Vielleicht hat Mary übertrieben. Vielleicht hat unser Mieter nur eine Art Anfall gehabt. Kein bekanntes System ehelicher Haushaltsführung kann Anfällen in der Mieterschaft vorbeugen.»

«Aber sie hat gesagt: 'Gehen Sie mal gucken, dann ist gut.'»

«Nun», sagte ich und stand auf, «dann werde ich auch mal gucken gehen. Kommst du mit?»

«Nein», sagte sie, «ich hab Angst. Ja natürlich, doch.»

Und so gingen wir.

Außerhalb der roten Mauer unseres Gartens liegt, von einer Hagedorn-Hecke umschlossen, ein kleiner Streifen Land, und an dessen Ende wiederum standen die zwei Landhäuschen. Wir gingen den gewundenen, von Gebüsch gesäumten Weg entlang – der, da er so dunkel liegt, der einzige Weg unseres Anwesens war, wo einem das Unkraut nicht bis zur Brust reichte – und weiter so durch das hoch stehende Unkraut – Ampfer, Nesseln, Gänsedistel und Wiesenkerbel – des vermieteten Gärtchens hinüber zu dem quadratischen Stück

Land, das zwischen den beiden Häuschen auf unserem Grund und der Straße liegt. Hier gab es keine saftigen, grünen Wildkräuter, die, anmutig noch in ihrem arroganten Triumph über Früchte und Blumen hoch aufragend dagestanden hätten. Das Unkraut war niedergetrampelt: eine feuchte, gelbe, schlabbig vollgesogene Masse war daraus geworden, schmutzig und übelriechend. Alte Fleischbüchsen, Sardinenbüchsen, kaputte Stiefel, verschlissene Besen und ausgediente tiefe Pfannen lagen verstreut herum, »wie Blumen auf einem Fest«*. Schmutzige Lumpen hingen, gerade als ob sie Girlanden sein sollten, über dem verblichen blauen Geländer; die Wäsche der Familie hing – nass gemacht, aber nicht gewaschen – in den Hollunderbüschen, deren weiße Blüten sich unter der üblen Last niederbeugten und verkümmerten. Ein sehr schmutziges Laken hing aus dem Schlafzimmerfenster und auf der Türschwelle spielten – zwischen Staub und Flusen, Knochen, Krusten und dem vermengten Stubendreck eines schmutzigen Fußbodens – drei unbeschreiblich wenig ansprechende Kinder mit schmutziger Nase, übellaunig und ohne Lächeln spielten sie.

Ihre Spielsachen waren ein Schafsschulterblatt, zwei schlammbeschmierte Wäscheklammern sowie eine tote Maus. Chloe hat Kinder über alle Maßen gern, doch sie wandte sich dennoch – oder vielleicht deswegen – schauernd ab. Wir gingen kochend vor Wut nach Hause, aber bei allem Gemenge

unserer Gedanken blieb von unserer Wut, sobald sie einmal abkühlte, gleichsam ein Niederschlag unserer eigenen Unfähigkeit, der ausfiel und sich am Boden absetzte. Es stimmte schon: Es war Chloe gewesen, die einen sichtlich nicht wünschenswerten Mieter angenommen hatte, verlockt durch einen Köder von 15 Schillingen im Monat. Das hatte sie getan, aber ich hatte dabei gestanden und zugelassen, dass man es tat. Nun hingegen musste ich handeln, nun würde ich handeln. War es, so frage ich mich, unsägliche Feigheit oder eine kluge Entscheidung, die mich davon abhielt, Herrn Prosser im persönlichen Gespräch die Kündigung auszusprechen? Ich schrieb ihm und bat ihn, mein kleines Landhaus bis Ende der Woche zu verlassen. Aber am Ende der Woche war er immer noch da, und Montag Abend, als Chloe und ich durch den grünen Wald aus Wildkräutern und Blumen wanderten, der unser Garten war, ward der Zauber seiner Stille für uns von Possers Stimme durchbrochen, die hoch erhoben eines der weniger lustigen Lieder von vor-vor- letztem Jahr sang. Ich ging sofort hinunter zu ihm, um ihm die Räumungsaufforderung persönlich zu überbringen, fand ihn aber völlig außerstande, die Mitteilung entgegenzunehmen. Bei einem weiteren Besuch traf ich meinen Mieter durchaus bei Bewusstsein, immerhin, doch wenig gefügig an.

«Ich habe ihnen letzte Woche eine Mitteilung mit einer Räu-

mungsaufforderung geschickt. Wie kommt es, dass sie nicht gegangen sind?»

Mr. Prosser, unrasiert, ohne Krawatte, Kragen oder Stiefel, sah mit Mühe gerade aus, und sagte, er wisse nichts von keiner Mitteilung.

«Nun, wie dem auch sei.» sagte ich, « Sie müssen ausziehen. Ich will das Landhaus.»

«Da haben Sie ganz recht, mein Herr.», sagte er, «aber davon müssen sie ordnungsgemäß Mitteilung machen, und die muss angenommen werden.

«Ich teile es Ihnen jetzt mit. Und, wo ich schon mal hier bin, schlage ich vor, Sie geben mir auch gleich die Miete.»

Daraufhin richtete sich mein Mieter groß auf und sprach diese denkwürdigen Worte:

«Ich bin ein Mieter auf Jahresfrist, 's bin ich, und ich zahle quartalsweise, und sechs Monate Kündigungsfrist, die stehen mir zu. Neun Pfund und zwei im Jahr, hat Ihre Frau gesagt.» «Nun gut, dann werde ich meinen Anwalt aufsuchen.», sagte ich, und wandte mich hilflos ab.

Ich hatte keine Ahnung – wie hätte ich die haben sollen, ohne mich mindestens zwei Jahre ohne Mandat in der Anwaltskammer herumgetrieben zu haben – ob ihm dies oder aber irgend etwas anderes zustand.

Ich schrieb meinem Anwalt. Ich hatte noch nie zuvor einen

Anwalt gehabt, aber ich legte mir auf der Stelle einen zu – einen alten Kumpel von früher. Er erteilte mir auf drei langen Seiten Rat, auf denen das Wort Räumungsbefehl breiten Raum einnahm, aber seine persönliche Meinung schien zu sein, so las ich zwischen den Zeilen heraus, dass ich mich aus eigener Dummheit selbst in die Enge manövriert hatte, und nun am besten zuwarten sollte, bis ich einfach im Lauf der Zeit von selbst wieder heraus käme.

Der Frieden unseres Gartens war dahin. Wir konnten uns jetzt nie sicher sein, wann die heisere, grobe Stimme unseres Mieters eine Mondscheinnacht mit einem rohen Echo aus einer abseitigen Musikkneipe entweihen würde. Das Bewusstsein, das Posser in der Nähe war, schien das Schöne im Leben zu besudeln. Die Sterne der Jasminbluten schienen selbst mit einem Mal weniger weiß zu sein, da auf der anderen Seite der roten Mauer unser Mieter seine schändliche Menage unterhielt. Mary wiederum quälte uns Tag für Tag mit neuen Geschichten, was man sich im Dorf über das Vorleben und den Charakter unseres Mieters – und damit folglich auch über unseren – erzählte. Und indessen nagte mein Unvermögen, mich entschlossen an meine Arbeit zu setzen, an meiner Selbstbeherrschung. Das ist wie eine Maus, die einem am Lebensfaden knabbert: Dieses Verlangen, zu arbeiten und die tausend kleinen Hindernisse, die einem das Schicksal in den Weg stellt –

das Schicksal in Verbindung mit der eigenen Dummheit, dass man sich «mehr draufgepackt hatte, als man runterkriegen konnte» (Ich halte dies immer noch für einen ausgezeichneten Ausdruck und überhaupt nicht für vulgär, sondern gerade richtig für den Hausgebrauch. Er kommt geradewegs zur Sache, wie man es dem Ausdruck einer großen Wahrheit, der nur für zu Hause gedacht ist, auch gestatten darf.) Chloe hatte ebenfalls Sorgen – ihre Verleger forderten die Illustrationen, an denen sie nun nicht zu arbeiten vermochte. Und der Herr Posser war wie eine lebende Blase – und wie eine Blase tat er immer mehr weh, je länger wir ihn ertragen mussten.

Eines Morgens saß ich mit dem Stift in der Hand da, und konnte kaum den Mut aufbringen, festen Blicks das weiße Papier anzuschauen, das, wenn ich es anstarrte, mich ebenfalls zurück anzustarren schien: ein grobes und verächtliches Starren, aus der überlegenen Selbstgewissheit heraus, die eigene Bestimmung bereits erfüllt zu haben – ganz im Gegensatz zu meiner offenkundigen Unfähigkeit, der meinen nachzukommen: Es wartete, dass man darauf schrieb, und mehr konnte niemand von ihm verlangen. Und ich wartete darauf, etwas darauf zu schreiben; und unsere finanziellen Verhältnisse und meine eigene Selbstachtung verlangten mir sehr wohl einiges mehr als bloßes Warten ab. Diese sechs Geschichten, «im Stile des Hausgeists», ich sehnte mich so sehr danach, sie geschrie-

ben zu bekommen, sehnte mich mehr als der Liebhaber nach seiner Geliebten und die Mutter nach dem Kind. Doch wenn es auch verzweifelter war, so hatte dieses Sehnen doch nicht die Durchsetzungskraft jener anderen natürlichen Verlangen, denn es war kein Streben nach der Sache selbst – kein Verlangen, etwas zu erreichen oder zu erlangen – sondern seine Kraft speiste sich aus einem anderen, ihm äußerlichen Motiv: Ich sehnte mich danach, die Geschichten zu schreiben, weil ich das Geld wollte, das sie mir bringen würden. Das Sehnen war stark genug, um schmerzlich zu sein, aber nicht, um sich Genugtuung zu verschaffen. Und so saß ich untätig herum und zeichnete lustige Portraits von Chloe auf das Löschpapier*. Ich drehte das Blatt eilig um, als ich sie über den Küchenboden stapfen hörte und als sie eintrat, beugte ich mich über einen jungfräulich weißen, untadelig rosa gerahmten Bogen Schreibpapier.

Ich atmete scharf ein. Ihr Gesicht, ihre Augen, ihr ganzes Auftreten kündete von einer unaussprechlichen Katastrophe.

«Was ist los?», rief ich. Und sicherlich muss ich dabei bleich geworden sein.

«Len, liebst du mich?», fragte sie und schlug in einer hübschen dramatischen Geste die Hände zusammen.

«Mehr als mein Leben, natürlich.», sagte ich hastig, «aber ich beginne gerade mit dieser Geschichte und wenn es sich um

ein kleines Haushaltsdetail...»

«Nein, das kann nicht warten.», sagte sie, während sie sich auf die Tischkante setzte «Und es geht nicht um irgendeine Spielart von Haushaltsangelegenheiten, es geht um die Haushaltsfrage an sich: Len, es ist alles aus!»

«Was ist alles aus?»

«Alles. Sie verlässt uns.»

«Warum?»

«Ich weiß nicht. Ich war zu aufgewühlt, sie zu fragen. Ich bin gleich zu dir gekommen.»

Ich widerstand dem Impuls, die sechs einträglichen Geschichten beiseite zu legen und den Rest des Tages damit zuzubringen, meine Frau zu trösten.

«Ich weiß nicht, was los ist. Wir waren nett zu ihr, da bin ich sicher. Sie mag uns – dachte ich jedenfalls immer. Das ist Schicksal – das ist wie bei Maeterlinck – was immer wir machen geht so – irgendwie schräg aus. Da liegt ein Fluch auf uns.»

«Da sprich mal nur für dich», erwiderte ich heiter. «Du magst ja verflucht sein – obwohl es wohl kaum höflich von dir ist, das zu sagen – aber ich bin gesegnet, gesegnet unter allen Menschen, wenn ich nicht – gesegnet seit du –»

Sie stampfte mit dem Fuß auf: «Siehst du nicht, dass es ernst ist – schrecklich ernst? Ich wünschte, ich wäre nie hierher gezogen, ich wünschte wir wären zurück in der Hutschachtel –

da hast du's! Jetzt fall' über mich her und sag, dass du mir das die ganze Zeit gesagt hast.» Ich sagte ihr etwas ganz anderes und bald darauf, als wir beide ruhiger waren:

«Wir könnten zumindest genau so gut erfahren, warum sie geht.»

«Ich werde sie fragen.», sagte Chloe und trocknete sich die Augen. «Es ist bestimmt Prosser. Wenn ich du wäre, würde ich ihn einfach an den Schultern packen und rausschmeißen. Stark genug dazu bist du wohl.»

«Ja, und dann hätte ich eine Anzeige laufen wegen des Übergriffs und hundert Pfund Schadenersatz-Forderungen.» sagte ich – und schmückte mich mit dem, was ich von meinem Anwalt gelernt hatte.

«Geh sie fragen. Vielleicht ist es gar nicht der Prosser. Sogar er, Verräter ohne Empfehlungsschreiben, der er ist, kann nicht nicht für alles verantwortlich sein. Vielleicht hat sie den Geist gesehen!»

Ich hatte eine hübsche kleine Skizze fertiggezeichnet – von Mary, die ihr Ausscheiden bekannt gibt, während sie mit unmissverständlichen Gesten auf den Geist im Hintergrund hindeutet – als Chloe zurückkam.

«Na?», sagte ich.

«Nun?», sagte sie.

«Hast du etwas rausgefunden?»

«Es ist alles in Ordnung», sagte Chloe mit einem Seufzer der Erleichterung. «Wir haben nichts Schlimmes gemacht. Sie hat uns schrecklich gern. Aber sie muss ganz einfach gehen.»

«Warum?»

«Sie wird den Bäcker heiraten.»

«Der Glückliche!»

«Es ist Liebe. Die schönste Geschichte. Sie konnten zuvor nicht heiraten, weil er nicht gut genug dastand – aber jetzt hat ihm ein Onkel etwas Geld überlassen, und er hat sich eine Geschäftspartnerschaft gesichert.»

«Und wie lange haben die beiden aufeinander gewartet? Wie viel unschätzbare Standhaftigkeit, erprobt in der heißen Glut der Schmiede wie das Gold?»

«Das ist das Schlimmste daran», sagte Chloe und wurde rot, so wahr ich hier stehe, «Sie kennt ihn erst seit einem Monat. Aber Dienstboten sind <geschwind wie der Wind in den Dingen des Herzens>»

«Charles Reade: *Hard Cash** – ja. Nun ja, für uns ist es hart.»

«Aber es ist sehr schön für sie beide. Gerade du solltest doch richtig viel Mitgefühl für Liebende übrig haben.»

«Das habe ich. Besonders, wenn sie verheiratet sind, und in einem Haus leben, das viel, viel zu für sie ist.»

«Oh Len, tust du dir wirklich so sehr leid?»

«Ich tue mir genau so leid, wie es dir für mich leid tut.»

«Und du tust mir genau so sehr leid, wie es dir nur je um dich

selbst leid tun kann. Wo waren wir stehengeblieben?»

«Wir waren soweit, dass Mary eine Ehe- und Bäckerfrau wird – und das es dir nichts ausmacht, ohne Personal dazustehen, deiner Bewunderung für die Schönheit der standhaften Liebe wegen.»

«Lass uns in den Garten gehen und das zu Ende besprechen.»

«Ich könnte den ganzen Tag über Standhaftigkeit und Liebe sprechen. Aber meine Geschichte...»

«Pfeif auf die Geschichte! Und es ist ja nicht die Liebe, über die ich sprechen möchte – außer du kommst gar nicht von dem Thema los. Es geht um Inserate und Vermittlungsagenturen und Prosser.»

Also gingen wir in den Garten und redeten. Der Garten wählt die Gesprächsthemen für einen selbst aus – und er wollte von Chloes Themen nichts wissen. Meine ließ er eher gelten

Kapitel 5 Neuer Raum

An jenem Morgen saß ich im rot-weiß marmornen Foyer des Roten Hauses und schrieb. Ich hatte tatsächlich einen Anfang für eine der sechs Geschichten gefunden – es war kein guter Anfang, aber immerhin, er war da. Ich war auf Seite drei angekommen und wusste, dass, falls am heutigen Tage kein Haus-

halt ereignis von mehr als gewöhnlich katastrophalem Ausmaß dazwischen käme, die Sonne für mich über zwölf Seiten mühevoller Maschinenschrift untergehen würde.

Die Wände der marmornen Zwischenhalle sind dick und die Fenster gehen nach Nordosten hinaus, sodass die Halle, sogar wenn die Sonne den Garten in feines Gold taucht und die westlichen Räume in einen glutheißen Schmiedeofen verwandelt, gerade so kühl bleibt wie eine Höhle.

Durch die offene Tür konnte ich die gefiederartigen Blüten der Edel-Kastanie sehen, durch ein Fenster die Blutbuche in dunklem Weinrot und durch ein anderes zeigte mir eine Lücke in der Allee ein Quadrat blauen Himmel, das den Hintergrund für eine Normannische Pappel bildete: gerade, schlank und selbstbewusst zurückhaltend.

Der Garten war erfüllt von den Lauten der Vögel und dem leisen Rascheln der Blätter. In der Küche erklang das Klingeln von Silber – na ja, galvanisiertem Kunstsilber*, um genau zu sein – und das Klirren von Geschirr. Das Klappern meiner Remington* unterstrich diese Stille geradezu – eine Stille, die sie für andere Ohren, die ihre monotone Musik nicht so mochten wie die meinigen, wohl durchbrochen haben würde.

Das Foyer ist eine Hauptverkehrsstraße des roten Hauses. Chloe kam immer mal wieder mit einem Staubwedel und einem Besen vorbei, mit einem ganzen Arm voll blau gesäumter Kissen, mit einem zusammengelegten Teppich und

mit etwas, das in einem abgedeckten Papierkorb herumraschelte. Sie sah mich an und ich wusste, sie wunderte sich, warum ich sie nicht fragte, was sie da trieb. Aber ich ließ es bleiben, denn ich hatte es bis Seite 4 gebracht, und ich wollte mein Glück nicht auf die Probe stellen, indem ich mehr von der Süße jenes Lebens genoss, das führen zu dürfen ich mir zweifelsohne in ebendiesem Moment erst einmal zu verdienen hatte.

Außerdem fürchtete ich, den Zauber zu zerstören. Wenn einmal die schicksalhafte dritte Seite vorüber ist, kann sich der Schreibfluss gegen gewöhnliche Angriffe behaupten. Nicht aber gegen Chloe, wenn man ihr erst einmal gestattet, eine neue Idee zu erklären.

Aber meine Finger begannen, langsamer zu arbeiten und meine Schlusspunkte gaben mir Gelegenheit nicht nur bis 4, sondern bis 40 zu zählen, wie sie uns das einst in der Schule beigebracht hatten. Ich wurde einerseits den Eindruck nicht los, dass meine Frau nicht wollte, dass ich Fragen stellte, ohne dass ich aber andererseits begriff, was dieser Eindruck bedeuten sollte. Hätte ich den Eindruck gehabt, dass sie gerne gefragt worden wäre, hätte ich mit der klar fasslichen Versuchung ringen können, ihr etwas Gutes zu tun, und die Versuchung schließlich niederwerfen. Wie die Dinge aber lagen, wurden meine Sätze schwächer, meine Erzählung weniger überzeugend. Ich musste mein schwindendes Interesse an meiner Ge-

schichte mit beiden Händen fest umklammert halten; und als der Kampf vorbei war, hatte ich den Lebensweg meines Helden durch zwei Ehefrauen, eine vertane Jugend und einen vorgeschlagenen Straßenraub verkompliziert – und dieser Held sollte sich doch in einem Milieu von «ausgesprochenem häuslichen Interesse» glänzend bewähren.

Ich raffte die Seiten zusammen: Es war Mittagessenszeit. Das Blau und Gold des Morgens war nun von dickem Wolkengrau überzogen; der Himmel sah aus wie das Leinwand-Dach eines umherreisenden Zirkuszelt. Ein paar erste Tropfen hinterließen Flecken, groß wie 5-Schilling-Stücke auf der Türschwelle. Dann kam der Regen: schnurgerade, stark und mächtig.

«Ich wusste, dass es regnen würde. Wie gut, es zu hören. Freust du dich nicht beinahe auch so daran, als ob du selbst ein Baum wärst? Stell dir mal vor, da draußen aufrecht dem Regen entgegen zu stehen und alle Blätter danach auszustrecken, um ihn daraufplatschen zu fühlen.»

«Es erleichtert die Arbeit. Jetzt kannst Du mich nicht von meinen Geschichten weglocken, damit ich die goldenen Stunden im Garten vergeude.»

«Das ist das Schlimmste an diesem Haus.» sagte sie «alles drin und dran drängt einen, besonders fleißig zu arbeiten. Der Weiße Salon ist so ordentlich, dass ich dort nie sitze, ohne zu

denken: Heute werde ich eine Spitzenstickerei machen, eine Durchbruchsarbeit*, wenn nicht gar eine Meisterstickerei mit Spruch darauf. Welche Berge an Arbeit wir im Winter schaffen werden, wenn da kein lieber Garten ist, der uns in Versuchung führt.»

«Ich frag mich – »

In diesem Moment war Chloe diejenige, die das Reden übernahm. Ich versuchte indessen, einige Fangarme fest an meiner Geschichte verankert zu lassen, und war entschlossen, keine Fragen zu stellen. Nach dem Mittagessen sagte ich: «Kaffee?»

«Der ist noch nicht fertig», sagte sie, indem sie aufstand.

Dann: «Len», sagte sie abrupt, «Ich muss dir etwas zeigen.»

«Nicht noch mal Kaninchen?», sagte ich, denn erst vorige Woche waren es sechs Baby-Kaninchen gewesen, aufgefunden in unserem Obstgarten, die sie mir zu zeigen hatte: Chloe hatte sie mühsam mit einem in Milch getauchten Finger eines Samthandschuhs aufgezogen. Die Kaninchen hatten nicht überlebt.

«Nein, nein! Wie kannst du mich nur daran erinnern? Komm!» Sie führte mich die Eichentreppe hinauf, den großen Gang entlang und noch weiter hinauf in einen engeren Trakt. Wir befanden uns schließlich in dem Grüppchen verlassener Räume im zweiten Stock. Chloe stieß eine Türe schwungvoll auf, zog mich hinein und schloss sie rasch wieder.

Es war ein großer Raum, ausgefegt und blank geputzt; drei lange Fenster, mit Gardinen aus dem sich üppig abwärts ergießendem Blattwerk des Wilden Weins füllten ihn mit grünem Licht.

Hier gab es keinen Zierrat, keinerlei Sessel, keine Blumen und keine Teppiche. Nur einen einzigen Perserteppich auf dem Boden und ein großes Sofa, gute 3 bis 4 Meter lang, an einer der Wände.

In den Regalen im rückwärtigen Teil des Raums beim Kamin standen an die dreißig Bücher, ein großer Tisch aus leichtem Nadelholz hielt ein ordentliches Schreibservice bereit, ein kleinerer Tisch aus dem gleichen Holz ein metallenes Service mit Tassen und Geschirr. Zwei Stühle im Windsor-Stil standen am großen Tisch.

«Jetzt mache ich Kaffee.», sagte Chloe und wandte sich dem metallenen Service zu.

«Kaffee scheint mir da sehr schwach. Ist es denn die Möglichkeit, dass du meine rasende Neugierde so gar nicht stillen willst: Was ist das für ein Raum?»

«Das ist die Brotkammer – für Brotlaibe. Im Winter werden wir, wie du gesagt hast einen Raum brauchen, um unseren müden Leib zu entspannen und herumzuhängen, wenn wir unser Brot verdient haben.»

«Das habe ich nicht gesagt.»

«Doch, das hast du. Probier mal das Sofa aus!»

Das tat ich.

Das Sofa knarzte, als ich mich darauf setzte, aber es war bequem.

«Chloe», sagte ich, «Komm her!»

«Kann ich nicht. Ich mache den Kaffee.», sagte sie und tatsächlich hatte sie zu diesem Zweck die Gaslampe angezündet.

«Weißt Du eigentlich, dass du rot wirst, als hätte man dich beim Taschendiebstahl oder einer Großzügigkeit erwischt? Warum ist dir das peinlich? Warum bist du verlegen? Was suchst du dich schüchtern hinter einer Gaslampe zu verbergen? Warum hast du das getan? Und warum kommst du nicht eilens in meine Arme, wie eine pflichtbewusste Ehefrau es sollte, und gestehst mir, wie du nur auf eine so wunderschöne Idee gekommen bist?»

«Er gefällt dir also wirklich?»

«Gefallen? Ich bekenne, bei allen meinen Hausgöttern, dass ich, hätte ich dieses Haus als Junggeselle geerbt, so und auf keine andere Art und Weise mein Wohnzimmer eingerichtet hätte.»

«Warum <wenn du als Junggeselle geerbt hättest?»

«Weil meine Frau schöne Sachen mag. Sie mag grüne flämi-sche Töpfe, und metallene Bettwärmer und Kerzenständer mit Platte *à la* Sheffield, und Blumen obendrein; und als Ehemann gefällt mir, was sie mag. Chloe, warum gibt es hier keine Blumen?» Sie deutete zum grünen Blätterschirm vor dem Fenster.

Ich erhob mich und begann, auf und ab zu gehen.

«Du bist eine Hexe!», sagte ich, «woher wusstest du nur so genau, was mir gefällt? Hier ist Raum – nichts zum Runter-schmeißen. Und Form – keine Gardinen, welche die feinen Linien dieser alten Fenster durchbrechen würden. Und Farbe – sieh nur, das grüne Licht. Das ist hier wie ein Feenort, erleuchtet von Glühwürmchen-Lampen, besonders gerade, bei diesem Aufleuchten von Sonnenlicht, da war's gerade so! Chloe, wie hast du das nur gewusst? Ist es, weil du mich so sehr liebst?»

«Nicht im Mindesten», gab sie brüsk zurück. «Es ist, weil – Len, lach mich nicht aus: Ich wusste, wie ich den Raum zu-rechtmachen musste, weil es genau das ist, was *mir auch* gefällt.»

Sie hatte den Kaffee gemacht und schenkte ihn aus. Dann kam sie herüber und nahm meinen Arm. Draußen platschte der Regen angenehm auf die grünen Blätter und das Balkon-dach.

«Aus dem Grund hab ich mich dumm gefühlt und bin rot geworden – abgesehen davon natürlich, dass ich nie wirklich rot geworden bin. Ich scheine mich in jemand anderen zu verwandeln und vielleicht magst du mich dann nicht mehr so sehr. Oder ich bin halb ich selbst und halb jemand anders und ich weiß nicht, welcher Teil in Wirklichkeit du bist. Es hat eigentlich gar nichts gekostet.», fuhr sie ungerührt fort.

«Das Sofa sind nur Orangenkisten, gefüllt mit Stroh und überzogen mit den alten grünen Gardinen – du weißt schon, die, die so ausgebleichen waren. Und der Tisch kommt aus der Küche. Die beiden Ablagebretter, die aus der Wand kommen, genügen dort völlig, sagt Mary. Und das ist alles.»

Wir setzten uns zwischen die blau gesäumten Kissen.

«Das Zeug für die da hab ich natürlich gekauft: Die grünen Wirbel-Linien darauf passen so gut zu den alten Vorhängen.» sagte sie. «Und das ist dann wirklich alles.»

«Ehrlich und drei Tage?»

«Oh», sagte sie und warf ihren Kopf herum

«wenn Du glaubst, dass ich das dir zuliebe getan habe –»

«Aber dann sag mir doch, *warum* denn nun?», bat ich.

«Ich weiß nicht.», sagte sie verwirrt, ließ ihre Ellenbogen auf den Knien und den Kopf in ihren Händen ruhen. «Sieh mal: Das Rote Haus ist so groß. Es ist wie Shakespeare oder Goethe und die Hutschachtel war wie eine Komische Oper aus dem Savoy*. Und ich mag es nicht, Sachen durcheinanderzubringen. Und dann ist es so schrecklich, Dinge abstauben zu müssen. War das nicht Thoreau*, der all seinen Nippes weggeworfen hat, weil er ihn nicht mehr abstauben wollte? Und Mary geht weg, und ich dachte mir: Wenn man einfach einen Raum haben könnte mit nur den Sachen, die man braucht, drin – ein Sofa, ein Tisch, zwei Stühle – wir können mehr Bücher

reinstellen, wenn Du möchtest. Aber ich dachte, wenn man – wir müssen ihn ja nicht nur zum Abhängen benutzen – wir können alles mit hier reinbringen, was wir wollen: Arbeit und sowas alles – aber ich dachte: wenn wir uns darauf einigen würden, in diesem Raum nichts liegen zu lassen, sondern alles wieder mitzunehmen, sobald wir damit fertig sind, egal, was das war, dann würden wir immer einen Raum haben, der aufgeräumt ist– oder zumindest wäre die Unordnung nie mehr als einen Tag tief. Was die Sache so hoffnungslos macht, ist, wenn man den Schutt der Tage sich übereinander schieben lässt. Und ich dachte, ich könnte vielleicht hier einiges arbeiten.»

«Du bist ein Genie» sagte ich, «und ich ein Glücksprinz. Ich finde nur eins recht schade: Das ich nicht selbst darauf gekommen bin.»

«Aber wenn, dann hättest du's nicht gemacht. Das ist einfach so. Weil du dann gedacht hättest, dass *ich* – und ich habe ja auch gedacht, dass – egal: Bist du glücklich damit?»

«Das bin ich.»

«Das Seltsame ist: Ich denke, ich wäre zwei Leute, denn wenn ich haufenweise Dienstboten hätte, dann hätte ich die grüne Keramik und das Metallzeug und so Sachen in allen Räumen, außer in dem hier. Len, seit wir hier hergezogen sind, scheint alles anders. Ich habe das Gefühl, als würde ich in einem großen Meer um mein Leben schwimmen – nichts ist

mehr so, wie ich dachte, dass es früher mal war.»

«Nichts?»

«Nur wir. Ich weiß nicht, ob du verstehst –»

«Meine Liebe, wir sind aus unserem Puppenhaus in die wirkliche Welt herausgepurzelt.»

«Oh nein, das ist nicht die wirkliche Welt. Es ist zu schön dafür!»

«Dann in eine neue Welt: eine Welt in der wir selbst denken und die Dinge danach beurteilen müssen, was sie eigentlich wert sind. Wir sind wie Kolumbus, Madame. Das wirklich Wichtige ist, für sich selbst herauszufinden, ohne jeglichen Fehler herauszufinden: Was sind die Dinge, an denen einem liegt, die Dinge, auf die es ankommt ... »

«Und die Dinge, auf die es einem *nicht* ankommt – die sind viel wichtiger – solche, die man nur hat, weil andere Leute sie auch haben. Oder, falls das nicht der Grund ist, dann kenne ich keinen. Und wir haben so viel zu lernen – und es gibt so viele gute Eigenschaften, von denen ich keine Ahnung habe. Fühlst du dich nicht auch sehr arm und unbedeutend, Len? Und sehr, sehr unwissend? Ich schon.»

«Ich weiß ein, zwei wichtige Sachen.», sagte ich, da ich Chloe in solch demütigen Stimmungen, die in Selbstvorwürfen enden, nie auch noch bestärke «und ich habe so ein, zwei unwesentliche Besitztümer: Das Rote Haus, eine Ehefrau und eine Brotkammer für meinen müden Leib. Schau, jetzt kommt die

Sonne ernsthaft raus! Wie herrlich sie durch das Grün leuchtet. Ach, das ist eine gute Welt, letztendlich. Wie dicht diese Kletterpflanze wächst! Woran hängt Sie eigentlich?

Mensch, schau, da sind Gitterstäbe. Das muss das Kinderzimmer gewesen sein.»

«Ja», sagte Chloe und ließ ihren Kopf auf meiner Schulter ruhen, während sie hinter mir stand.

«Das wäre aber auch ein ausgezeichnetes Kinderzimmer.», sagte ich. – «Ja», sagte meine Frau da aufs Neue, das Kinn immer noch auf meiner Schulter. «Len, ich fühle mich heute ziemlich albern. Ich werde etwas Dummes sagen.»

«Du könntest mir keine größere Neuigkeit bieten.»

Sie hakte sich mit der Hand an meinem Arm unter und schmiegte ihre Wange an meinen Ärmel.

«Du weißt ja noch, wie du es so dumm von mir fandest, hierher ins Rote Haus kommen zu wollen, aber ich habe diese Gitter schon am ersten Tag gesehen, und ich dachte mir, wie schön es für sie einmal wäre, sich an einen schönen Ort erinnern zu können, wenn sie groß werden. Dann nicht an die Nachbarn zurückzudenken und an Leierkastenmänner und klebrigen Staub und Straßenpflaster, sondern an Ruhe, und große, grüne Bäume und Rasenflächen, an dieses ernste, alte Haus. Meinst du nicht auch, das wäre schön für sie?»

«Für sie?», fragte ich, aber nicht, weil ich nicht verstanden hatte.

«Für – falls wir je Kinder haben sollten, Len.»

Eines Tages, wenn wir es erleben, werden wir alt und grau und schwach sein und mit trüben Augen die lange Reihe der Jahre entlang zurück schauen; und sogar dann noch wird dieser gute Moment sich davon abheben, golden und vollkommen wird er für sich stehen – dieser Moment als wir, stark voller Jugend, Liebe und Hoffnung, zusammenstanden, und durch die Kinderzimmer-Gitter und das Grün des Klettergewächses nach vorn in die kommenden Jahre blickten. Dieser Sommertag als es, falls unsere Augen etwa trübe waren, am Morgentau lag, und als es, falls unsere Hände zitterten, daran lag, dass sie eine solche Fülle der guten Dinge des Lebens zu halten hatten.

Plötzlich hob Chloe den Kopf:«Ich habe dir gesagt, dass ich gerade albern bin. Aber da ich sowieso albern bin, werde ich jetzt noch eine alberne Sache mehr sagen: Ich glaube nicht, dass irgendjemand auf der Welt je so glücklich war, wie ich. Und wenn ich mir Sorgen mache und ärgerlich werde – ach, was sage ich all diese Dinge, die du haargenau selber weißt und die man sowieso nicht sagt? Du musst zurück an deine Arbeit und ich werde versuchen, diese Zeichnung von dem Herzog zu machen. Und heute Abend beraten wir wegen Mary. Yolande wird uns Rat geben.»

An diesem Abend schlenderte ich, während Yolande und meine Frau in eine Diskussion über die Art und Weise vertieft

waren, wie ein Schneider, der wirklich und wahrhaftig vollkommen richtig im Kopf wäre, einen Rock schneiden würde, in den neuen Raum hinauf – und dort lag Chloes Zeichnung vom Herzog und der bescheidenen Gefährtin auf dem Tisch.

Des Herzogs Arm stimmte nicht; ebenso wenig die Beine seiner Hoheit. Bleistift und Radiergummi lagen in der Nähe. Ich fingerte einen Moment lang geistesabwesend an einem HB-Stift herum und bald fand ich mich, die Ellenbogen aufgestützt, den Kopf heruntergebeugt, damit beschäftigt, dem Herzog so etwas wie ein menschliches Aussehen zu verleihen.

Ich habe in meiner Jugend immer den Zeichenpreis gewonnen – allerdings nichts, womit man angeben könnte, denn der fällt ja, wie man so sagt, immer dem größten Langweiler der ganzen Schule zu – und bei meinem Studium in Oxford war es mir ein großes Vergnügen, jene zu karikieren, die an den Schaltstellen der Macht sitzen und jene zu verherrlichen, die hinter der Theke des Nachspeisen-Koches stehen. Auch hatte ich, als ich in der Anwaltskammer juristischen Träumen nachgegangen war und meine freien Tage untätig bei Gericht verbracht hatte, ständig Gebrauch von den ausgezeichneten Federn und Schreibmaterialien gemacht, die der Staat dort bereithielt, um Portraits der führenden Rechtsgelehrten zu zeichnen. Und ich konnte die Form der Dinge sehen*. Ich wusste, wie der Arm gehörte. Ich wusste auch, wie die Kleider eines Mannes fallen, wenn er sie anhat – etwas, das Chloe nie

richtig verstanden hat. Also radierte ich einen Großteil ihres Herzogs weg und setzte meinen eigenen Herzog dorthin – so ziemlich ein Wesen aus Fleisch und Blut und bei Weitem zu gut für Chloes Darstellung der bescheidenen Gefährtin, an deren sorgsam arrangierten Bändern und Schleifchen ich mich nicht herumzumachen getraute. Ich frischte den Hintergrund etwas auf, korrigierte die völlig irrlaufende Perspektive eines Beistell-Tischchens – ein Möbelstück, das Chloe offenbar besonders herzoglich erschienen war – ließ die Zeichnung unter ihr Blatt Abdeckpapier zurückgleiten und ging davon, um meiner Frau zu beichten, was ich getan hatte.

Aber ich fand sie bis über beide Ohren mit Krägen und Ärmeln beschäftigt vor; und da schien es doch einfacher, Yolande im großen Wohnzimmer ans Klavier zu bitten und neben Chloe im Dämmerlicht zu sitzen, und an vieles zu denken, sich aber allenfalls hin und wieder ganz nebulös zu fragen, wie sie die Entdeckung meines anmaßenden Vergehens aufnehmen würde.

Wir hatten uns darauf geeinigt, dass wir dem Fräulein Richborough einen Abend Ruhe – eine Nacht Schlaf – gönnen würden, bevor wir sie mit der Bürde unserer Sorgen belasten würden: unser besoffener Mieter und unser Engel von Dienstmädchen, der so bald in eine andere Sphäre – fern von unserem tiefgreifenden Bedarf nach ihr – versetzt werden würde.

Und so verbrachten wir einen recht angenehmen Abend. Yolande hatte ein halbes Dutzend Skizzenbücher mitgebracht voll von Notizen von ihrer Italienreise. Sie zeichnet tatsächlich recht gut, und sogar, wenn ihre Zeichnungen falsch sind, sind sie amüsant. Chloe und ich lachten und gaben Kritiken ab, aber niemand sagte etwas, dass der Aufzeichnung wert wäre.

Die wirklich bemerkenswerte Bemerkung kam am nächsten Morgen von Chloe: «Oh, Len!», sagte sie, während sie mit dem Herzog und der bescheidenen Gefährtin in der Hand auf mich zukam, «schau, was sie – ich meine: schau, was der Geist gemacht hat! Oh, was für ein kluger Geist, dass er besser – ich meine, dass er so gut wie wir – zeichnen und schreiben kann». Ich hätte nicht geglaubt, dass sie sich so täuschen könnte. Yolande zeichnet vollkommen anders als ich: Sie hat Humor, aber jedes wirkliche Gespür für die Linie geht ihr ab. Ich sagte mir, dass ich Demut empfände, aber in Wirklichkeit fühlte ich stolze, wenn auch ernüchterte, Empörung.

«So einen Geist findest du unter Tausenden nicht nochmal, ehrlich.», sagte ich. «Wirst Du die Zeichnung einsenden?».

«Natürlich», sagte Chloe und sah mich mit großen Augen an: «Und ich wünschte nur, der Geist würde mir auch noch dieses scheußliche Märchen für die *Kinderwelt* illustrieren.» Ich beschloss fest, dass der Geist auch dies tun würde – und wenn nicht, würde ich am besten wissen, warum.

«Und jetzt», sagte Chloe, «müssen wir Kriegsrat halten.»

Wir nahmen Yolande mit und zeigten ihr unseren neuen, eigenen Raum – unseren «Abhänge- Raum» – und dann fragten wir sie, ob sie den Kriegsrat lieber dort halten wolle, oder im Weißen Salon, wo ihre Bank und ihr Sekretär standen, oder unter den Zedern, wo die Hängematte hing und das Gras trotz des gestrigen Regens trocken sein würde. Wir warteten mit angehaltenem Atem auf ihre Antwort. Sie stand in der Tür unseres neuen Raumes und sah sich darin um – eine Aufmerksamkeit und Anerkennung in den Augen, vor der unsere noch zusammenschrumpfen schien. Dann sagte sie: «Jedenfalls nicht hier: Das ist euer ganz eigener Raum. Ich würde mich ganz unbehaglich darin fühlen, vielleicht wie in deinen Stiefeln, Len, oder mit Chloes Goldrandbrille auf. Ich plädiere für die Zedern.»

Wir sagten beide je einmal «Unsinn!», aber wir stiegen doch die Treppe hinunter und hielten beide eine ihrer freundlichen Hände dabei. Niemand außer Yolande hätte das verstanden: Ich fragte mich, ob sie die Gitterstäbe am Fenster bemerkt hatte.

So kam es, dass wir unter den Zedern das Übermaß der privaten Schwierigkeiten, die uns peinigten, vor Yolande ausbreiteten. Marys Wegzug, der im Unkraut erstickende Garten, die unmöglichen Mieter, die leerstehenden Landhäuschen, bei denen uns diese eine Erfahrung schon den bloßen Gedanken an eine weitere Vermietung fürchten ließ. Und Yolande hörte

mit großer Solidarität und Mitgefühl zu, während die Schatten der Zeder ihr grünes Kleid fleckig besprenkelten und ihrem rot-goldenen Haar das Licht stahlen.

«Kannst du da irgendetwas tun?», sagte Chloe zuletzt, um verzweifelt Yolandes mit Bedacht gewährte Haltung unverbindlichen Mitleidens zu durchbrechen.

«Ich glaube, ich könnte wohl anbieten, bei euch zu bleiben, und euch waschen, brauen, backen und spinnen helfen. Aber dabei bin ich nicht effektiv. Und außerdem wäre das, als würde man mit einer Rasierklinge Holzhacken gehen.»

«Bescheidenheit war schon immer eine deiner Stärken, meine liebe Rasierklinge.», sagte Chloe.

«Eine Rasierklinge ist nicht dafür geeignet, Feuerholz zu schlagen.», sagte Yolande betont zurückhaltend.

«Die ist für andere Dinge geeignet. Wenn man damit Feuerholz macht, kann sie ihre eigene Arbeit nicht mehr tun, für die sie eigentlich gemacht wurde. Und wenn ich jetzt nur ein einziges Mal brutal und voll aus der Schulter zuschlagen darf, erleichtere ich mir Kopf und Herz und tue euch nicht gar so weh damit.»

«Schlag hierhin!», sagte da meine Frau, die Hand auf dem Herzen..

«Darf ich? Ich danke euch ganz schrecklich. Nun denn, ihr Allesmacher-Leute, die ihr alles selbst anpacken könnt: Ihr macht die ganze Zeit Feuerholz mit Rasierklingen. Ihr zieht die

ganze Zeit eure Energien aus ihrer eigentlich richtigen Bahn ab und macht die Arbeit von dutzenden Leuten mittelmäßig gut, weil ihr nicht die Zeit habt, sie ordentlich zu machen. Len putzt Stiefel und Türschwellen und Kerzenständer und kommt danach allenfalls halbherzig zu seiner eigentlichen Arbeit. Und Chloe kann ihre Zeichnungen nicht gemächlich erledigen, weil sie sich ums Putzen, Wischen und Kochen kümmern muss. Ein wahrhaft vernünftiger Len, eine wirklich gewissenhafte Chloe würde in seinem eigenen Beruf arbeiten und andere Leute beauftragen, ihren Beruf zu versehen. So, ich habe gesprochen.»

«Armer Fuchs», sagte Chloe sanft, «waren die scheußlichen Trauben denn so sauer?»*

«Ich werde nicht so tun», sagte Fräulein Richbrough streng, «als verstünde ich deine Anspielung nicht richtig. Ich bin nicht gut im Fegen. Ich wische selten und schlecht Staub. Wenn ich abwasche, geht immer ein Teller oder eine Tasse zu Bruch. Ich glaube, ich würde wohl Schuhe mit weißer Wandfarbe putzen oder eine Türschwelle mit GLOBE- Allzweckreiniger* sauber machen.»

«Und doch gibst du selber zu, dass du gerne deine Finger in anderer Leute Angelegenheiten drin hast.»

«Ganz genau! Ich tue gern das, wofür ich geeignet bin. Anderer Leute Angelegenheiten richte ich, als hätt ich's gelernt. Und die anderen Angelegenheiten kommen meiner

eigentlichen Arbeit nicht in die Quere – darum geht es.»

«Aber wir mögen es, Sachen fürs Haus zu machen.», wagte Chloe vorzubringen.

«Glaubt ihr, das weiß ich nicht? Oh, ihr braucht euch keine Mühe zu geben, mich von eurer Verkommenheit zu überzeugen. Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. All diese Eisen im Feuer – ja, auch dieses verachtenswerte Stück Garten, wo ihr gejätet habt – alle die ziehen Energie ab, die ihr eigentlich aufs Schreiben und Zeichnen verwenden solltet. Ihr seid beide außerordentlich freche Kinder!»

«Wie würde sich denn», wagte ich zu fragen, «unter diesen Umständen ein wirklich gutes, braves Kind verhalten?»

«Es würde erstens schon mal nicht auf Grashalmen herumkauen, während es zu seinem eigenen Besten eine Lektion erteilt bekommt. Und dann schaut euch bloß mal euren Grobian von Mieter an: Wenn man Häuser vermietet, beauftragt man einen Makler – und der besteht auf Empfehlungsschreiben. Der versteht was von seinem Geschäft.»

Chloe sah mich flehentlich an, und ich warf ein Gänseblümchen nach ihr und sagte:

«Da lagen wir sicher falsch.» Ihre Augen dankten mir das «wir» und Yolande fuhr fort: «Dann, was Dienstboten angeht: Es würde sich für euch auszahlen, einen richtig guten zu haben, auch wenn ihr dem 30, 40 Pfund im Jahr zahlen müsstet. Reiß deine schönen Augen nicht so auf, Chloe, schau

mich nicht so entgeistert an – ich meine das Ernst.

So hast du immer mehr Arbeit, als du machen kannst, wie die Dinge nun liegen. Wenn ihr ernsthaft an eurer Arbeit dranbleiben würdet, könntet ihr euch wirklich den Lohn für ein Prachtexemplar leisten.»

«Knobelaufgabe: Finde das Prachtexemplar.»

«Ah, da komme ich ins Spiel. Ich kann kein Geschirr spülen – jedenfalls tu ich's nicht. Aber wenn ihr mir freie Hand lasst, werde ich euch Personal finden, das so gut ist wie eure Mary. Darauf verwett ich meinen Omar Khayyam, und das ist eine Erstausgabe, wisst ihr, gegen deinen *Shropshire Lad!*»

«Abgemacht!», sagte ich sofort.

«Und was ist mit diesem verkommenen Prosser?»

«Eines nach dem anderen.», sagte Yolande, «Die Frage der Mieterschaft muss hintan stehen, bis wir die Frage des Hauspersonals gelöst haben. Ach, sagt nichts mehr zu mir: Mein Kopf surrt vor Ideen – so ausgezeichnet und so praktikabel. Lasst mich alleine, während meine Pläne reifen!»

Sie lehnte sich in der Hängematte zurück, zwischen die gelben Kissen, und war binnen drei Minuten fest eingeschlafen. Chloe und ich stahlen uns davon – durch den Garten zum Sitzplatz unter dem Quittenbaum.

«Wir sind wirklich wie die verlorenen Kinder im Wald», sagte sie. «Ich frage mich, ob sie Erfolg haben wird?»

«Sie hat immer Erfolg», sagte ich knapp, «das ist ihr Metier.

Unseres scheint mir ist das besagter verlorener Kinder – hilflos und an das Mitleid aller freundlichen Vorüberkommenden appellierend – und ich gebe zu: Das ist kein Metier, auf das ich besonders stolz wäre.»

«Yolande ist nicht irgendein Vorüberkommender.»

«Doch, ist sie.», sagte ich «Jeder einzelne von denen ist sie.»

«Schatz», sagte meine Frau ruhig, «du bist sehr sauer und gleich wird es dir leid tun.»

Ich war zuvor nicht sauer gewesen, zumindest glaube ich nicht, dass – aber jetzt vielleicht: Ich pflückte eine unreife Quitte und warf sie nach einer Amsel im Efeu. Ich traf die Amsel nicht.

«Ernsthaft!», sagte Chloe, indem sie meine Hand packte, mit der ich mir eine weitere Quitte holen wollte.

«Ich glaube, Yolande hat Recht. Es ist unser Metier, zu schreiben und zu zeichnen und so unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Wir können gar nicht schlau genug sein, um alles zu können. Warum sollten wir zu stolz dazu sein, sie versuchen zu lassen, das zu machen, was wir nicht hingekriegt haben: Einen Diensthilfen zu finden, der bei uns bleibt. Du bist doch nicht wirklich böse, weil Yolande gesagt hat, was sie gesagt hat? Du weißt doch, wie gern sie uns hat.»

«Ich weiß nur, dass ich mich ganz verachtenswert fühle.», sagte ich, «Ich sollte solche Dinge allein in den Griff bekommen»

«Dann soll ich wohl Yolande sagen, dass sie sich nicht weiter bemühen muss?! Len, was bist du denn so dumm! Was ist denn los?»

«Ich hätte gedacht, es wäre schöner, du hättest einen Mann geheiratet – statt ein verlorenes Kind.»

«Du warst mannhaft genug in der Hutschachtel; aber damals wusste ich noch nicht mal halb so sehr, wie lieb du bist. Oh, Len! Meinst du nicht, es ist schön, alle möglichen Sachen zusammen herauszufinden, auch wenn es...»

«Auch unsere Verlorene-Kinder-Existenz?»

«Ja, auch unsere Beschränkungen. Warum sollten wir so tun, als könnten wir alles? Wir können eine ganze Menge Sachen, die Yolande nicht kann.»

«Ja – Abwaschen, Fegen und Staub wischen.»

«Aber das machst du doch gern. Außerdem können wir schreiben und zeichnen.»

«Das kann – – Das kann der Geist auch. – Liebling, ich hab den schwarzen Hund im Rücken. Geh mal lieber weg und lass mich ein bisschen allein sein.»

Dem Himmel sei dank – eine Ehefrau, die diese Bitte nicht mit: «Oh, Schatz, aber von *mir* möchtest du doch sicher nicht weit weg sein» beantwortete! Einen schändlichen Augenblick lang hatte ich die Befürchtung. Man lernt doch nicht alles über seine Frau in zehn Monaten Ehe.

Was Chloe betrifft, die küsste mich leicht auf die Stirn und ging, ohne ein weiteres Wort, die Allee Nussbäume hinunter, davon. Ich sah ihrem weißen Kleid nach, bis es mit einem allerletzten Schwung Richtung Stockrosen ganz verschwunden war – und im selben Moment, als sie außer Sicht war, sprang ich auf die Beine und lief ihr nach. Ich kam bei den verrottenden Bienenstöcken mit ihr auf gleiche Höhe, wo einst die Bienen mit ihrem süßem Fleiß am Werk gewesen waren.

Ich fasste sie am Arm und sie drehte sich mit einem Lächeln zu mir um.

«Chloe, Chloe, ich hab den großen schwarzen Hund den Kamin rauf fortgejagt. Ich bin der glücklichste Mann, den es gibt! Ich bin der König des Universums und du die Königin! Yolande gehört nicht zu unserem Königshaus. Die arme Yolande! Das mindeste, was wir für sie tun können, ist, sie zu unserer Wesirrin zu machen.»

Jetzt hielt ich sie indessen bei den Händen und wir sahen einander mit dem unbesieglichen Erstaunen an, das uns in eigenartigen Momenten auf des Lebens gewundenen Wegen dann und wann noch immer befällt – Erstaunen darüber, dass es wirklich zwei Menschen geben sollte, die so gut zueinander passten, wie wir; und darüber hinaus die Verwunderung darüber, dass das Schicksal uns so gnädig gewesen war, dass wir einander finden durften.

Es ist dies, glaube ich, eine Allerweltsweisheit aller Liebenden. Es war uns ein beständiges Wunder.

Die folgende Woche über arbeitete Yolande längere Zeit in ihrem Zimmer, fuhr etwas Rad mit mir und ging mit Chloe ein- oder zweimal in die Stadt - und sie eroberte ganz und gar Marys Herz, die öffentlich erklärte, dass sie sich ja auf den Boden werfen würde, damit Fräulein Yo über sie drüberlaufen könnte, wenn die es gerne so hätte.

Zweimal in dieser Woche wandelte der Geist: Er stellte eine Geschichte für mich fertig und ich wünschte, er würde sich stattdessen um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Aber ich war regelrecht schockiert von mir gewesen bei der Erkenntnis, dass ich etwas, das Eifersucht sehr nahe kam, gegenüber Yolande empfinden konnte; und nur, weil ich tief im Innersten wusste, dass die Arbeit des Hausgeists besser war als meine eigene, fand ich doch zugleich, dass es unmöglich von mir wäre, auf einer Erklärung zu bestehen, oder mich zu weigern, das Werk des Geists als meines einzusenden. Ich hatte Chloe nun in mein schandbares Geheimnis eingeweiht, und konnte es nicht wagen, in ihren Augen noch tiefer zu sinken.

Also schickte ich die Arbeit des Hausgeists ein, und der Verleger war hochofren. Das Zwickeln derselben Eifersucht stachelte mich dazu an, Chloes zwei Zeichnungen zu korrigieren und eine dritte anzulegen. Es war Balsam auf meine Seele für mich, zu hören, wie entzückt Chloe von den Zeichnungen

war, und zu wissen, dass sie diese für Yolandes Werk hielt - Yolande, die nichts halb so Gutes zustande gebracht hätte, wenn es um ihr Leben gegangen wäre.

Es war der Abend vor Marys Hochzeit. Ich hatte ein schönes Service aus Teetassen mit Untertellern für sie vorbereitet und Chloe hatte eine Tee-Tischdecke und einen Kragen für sie verziert. Ich glaube fast, sie hatte Tränen in das schöne Muster mit eingenäht.

Mary hatte mir für die Geschenke und meine echt empfundenen Worte des Bedauerns, dass unsere Wege sich trennen müssten, gedankt; aber erst, als Chloe ihre von eigener Hand gefertigten Geschenke überreichte, brach Mary zusammen.

«Ich geh doch gar nich weg, Fräulein.», sagte sie.

«Fräulein Yo hat g'sagt, ich soll nix sagen, damit das 'ne richtige Überraschung wird, wenn ich wiederkomm. Ich geh nur für 'ne Woche mit meinem Jim, seinen Vater und Mutter besuchen, unten in Marden, und dann komme ich zurück.

Miss Yo hat gesagt, Sie hatten ausgemacht, dass sie die Sachen so regelt, wie sie's möchte.»

«Aber dein Jim», fragte Chloe, völlig außer sich, «was wird der denn dazu sagen?»

«Dem gefällt das Ganze nur zu gut, Fräulein.»

«Dem gefällt es nur allzu gut? ...

Nicht mit seiner Frau zusammenzuleben?»

«Ach, Fräulein», sagte Mary, und kicherte durch ihre Tränen hindurch, «Fräulein Yo hat doch alles arrangiert. Jim und ich sollen alle Räume hinter der Küche kriegen. Er hat viel schöne Möbel, die hat ihm eine Tante aus Canterbury vermacht. Er wird niemandem im Weg umgehen, Fräulein, weil er ja so viel nicht zu Hause ist, und ich mach für Sie ganz das Gleiche wie immer. Und ich bin so glücklich wie noch nie, weil ich hätt' die Vorstellung nicht ertragen, Sie zu verlassen, Fräulein, wo Sie doch Rosen in mein Zimmer gestellt hab'n, als ob ich Königin von England wär, und jetzt hab'n Sie diese Sachen da gemacht, die ganze Arbeit, für mich, ganz mit ihren eigenen, feinen Händen!»

Als ich einen Moment später hereinkam, fand ich Mary und Chloe einander in den Armen liegend – und ich glaube fast, beide haben ein bisschen geweint.

Das war doch eine einfache Lösung, nicht wahr? Und doch hatten Chloe und ich nie daran gedacht. Und so hatte ich meinen *Shropshire Lad* verloren.

Kapitel 6 Yolandes Argument

Marys Hochzeit sollte ruhig werden. Ihr Jim brachte einen trübseligen jungen Schreiner mit, als sein «Rückenstärker», wie er sagte, und wir alle gingen zur Kirche ins Dorf hinauf, wo ich die Braut zum Altar führen sollte, während Yolande als Brautjungfer fungierte. Chloe nahm lediglich teil – um, wie sie erklärte, zu sehen, dass alles mit rechten Dingen zuginge. Die Zeremonie war für Sonntag Nachmittag angesetzt, und als wir bei der Kirche ankamen, waren wir etwas irritiert, dort eine große Gemeinde versammelt zu finden. John und Mary hatten nicht im Mindesten das Verlangen, das Teelicht ihrer Liebe unter irgendeinen Scheffel zu stellen. «Wir schämen uns nicht deshalb», erwiderte Mary in heiserem Flüstern auf Chloes ängstlichen Blick im Garten vor der Kirche.

«Ich hab in meinem Gebetsbuch dazu nachgelesen und da steht: <Im Angesicht dieser Gemeinde> – und das heißt: Vor einer ganzen Kirche voll Leuten. Wir hab'n hier keine Freunde, die wir dazubitten könnten, und da hab'n wir gedacht, wir lassen das nach dem Gottesdienst machen, dann können wir sicher sein, dass doch eine Gemeinde da ist.»

Die Gemeinde betrachtete uns mit Interesse. Mary's Kaschmirkleid konnte man nicht missdeuten – ein Hochzeitskleid, wenn je ein richtiges Hochzeitskleid die Welt erblickt hatte –

aus grauem Kaschmir, reichlich verziert ohne allzu großes Stilbewusstsein, und mit weißer Baumwollspitze. Und falls doch noch irgendwelche Zweifel bestanden hätten, so mussten die orangen Blumen in ihrem braunen Hut und in der blauen Schleife an ihrem Hals doch den unaufmerksamsten darüber aufklären. Chloe und Yolande, in bleichen Musselin-Gewändern, sahen fast so bräutlich aus wie die Braut – und Jim, seine «Verstärkung» und ich schauten alle drei unbehaglich genug drein, um den Bräutigam abgeben zu können. Der Küster erkannte uns unfehlbar als die Hochzeitsgesellschaft, und wies uns auf eine Kirchenbank nahe der Kanzel, wo wir verblieben, bis der Gottesdienst vorüber war. Ich hatte die schwache Hoffnung gehabt, dass die Gemeinde froh sein könnte, nach draußen zu dürfen – das Thermometer musste ja bei über 37 Grad im Schatten stehen – aber Mary hatte da besser geschätzt als ich: Keine Seele rührte sich – und so wurde sie verheiratet, «im Angesicht dieser Gemeinde», wie sie es gewünscht und beabsichtigt hatte.

Der Pfarrer war alt und kurzsichtig – er konnte die orangenen Blüten nicht sehen, glaube ich. Auf jeden Fall fand ich es recht schwierig, ihn davon abzuhalten, Yolande in ihrem Musselin mit französischen Accessoires und ihrem großen weißen Pfauenfeder-Hut mit Jims «Verstärkung» zu verheiraten – dessen weiße Blume im Knopfloch, ich gebe es zu, ja auch

zweimal so groß und zweimal so hochzeitlich war wie Jims eigene.

Sei dem, wie es sei, der Küster war meine Verstärkung – und schlussendlich wurde doch das richtige Paar verheiratet. Wir gingen alle zurück zum Roten Haus und tranken auf das Wohl des glücklichen Paares – mit Asti Spumante allerdings, nicht mit Champagner – denn Asti ist doppelt so billig und doppelt so lecker wie Champagner. Zumindest sagt das Chloe.

Darauf brachten wir sie zum Abschied zum Bahnhof. Dann kamen wir wieder nach Hause, rissen uns unsere guten, warmen Kleider vom Leib, schlüpfen in unsere Flanellkleider und Musselin-Tuniken, machten uns selbst unseren eigenen Tee – zumindest Chloe und ich – und tranken ihn unter den Zedern.

Als wir mit dem Tee fertig waren, sagte Chloe ein bisschen böse: «Möchtest Du nicht vielleicht die Tassen abspülen, Yolande?»

«Eure Tassen sind, glaube ich, SPODE-Geschirr* – oder ist das nur SPODE UND COPELAND?* Soll ich wohl abwaschen? Ich warne euch, ich kann keinerlei Verantwortung für meine Finger übernehmen. Die packen einfach nicht mehr richtig zu, wenn mich einer meiner eigenen Gedanken fasziniert – oder, doch, doch, auch das Gespräch mit anderen Leuten. Also hilft es gar nichts, anzubieten, dass man sich mit mir unterhält, während ich es tue.

Ich kenne meine Beschränkungen und halte mich daran.»

«Ich bin auf *meine* Beschränkungen nicht stolz», sagte Chloe.

«Nein, mein Schatz.», sagte Yolande zuckersüß, «Das liegt daran, dass du keine hast. Warum legst du dir nicht welche zu? Sie kommen einem sehr zupass.»

«Du redest ja, als ob man sich die Beschränkungen seiner selbst auch selbst aussuchen könnte.»

«Und – kann man das nicht? Eine kluge Frau wie du...»

«Spar' dir das Sahnehäubchen, danke», sagte Chloe.

«... wie du könnte im Grunde alles machen, was dumme Frauen können, und sie könnte wohl jeweils *eine* Sache, für die sie von ganzem Herzen ihren Kopf einsetzt, besser tun als diese dummen Frauen. Aber niemand kann alles machen. Wenn du das herausgefunden hast und entschieden hast, was du wirklich tun willst, hast du deine Beschränkungen erkannt.»

«Und du meinst also», sagte ich, «du könntest abwaschen wie die Weltmeister, und fegen und Staub wischen *et cetera pp.**, wenn es Dir nur darauf ankäme?»

«Natürlich könnte ich.» Yolande schlug ihre wunderschönen Augen auf. «Ich könnte alles, worauf ich wirklich Kopf und Herz verwende. Aber ich habe keine hundert Köpfe, die ich auf hundert Tätigkeiten verwenden könnte. Schon als ziemlich kleines Kind weigerte ich mich, mir Nähen beibringen zu

lassen. Ich habe sogar schon damals eingesehen, dass Kenntnisse in den Künsten der Frau nichts sind, als eine Waffe in den Händen des Bösen, der hinter jeder Ecke lauert, um einen von seiner richtigen Arbeit abzuhalten. Ich wollte aufs Girton*: Also hab ich, wenn sie mich Teegeschrir abwaschen ließen, immer etwas fallen lassen. Sie haben es bald bleiben lassen, mich ums Abwaschen zu bitten.»

«Wie furchtbar verwerflich von dir!»

«Überhaupt nicht. Ich habe meinen Entschluss lediglich durch konkrete Argumente untermauert – die einzigen, die meine Tante je verstand. Das Geheimnis des Erfolgs ist, zu wissen, was du willst – und was du nicht willst.»

Ich sah Chloe an: Wir hatten gerade gestern das Gleiche in beinah den gleichen Worten gesagt.

«Glaubt ihr etwa», fuhr Yolande fort, «ich hätte mein Schulleben lang jeden Preis in jeder Klasse bekommen, und anschließend ein Girton-Stipendium, wenn ich zugelassen hätte, dass man mir beibringt, Salons abzustauben, meine Kleider selbst zu schneiden, oder Knöpfe anzunähen und den Jungs ihre Strümpfe zu stopfen?» – «Ich weiß nicht», sagte Chloe. «Vielleicht ist Mathematik zeitaufwändiger als Zeichnen. Jedenfalls, ich habe die Sachen, die dir so zuwider sind, gerne gelernt und gerne getan. Ich hab Mutter gern geholfen. Ich spiele gern mit meinem eigenen großen Haus.»

«Len zu helfen – ja, das wäre vielleicht etwas anderes. Ich hatte ja nie eine Mutter, wisst ihr. Hätte ich eine gehabt, so hätte ich wohl all diese Künste gelernt. Einfach, um etwas für sie tun zu können, wenn sie es wollte. Aber wie die Dinge standen, machte ich mich an Männerarbeit und versuchte, das Leben eines Mannes zu leben – abgesehen von diesen kleinen Sorgen. Und mehr noch: Ich hatte Erfolg dabei. Kein einziger weiblicher Zug ist an mir, dem Himmel sei Dank.»

Wir lachten alle drei. Chloe sagte: «Löse doch mal dein schönes Haar, Yolande. Ich will es mir anschauen.»

Ihre weiten, spitzenbesetzten Ärmel fielen zurück und ließen ihre rundlichen, zartrosanen Arme sehen, wo ihre goldenen Reife leuchteten. Ich konnte die Diamanten, Saphire und Opale ihrer Ringe zwischen dem Kupfergold ihres Haares hindurchschimmern sehen, als sie die silbernen Haarnadeln mit den filigranen Spitzen herauszog. Dann begannen breite Strähnen ihres leuchtenden Haares auf den feinen Baumwollseidenstoff ihres Kleides herabzufallen, bis sie in einen glühenden Mantel gekleidet vor uns stand, der ihr bis über die Knie reichte. Sie warf ihr langes Haar zurück – eine in ihrem tiefsten Wesen weibliche Geste – kam zu uns herüber und setzte sich zu Chloe ins Gras, sodass sich ihr Haar in breiten Strähnen auf den Boden ergoss und sich dort in Locken legte – wie Wirbel in den Wogen einer See, die im Sonnenuntergang erstrahlt.

Wir sahen sie an: leuchtendes Haar, leuchtende Armreifen, leuchtende Ringe, leuchtende Augen – und sagten beide zugleich: «Keine weiblichen Züge!».

«Das ist kein weiblicher Zug.», erwiderte sie knapp. «Sogar ein Mann versucht, so schön auszusehen, wie er kann. Nicht dass er viel dazu kann – aber das tut er. Schaut euch doch die Krawatten der Männer an: Sie benutzen tausende davon, und keiner achtet je darauf, was sie tragen – genauso wenig, wie je einer darauf achtet, ob Frauen ihre Schuhe nun eine Größe größer oder kleiner wählen. Und doch quetschen die meisten Frauen ihre Füße ein und ihre Taille genauso.»

«Männer achten aber auf die Taille», sagte Chloe. «Wenn Len ein Mädchen sieht, das so eng eingeschnürt ist, dass man sich wundert, dass sie nicht gleich in der Mitte zusammenklappt, dann sagt er: 'Das ist ein tolles Mädchen!'»

«Wir schweifen ganz vom Thema ab», sagte ich rasch.

«Und das eigentliche Thema ist übrigens», sagte Yolande brüsk, «dass ich auch heute, wie jeden Abend, frei meiner Wege gehe. Ich lasse mir nicht beibringen, Hausarbeit zu machen, und ich habe euch beide viel zu lieb, um euren Schlichen nicht sofort zu erliegen, falls ich euch je in einer Lage vorfinden sollte, da ihr wirklich Hilfe braucht. Ich kann meiner lebenslangen Überzeugung nicht abschwören.

Flucht ist meine einzige Rettung. Wenn Mary wiederkommt,

komme ich auch wieder, wenn ihr mich haben wollt. Ich kann nicht hierbleiben und die Schattenseiten von Marys Flitterwochen mit ansehen. Und in der Zwischenzeit erlaubt ihr wohl meinem genialen Köpfchen, mit der Frage zu spielen, was mit eurem furchtbaren Mieter werden soll. Habt ihr seinen Vorgarten bemerkt, als wir aus der Kirche zurückgekommen sind? Überhaupt: Warum habt ihr mir nie erzählt, dass eure Kirche eine Normannische Kanzel hat?»

«Wir haben es selbst nicht gewusst», sagte Chloe «Wir waren immer in der Westendener Kirche, das gibt einen wunderbaren Abendspaziergang durch den Wald. Vielleicht ist dir ja bei den vielen anderen Dingen, die du dich entschlossen hast, nicht zu lernen, auch entgangen, dass der erste Kirchengang in deine Gemeindekirche ein Signal ist, dass du bereit bist, Nachbarschaftsbesuche zu empfangen. Nun, wir wollten noch nicht von ihnen besucht werden.»

«Vielleicht kommen sie ja jetzt, gnädige Frau, und danken Ihnen für den Rüffel, den Sie mir verpasst haben, weil ich keine Ahnung von vornehmen Manieren habe.»

«Ach nein», sagte Chloe, «unser Auftritt dort war völlig inoffiziell. Jedermann konnte das sehen.»

«Da bin ich mir nicht sicher – aber ich wünsche euch das beste. Und jetzt muss ich mich los machen.»

«Egoistisches kleines Ding», sagte Chloe.

«Gar nicht egoistisch, mein Schatz. Nur treu – angesichts großer Versuchung den Idealen eines ganzen bisherigen Lebens treu.»

«Wenn du mal heiratest», sagte Chloe bedeutungsschwer, «wird dein Mann ein ganz armer, gepiesackter Kerl sein.»

«Ich werde nie heiraten. Ich habe nie einen Mann getroffen, der nett genug für einen Ehemann gewesen wäre – und der war dann nur nett genug für dich, nicht annähernd nett genug für mich. Jetzt habe ich euch beide in ein völlig ruiniertes Kompliment reingezogen – und jetzt gehe ich.»

Damit ging sie.

Ich gebe zu, dass ich am nächsten Morgen mit einer erfrischenden Vorfreude auf etwas Erfreuliches erwachte. Das Gefühl steigerte sich, als ich mich nach unten stahl, und uns Feuer im Küchenherd machte. Mary – mögen ihren Flitterwochen ihr Leben lang vorhalten – hatte einen kleinen Stoß Holz getrocknet und ihn im Waschhaus fix und fertig für uns aufgeschichtet. Ich füllte den Teekessel, putzte den Herd und war gerade mit dem Decken fürs Frühstück fertig, als Chloe auftauchte.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden die anschließende Hausarbeit mehr genoss als der andere. Chloe liebt die Hausarbeit um ihrer selbst willen. Die ist, wie sie sagt, Spiel, denn sie ist nicht das, was man eigentlich tun sollte. Ich für meinen Teil

muss sagen, dass ich, wenn ich meine Frau im Haus arbeiten sehe, ein intimeres Gefühl des In-Besitz-Habens empfinde, stärker selbst, als wenn wir Hand in Hand im Garten gehen, und auf jeden Fall tiefer, als ich es je spüren könnte, wenn sie um ihr Leben zeichnet, um ihren Teil zu unserem Haushaltseinkommen beizusteuern. Theoretisch weiß ich, wie gut und richtig es ist, dass sie genauso gut Geld verdient wie ich selbst. Praktisch aber möchte ich das ganze Geld alles selbst verdienen und es ihr zum Ausgeben überlassen. Dies ist das Relikt eines barbarischen Zeitalters, ganz genau wie dieser angenehme Kitzel häuslichen Vergnügens, mit dem ich meine Frau in unserem Haus fleißig zu Werke gehen sehe. Zugleich möchte ich ihr gern beweisen, dass ich genauso gut fegen und Staub wischen und abwaschen kann, wie sie – wenn nicht besser. Das einzige Hemmnis unseres Glücks an jenem Morgen war Marys Ordentlichkeit und Sauberkeit, die uns nichts – oder fast nichts – zu tun übrig ließ. Als all ihre notwendige Arbeit getan war, bemerkte ich immer noch ein hungriges Funkeln in Chloes Augen.

«Wie, Oliver?! Du verlangst nach mehr?»*

«Ja, Mr. Bumble. Ich besorge jetzt das Mittagessen. Und dann musst du schreiben gehen, und ich ziehe mir meine ältesten Lumpen an und putze den Geschirrschrank raus.»

Ihre ältesten Lumpen waren der rot-weiße Trouville Petty-

coat und eine blaue, langärmelige Malerschürze. Ich ließ sie allein, wie sie, barfuß und mit bis zu den Schultern hochgekrämpelten Armen Geschirrstöße in den Flur trug.

«Ich schrubbe die Schrankbretter zuerst», sagte sie.

«Du weißt, da habe ich Mary ja nie drangelassen – sie hat ihn sogar noch nie unverschlossen gesehen – also ist der pechschwarz. Dann putze ich den Schrankboden, wasche das Geschirr ab und stelle alles wieder zurück, wenn ich das Fenster geputzt habe.»

«Lass mich das Fenster putzen», sagte ich.

«Nein, nein, um alles in der Welt nicht! Ich werde jetzt meinen Spaß haben. Ich werde spielen. Ich werde – ich werde meinen Intellekt vertun, wie Yolande sagt. Und Du wirst die Würde hochstehender Arbeit genießen, und tun, wofür du wirklich geschaffen bist. Glücklicher Kerl!»

«Wenn Du mich mit meinen Ketten foppst, rühr' ich kein Ruder auf dieser Galeere.»

«Wo wirst Du arbeiten?»

«Im Abhängraum. Das ist der einzige Ort, wo ich mich auch nur im Ansatz zufrieden fühlen kann, wenn ich nicht bei dir bin.»

«Was für schöne Zeilen. Zur Belohnung bringst du mir zwei Eimer Wasser mit: einer warm, einer kalt.

«Len, warum magst du den Abhängraum so gern?»

«Ich mag die Kinderzimmer-Gitterstäbe», sagte ich und rückte näher zu ihr hin.

Meine kleine Übung mit Besen, Wischmob und den anderen Instrumenten häuslichen Fleißes schien mein Gehirn eher befeuert als benebelt zu haben. Meine Geschichte lief sehr gut. Ich hatte einen guten Plot, den Yolande vorgeschlagen hatte, und die Schreibmaschine klapperte vergnügt vor sich hin. Ich war mitten in einer schönen Szene zwischen einem übertölpelten Werbemann und einer einfachen Schreibmaschinistin, die ihn mit seinen eigenen Mitteln geschlagen hat, als ich das vertraute, langgezogene Quietschen unseres Tors hörte.

«Ah, die Milch», dachte ich. Und außerdem dachte ich, dass Chloe nicht sehr erpicht darauf sein würde, dem Milchmann barfuß zu begegnen, also ging ich hinunter. Ich ging leise, ich trug zufällig Tennisschuhe mit Gummisohlen. Auf der Empore über der Eingangshalle hielt ich inne, denn ich hörte eine Stimme, die weder Chloe noch dem Milchmann gehörte: eine dünne, gemeine, engstirnige Stimme von sehr zweifelhaftem Klang.

Sie kam von der Haustürschwelle. In der Mitte der Halle stand der ganze Stapel Geschirr und glänzte vor Seife und Wasser. Die eine Hälfte des Bodens war geputzt, die andere teilweise nass gemacht. Ein Kübel braungefärbtes Wasser stand am Tisch, und Chloe ging, ihre Füße mit ebendiesem

braunen Wasser besprenkelt, auf die Stimme zu. Die Stimme sprach:

«Ist deine Herrin zu Hause?»

Es folgte ein kleiner Moment des Zögerns, dann sah ich an den Schultern meiner Frau, dass sie die Chance, zu entkommen, verächtlich links liegen ließ.

«Möchten Sie bitte hereinkommen? Vorsicht mit dem Eimer. Ich kann Ihnen die Hand nicht geben, wegen der Scheuerbürste.»

Die Frau hatte gar keine Hand zur Begrüßung angeboten. Sie kam herein: Gesicht und Figur passten zur Stimme; Haube und Mantel wiederum zu Gesicht und Figur. Sie trug schwarze Perlen.

Chloe staubte demonstrativ einen Stuhl mit einem Eckchen ihrer Schürze ab und stellte ihn der Besucherin hin. Dann stand sie gegen den Tisch gelehnt und sah die Frau ihr gegenüber ruhig an. Ich hätte hinuntergehen sollen. Ich hätte Chloe diesen Besuch – eine frühe Frucht unseres Auftretens in der Gemeindekirche vom Vortag – nicht allein tragen lassen sollen. Aber das Bild hatte es mir angetan. Chloes anmutige Würde und Lässigkeit, die Steifigkeit und peinliche Berührtheit der anderen Frau, der halb geputzte Boden, das Geschirr. Ich gratulierte mir von Herzen zu alledem.

Ich konnte sehen, wie die Besucherin sich gewissenhaft be--

mühte, die Augen von Chloes nackten Füßen, der Scheuerbürste und dem ganzen Rest zu lassen. Und ich dachte, Chloe spiele ihr ein bisschen arg hart mit. Aber da lag ich falsch.

«Die Herrin des Hauses ist wohl aus, nehme ich an.», sagte die Frau. «Der Herr Pfarrer hat mir von der Hochzeit gestern erzählt. Ich hoffe, sie richten der gnädigen Frau aus, dass ich auf Besuch hier war. Und meinen Sie nicht, gutes Kind, dass Sie sich bis vier Uhr mal umgezogen haben könnten? Ihr Kleid hat eine sehr verkommene Erscheinung. Und finden Sie es wohl pflichtbewusst, Haube und Schürze abzulegen, nur weil die Herrin nicht im Hause ist? Wir sollten stets versuchen, gleich richtig zu handeln, egal, ob ein Mensch zugegen ist, oder nicht. Ich vermute mal, Sie haben zusätzliche Arbeit, jetzt, da ihre Mitbedienstete gegangen ist, aber das braucht Sie nicht die persönliche Reinlichkeit vernachlässigen lassen. Sie müssen daran denken, dass Ihre Herrin –»

Chloe setzte sich und verschränkte ihre nackten Füße.

«Ich bin meine eigene Herrin. Und die Herrin im Roten Haus. Nein, entschuldigen Sie sich nicht – es sei denn, dafür, dass Sie anderer Leute Personal zurechtweisen – natürlich konnte man nicht erwarten, dass Sie das verstehen.»

Chloe sprach durchaus liebenswürdig, aber die Frau erhob sich halb.

«Setzen sie sich doch. Sie sind die Frau des Pfarrers, nehme

ich an.» fuhr Chloe fort. «Das ist sehr nett von Ihnen, dass Sie vorbei schauen. Mein Mann wird gleich herunterkommen. Er wird den Kessel in Gang bringen und etwas Tee für Sie zubereiten.»

Die Pfarrfrau machte zweifelsohne einen tapferen Versuch, sich zusammenzunehmen.

«Es tut mir außerordentlich leid, dass es zu diesem Fehler gekommen ist. Ich bin ziemlich kurzsichtig.»

«Ja, dass müssen Sie wohl sein, ziemlich.» sagte Chloe liebenswürdig. Die Pfarrfrau sah unbehaglich und immer unbehaglicher drein. Da hatte Chloe Mitleid mit ihr, und begann, zu lachen.

«Das war sehr lustig. Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, wenn ich ein bisschen lache. Eigentlich sollte ich stolz sein, dass ich für ein Dienstmädchen gehalten werde. Aber da Sie sich natürlich nur in den höheren Klassen bewegen, haben Sie freilich noch nie jemanden getroffen, der Hausarbeit macht, außer Diensthilfen. Nun, ich liebe Hausarbeit. Ich mag sie viel lieber als meine eigentliche Arbeit.»

«Was ist denn Ihre eigene, eigentliche Arbeit?»

«Oh, man hat mir ein Gewerbe beigebracht und mein Mann hat eines erlernt. Wir arbeiten sehr hart.»

«Da muss dieses Haus aber sehr groß für Sie sein, so ohne Personal.»

Ich konnte nicht entscheiden, ob Mitgefühl oder Umverschämtheit aus diesen Worten sprach. Chloe entschied das.

«Meinen Sie?», fragte sie höflich.

Die Pfarrfrau fühlte sich ermutigt, die Frage aufzuwerfen, warum wir dieses Haus bezogen hätten.

«Wir sind eingezogen, um hier zu leben, weil wir das so wollten.», sagte meine Frau

«Die Miete ist aber doch wohl ziemlich hoch, möchte ich meinen.», fuhr das unerträgliche Frauenzimmer fort.

«Nein», sagte meine Frau, «Danke der Nachfrage.»

Die Dame hielt kurz inne,

«Sie werden nicht viel Besuch erwarten dürfen. Elmhurst ist leider ziemlich exklusiv.»

«Wirklich! Ich frage mich, wie das kommt?»

«Die maßgeblichen Familien sind sehr erlesen und wählerisch. Sie möchten alles über Neuankömmlinge wissen, und nicht jeder schafft es auf die Besuchliste unserer Besten.»

«Das ist sehr interessant.» sagte Chloe ruhig.

«Bei den Aborigines ist es Brauch...»

«Meine liebe Frau – ich fürchte, ich kenne ihren Namen gar nicht – ich warne Sie zu Ihrem eigenen Besten, und um zukünftigen Enttäuschungen vorzubeugen. Ich werde weiterhin zu Ihnen auf Besuch kommen. Eine Pfarrfrau hat ihre Pflichten... Wie der gute Dekan von Sommerset zu sagen pflegte:

«Gesellschaftliche Unterschiede existieren nicht vor den Frauen der Geistlichkeit.»»

«Hat er das wirklich gesagt? Wie scharfsichtig!»

«Ja, das hat er in der Tat. Aber andererseits lernen wir aus Katechismus, dass wir alle unsere Pflicht an jener Stelle im Leben zu tun haben, auf die uns zu berufen es Gott gefallen hat. Und natürlich haben wir alle unsere uns je zugewiesene Stellung.»

«Gefallen *mag*, nicht: gefallen *hat*», verbesserte Chloe. «Es ist uns nicht verboten, aufzusteigen, so wir können – nicht einmal aus den Rängen des Hauspersonals in jenen der Besten von Elmhurst. Was ist denn hauptsächlich deren hervorragende Eigenschaft, die sie auszeichnet? Geld, nehme ich an.»

«Die besten Familien stehen gut da, ja.» sagte die Pfarrfrau arglos. «Wie der gute Bischof von Selsea zu sagen pflegte, sollten wir uns in engem persönlichen Kontakt mit Personen von völlig anderem gesellschaftlichem Range als dem unseren verbinden.»

«Hat er das gesagt? Sie kennen ihn also?»

«Ich war schon in seinen bischöflichen Gemächern.»

«Sind Sie sicher, dass Sie ihn nicht falsch verstanden haben? Ich habe ihn oft sagen hören, dass ein Mensch sich Gefährten von gleichem *geistigen* Rang suchen sollte.»

«Sie haben ihn oft sagen hören?»

Die Stimme der Pfarrfrau zitterte unerklärlicherweise.

«Ja. Ich kenne ihn ziemlich gut – er ist mein Onkel. Ich habe ihn nie von Ihnen reden

. Aber ich meine, mich an ihr Gesicht zu erinnern. Waren Sie nicht Fräulein Blake, bevor sie geheiratet haben?»

Das konnte die Pfarrfrau nicht abstreiten.

«Ich erinnere mich an Sie, damals, als ich ein kleines Mädchen war und Sie die Haushälterin meines Onkels. Nun, wie ich gerade sagte, Hauswirtschaft ist ein sehr ehrenwerter Beruf.»

Es entstand eine verzweifelte Pause. Die gute Frau war Chloe tatsächlich durch des Zufalls langen Arm völlig ausgeliefert.

Sie erhob sich: «Ich glaube, ich werde jetzt gehen.», sagte sie in einem ziemlich gebrochenen Ton. Chloe packte sie rasch an der Hand.

«Es tut mir leid. Ich hätte das nicht gesagt, wenn ich nicht gedacht hätte, sie wollten ganz scheußlich zu mir sein. Ich meine fast, das wollten Sie gar nicht wirklich, aber ich habe ein ganz schreckliches Temperament. Ich werde es keiner Menschenseele erzählen, wenn ihnen das so lieber ist. Und ich mag Sie einen ganzen Haufen lieber, seit ich mich erinnere, dass Sie auch mal richtig gearbeitet haben. Vergeben Sie mir bitte bloß! Ich werd' es niemandem erzählen, nicht mal meinem Mann.»

So fuhr sie fort, und ich war schockiert, herauszufinden, dass sie auch nur daran denken konnte, vor mir ein Geheimnis zu haben. «Sagen Sie, dass sie mir vergeben – und lassen Sie mich Ihnen ein bisschen Tee holen gehen.»

Die Pfarrfrau lächelte – ein Lächeln aus schierer Verlegenheit – doch sogar das veränderte ihr Gesicht stärker zum Angenehmen, als ich es zuvor je für möglich gehalten hätte.

«Es gibt nur eine Sache, die Sie für mich tun können: Sagen Sie den vornehmsten Familien von Elmhurst nicht, das mein Onkel Bischof ist, oder sie werden alle auf Besuch kommen. Wir möchten hier in Ruhe leben. Und wir leben hier, weil uns dieses Haus gehört. Der verstorbene Vorbesitzer war ein Onkel meines Mannes.»

An dieser Stelle kam ich herunter und wurde der Pfarrfrau vorgestellt. Sie taute doch so einigermaßen auf, und wir hatten ein ganz angenehmes Teestündchen. Aber wenn wir zu ihr auf Besuch kamen, war sie so steif und fast so unangenehm wie immer. Die Gewohnheiten eines langen Lebens können nicht einfach ausgerissen werden, nicht mal durch eine so schöne Erfahrung wie die, mit Chloe zu streiten und sich wieder zu vertragen.

Als sie an jenem Tag gegangen war, begann Chloe zu weinen. Eine Frau kann nie eine erstklassige, königliche Wut kriegen, ohne dass es darauf Tränen gibt.

Die furchtbare Wahrheit über Chloes Onkel musste irgendwie durchgesickert sein, denn hernach hatten wir eine ganze Reihe Besucher. Einige von ihnen waren recht nett. Und die Pfarrfrau war fast die einzig Versnobbte unter ihnen. Doch es waren dies Leute, die einem überall die Aufwartung gemacht hätten, und sie haben wirklich keinen Platz in der Geschichte des Roten Hauses.

Yolande schrieb, dass sie eines unserer Häuschen an einen erstrebenswerten Mieter vermieten könnte. Wir schrieben zurück und gaben ihr uneingeschränkte Handlungsvollmacht.

Am Ende der Woche kamen Mary und ihr Jim wieder zu uns und richteten sich ihr Heim in den «Räumen jenseits der Küche» ein. Zwei Tage darauf führte mich Yolande zu dem Häuschen, das von Prossers Anwesenheit befleckt gewesen war. Es war leer. Der Garten war von all dem unansehnlichen Abfall, der ihn während seiner Mieterschaft besudelt hatte, gereinigt worden. Ein Teil der Gartenparzelle war sogar schon umgegraben und gejätet worden.

Das Häuschen neben dem von Prosser hatte eine fleckenfreie Türschwelle vorzuweisen und seine blitzblanken Fenster funkelten uns unter kurzen Vorhängen aus schneeweisem Musselin entgegen.

«Wie hast du das fertiggebracht?» fragte ich in verzückter Bewunderung.

«Wie kriegt man eine Ratte aus ihrem Loch?»

«Man schickt ein Frettchen rein.»

«Kluger Kerl! Und was macht die Ratte, wenn sie das Frettchen sieht?»

«Reißaus nehmen!»

«Das hat Prosser auch. Er wusste, er ist eine Ratte – und wäre gute Beute für das Frettchen wegen mehr als einer zwielichtigen Angelegenheit. Also ist er ausgerissen, als ich ihm das Frettchen geschickt habe.»

«Aber dein Frettchen ist...?»

«Ich habe dem Frettchen das Häuschen nebenan für 7 Pfund 6 Pence vermietet. Die Mieten sind hoch hier. Es gibt wenig kleine Landhäuschen.»

«Das macht ungefähr 18 Pfund im Jahr! Yolande, Du bist göttlich! Und wer ist dein Frettchen?»

«Sein Name ist Bates. Er ist ein vollkommen ehrbares Frettchen. Ich habe ihm den Tipp gegeben, Prosser einen Hinweis zu geben, und Prosser hat ihn verstanden.»

«Lass es uns Chloe sagen gehen.»

«Ich habe es ihr schon erzählt. Und sie will arbeiten. Lass uns mal in Prossers Haus gehen und es durchgucken. Ich fürchte, man wird es aufmöbeln müssen. Frau Bates hat es schon mal, wie sie sagt, <einmal grob durchgeputzt>. Frau Bates ist eine Frau nach meinem Geschmack.»

Wir gingen das Häuschen durch und entschieden, dass man es komplett neu tapezieren müsste.

«Das kann Frau Bates machen. Sie ist ein Universaltalent.»

«Und doch bist Du für – »

«Ja, in dieser Lebensstellung.» Ich überlegte. Chloe und ich hatten oft gedacht, dass wir gerne mal ein bisschen tapezieren würden, aber ich entschied, das Yolande nicht zu sagen.

«Wenn es gereinigt und tapeziert ist», sagte Yolande mit aufflammender Begeisterung, «werde ich es auch vermieten.»

«Das sollst du tun.» sagte ich und darauf, um sie vom Tapezierthema abzubringen, damit sie nicht etwa drauf bestünde, dass ich noch im selben Moment den Auftrag an Miss Bates vergäbe: «Du hast mir noch nicht erzählt, worin das Frettchen-hafte deines Frettchens liegt, bei Bates.»

«Ach, hab ich noch nicht? Weißt du, mein Frettchen ist Polizist.»

Dieses war, wie auch Yolandes zuletzt gelöstes Problem, im Grunde ganz einfach.

hatten wir nie daran gedacht!

Kapitel 7

Die Einweihungsfeier

Mit wie viel Triumph hatte Yolande doch ihre Angeberei – oder eher: ihre Behauptung – gerechtfertigt, dass sie für uns tun könne, was wir für uns selbst nicht tun könnten. Das einzige, was wir nun noch versuchen konnten, war, dankbar zu sein. Ich bin fast sicher, dass mir das gelang. Was alles andere anging, so hatten wir es außerordentlich angenehm: Die Dienste unseres Hauspersonals näherten sich der Perfektion und waren, nach menschlichen Maßstäben, gesichert. Bates, das exzellent ausgebildete Frettchen, hatte die kriminelle Ratte vertrieben, die unser Mieter gewesen war. Der Frieden schwebte über uns mit weit ausgespannten, weißen Schwingen. Aber diesen Schwingen war es nicht gestattet, uns schützend zu umschließen, denn ich hatte eine Großtante, meine Tante Georgina. Ich glaube, ich habe schon einmal Gelegenheit gehabt, sie hier zu erwähnen – in Zusammenhang mit einem gewissem Patchwork-Umhang. Sie hatte uns den Umhang und einen Teekessel aus Zinn zur Hochzeit geschenkt. Nun kündigte sie urplötzlich an, dass sie zu Besuch kommen wolle, um uns zu sehen. Meine Tante ist ein Unruhegeist, neugierig, aufdringlich, unnachsichtig und diktatorisch. Sie ist außerdem großzügig, zu jenen, die nach Art der Armen bei ihr vorstellig werden, und sie ist eine ausgezeichnete Kranken-

pflegerin*. Wir, die wir nun weder krank noch bedürftig waren, und unseren hauseigenen Vorrat an Zuneigung nach unseren bescheidenen Bedürfnissen für mehr als ausreichend hielten, rüsteten uns also eilens gegen einen langen Verwandtschaftsbesuch, indem wir Yolande einluden, das einzig verbleibende möblierte Zimmer, das wir hatten, zu belegen. Daraufhin luden wir alle Verwandten ein, die sich – ganz wie Feen bei der Taufe* – auf üble Weise bemerkbar gemacht hätten, wenn man sie nicht zu einem großen Familienfest gebeten hätte, und stürzten uns Hals über Kopf in die alleraufregendsten Vorbereitungen für eine Einweihungsfeier.

Es sollte eine Abendgesellschaft mit kalter Küche werden, denn wir konnten von Mary nicht erwarten, dass sie ganz allein einer Wolfsmeute von Onkeln und Tanten ein heißes Abendessen auftischte. Die Begeisterung, mit der wir ans Werk gingen, war, glaube ich, bei beiden von uns vermengt mit dem Wunsch, Yolande zu zeigen, dass wir zumindest eine kleine Krise selbst hervorragend meistern konnten, wenn wir vielleicht auch außerstande waren, einen geregelten Betrieb zu organisieren.

«Das Baumaterial ist nicht sehr vielversprechend», sagte Chloe, «Onkel und Tanten sind nicht gerade das, was eine Feier so richtig abheben lässt – aber Yolande wird schon sehen!» – «Können wir nicht wenigstens vielleicht irgendein junges Paar einladen», fragte ich sehnsüchtig.

«Natürlich! Nicht genug, um die Onkel und Tanten zu über-tönen, aber gerade genug, um die daran zu erinnern, wie überlegen sie den Torheiten der Jugend sind, und sie dazu anzustacheln, zu zeigen, wie viel lustiger sie – mit ihrer Reife sein können – als diese stürmischen – –

Oh Len, ich rede schon wie in einem dieser furchtbar ordentlichen Bücher. Komm, lass uns eine Liste machen: wen wir einladen, und was wir ihnen zu Essen machen, und wer bei wem sitzen soll, und dann entscheiden wir, wo sie essen sollen. Wir heben uns unsere Pfirsiche für die Party auf. Es sind 226 davon da.»

Es ist etwas Köstliches, zweihundertundsechszwanzig eigene Pfirsiche zu haben. Es ist nett, Listen zu machen, zumal auf ziemlich grobem Papier, mit einem 2B-Bleistift. Es ist auch höchst vergnüglich, durch ein großes Haus zu streifen – sein ganz, ganz eigenes – und zu entscheiden, in welchem seiner vielen Räume man wohl Trinksprüche auf Gesundheit und Glück des ganzen Hauses zu hören bekommen wird.

«Es muss im Salon sein. Und es muss kleine Tische geben, mit Kerzen und Ummantelungen aus Papier, wie in einem Hotel, und alles ordentlich angerichtet auf einem Beistelltischchen.»

«Wir haben kein Beistelltischchen», sagte ich schwach.

«Oh, wir können uns in drei Minuten ein Beistelltischchen machen.», sagte Chloe.

«Diese Kartons in denen Yolandes Geschirr gekommen ist. Wir werden ein großes bauen, wenn wir schon mal dabei sind – einen wirklich beeindruckenden Beistelltisch.»

Wir haben es geschafft, wir haben es gebaut – in etwas unter drei Stunden. In die roten feinen Vorhänge eingekleidet, die wir rasch in unserem Schlafzimmer abgehängt hatten, und mit einem sauberen weißen Tuch bedeckt, war es – mit mehr als drei Metern Länge und über einem Meter Höhe – geradezu erdrückend beeindruckend.

Wir sammelten sämtliche Tische aus allen anderen Räumen zusammen – sogar der Schreibtisch aus unserem neuen Abhängeraum, dem Brotspeicher, kam mit dazu – Klapptische, Pembroke*-Ausziehtische. runde Tische, quadratische Tische, lange schmale Tische, unsere eigenen Tische, Marys Tische und die von Frau Bates. Wir suchten den mit am wenigsten Bein* aus und drapierten darauf die Namensschilder für unsere Gäste. Die Frage der Wanddekoration trieb uns gehörig um.

«Wenn wir jedes Bildchen, das wir haben, aus jedem anderen Raum nehmen würden, würden sie in dem großen Schuppen alle miteinander doch nichts hermachen. Irgendetwas muss einem doch einfallen – Oh, Len, natürlich! Kränze aus Immergrün ganz hoch oben – oh! – und ein Fries aus rosa Musselin, und das Immergrün in Schleifen und Girlanden. Herrlich!»

Es braucht einige Zeit, bis man ordentlich geformte Kränze und Girlanden für einen 12 auf 7 Meter großen Raum gebastelt hat, und es braucht auch einiges Material. Das Immergrün in unserem Garten war Jahre nicht so zurückgeschnitten worden wie damals. Aber wir machten es genau so: Wir dachten an Yolande und zuckten mit keiner Wimper, obwohl unsere Hände schwierig und unsere Rücken einfach nur noch müde waren, lange bevor die Kränze fertig waren. Der rosane Musselin stellte sich als derart teuer heraus, das er uns in den Ruin getrieben hätte, aber wir kauften rosa Schrankpapier und klebten es dort oben hinauf – und als wir all das Immergrün hinaufgenagelt hatten, fanden wir, dass uns das Ergebnis beinahe für die drei Tage harte Arbeit entschädigte.

Chloe sank in meine Arme, außer sich in einer Mischung aus Stolz und Erschöpfung: «Es ist ein Traum – ein italienischer Palast!» sagte sie.

«Aber oh! Ich möchte in meinem ganzen Leben keinen Karton, keine Eibe und Lorbeer mehr anfassen! Und wir haben jetzt nur noch drei Tage Zeit – da wird kaum Zeit sein, irgendwas zu kochen.»

Eine Ei-Aufschlag-Wut vertrieb mich. Ein Mann, so wurde mir versichert, war noch weniger als nutzlos, wenn es um die gute Küche ging. Die Krise war akut; ich unterließ es deshalb, sie durch Diskussionen zu verkomplizieren, aber Soyer und die edle Truppe seiner Getreuen* schienen hinter mir

und dem solcherart beleidigten Mannesgeschlecht zu stehen, als ich den kleinen Gartenweg hinunterging, dessen hüfthoher Unkrautbewuchs nun, da ihn Jim in ein paar stillen Stunden einmal abgemäht hatte, vereinzelte Blicke auf tiefhängende rotgoldene Früchte und rotbraune Apfelblätter freigab. Es war fünf Uhr – eigentlich Teezeit – aber welcher Mann, der diesen Namen verdient, würde zwei feueifrigen Frauen den Bedarf nach kochenden Kesseln zusätzlich anlasten, wenn sie schon schwer daran arbeiteten, Süßigkeiten aufzutürmen? Ich ging leisen Schrittes in meinen Tennisschuhen, zu denen ja das Landleben die schwächeren Charaktere verleitet, und der Pfad war immer noch stark genug mit Unkraut bewachsen, um nicht zu verraten, dass ich mich dem größten Pfirsichbaum an der roten Südwand näherte. Die Spaliere verdeckten meine Ankunft im Schutze ihrer weit ausladenden Seitenflügel. So kam es, dass ich gradewegs auf einen Mann traf, der auf halber Höhe in meiner Hauswand hing; sein Fuß stand dort, wo ein loser Ziegel aus der Mauer gelöst worden war. Er reichte Pfirsiche – meine Pfirsiche! – eigens reserviert für höhere Zwecke auf den Tellern von Onkeln und Tanten – hinauf zu einem groben Kerl mit Korb der, am hellichten Tag, gerade mal die ganze Breite eines großen Gartens von einem Polizisten-Fretchen entfernt, rittlings auf meiner Mauer saß.

Jemand pff – ich war das sicher nicht – ein Sprung, ein Fluch, und die beiden Übeltäter verschwanden wie von Zau-

berhand im freien Feld. Ich stieg über die Mauer. Sie waren im Nesseldickicht unseres Obstgartens untergetaucht – und genauso wenig konnte ich sie endlich dingfest machen, als ich das Dickicht durchkämmte. Es war ein schwacher Trost mit durch die Tennisschuhe hindurch völlig durchweichenden Socken zurückzukommen, die Pfirsiche zu zählen und festzustellen, dass diese verächtlichen Aussätzigen nur 15 der 326 mitgenommen hatten.

Wie doch das Alter die Ansichten reifen lässt! Als Junge konnte ich nie verstehen, warum Bauern so viel Federlesens wegen den paar Äpfeln oder Pflaumen machten. Nun mehr kam voll und ganz der Grundbesitzer in mir durch und ich verstand das alles – eine Einsicht, die so vollständig wie bitter war. Ich dachte an Netze, an Fallgruben für Menschen, an eine reißende Bulldogge, an Männer mit Gewehren – abwechselnd Jim und ich – die unablässig im Garten patrouillieren sollten. Jedes andere der Zehn Gebote mochte, so fand ich, eine zulässige Entschuldigung, eine vernünftige Erklärung zulassen. Aber das Achte Gebot* zu verletzen – und dann auch noch mit Pfirsichen, *meinen* Pfirsichen – das war untragbar. Ich fühlte mich ein für alle mal aus der Gemeinschaft der Schuljungen ausgestoßen und exkommuniziert. Villion* war mir jetzt nur mehr verächtlich.

Ich nahm Abstand davon, meine schlechten Nachrichten mit zu den Eiern hinein zu werfen, aber Yolande kam an diesem

Abend, um das freie Zimmer zu besetzen, und beim Abendessen hielt ich meine Zeit für gekommen. Meine spannende Geschichte traf, zu meinem Erstaunen, nur auf unaufmerksame Ohren. Chloe, bei der ich darauf gezählt hatte, dass ihr Schrecken, ihre Entrüstung die meine noch übertreffen würde, sagte nur: «Ach, haben die das gemacht? Wie scheußlich von ihnen, Schatz!», mit einer Ruhe, von der ich mir nicht einreden konnte, dass sie aufgesetzt sei, um meine Erregung zu dämpfen. Und dazu drängte sie mir geistesabwesend etwas mehr Fisch auf. Ich zog mich auf eine stolze Zurückhaltung zurück. Als ich, mit bemüht erhabener Gebärde den Schafsbraten aufgeschnitten hatte, und Mary, nachdem sie uns Gemüse und Teller gereicht hatte, den Raum verließ, ließ Chloe die Gabel sinken und wandte sich zu Yolande:

«Jetzt», sagte sie und hatte genau die unterdrückte Feurigkeit an sich, die ich gehofft hatte, durch meine Geschichte von den Obstdieben zu wecken, «jetzt, glaube ich, könnten wir's ihm sagen. Sag du's ihm, denn du hast es ja gemacht, du schlaue, intelligente...»

«Verschone mich», unterbrach Yolande, «was immer meine Fehler sein mögen, ich bin nicht intelligent. Das ist die Polizei nämlich immer, wenn sie es nicht schafft, den Mörder zu finden.»

«Unintelligent wie du auch sein magst», sagte ich,

«bist du vielleicht in der Lage, die Neuigkeiten schonend rüberzubringen. Meine Nerven liegen heute schon etwas blank aufgrund meiner Begegnung mit der zynischen Sittenlosigkeit von Männern mit Körben.»

«Sag's ihm, sag's ihm», drängte Chloe. «Len, du bist wie Nero, der von unwichtigen Dingen spricht wenn – Nein, doch nicht, nichts brennt*. Yolande sag's ihm. Wenn du's ihm nicht sagst, tu ich's.»

«Es ist nichts», sagte Yolande gleichmütig, sah nach unten und zerkrümelte ihr Brot, wodurch sie es soweit brachte, Gleichgültigkeit mit ihren Wimpern auszudrücken – eine sehr hübsche Fähigkeit.

«Es ist wirklich nichts – nur dass ihr mir freie Hand gewährt habt, *carte blanche* als eure Immobilienverwalterin, und ich habe das große Häuschen auf eurem Grund vermietet – nicht das von Prosser, das auf der anderen Seite.»

«Hast du's vermietet? Chloe, ich weiß, dass sieht nach schieferer Undankbarkeit aus gegenüber Yolande, aber – denken Sie an Prosser, werte Maklerin, und sagen Sie mir frei heraus: Hat er irgendwelche Empfehlungen?»

«Er schäumt förmlich über davon. Seine Bank – Coutts – und sein Vater, ein Baumwollhändler von herausragendem Rang waren mir genug.»

«Aber wie hast du den denn erwischt? Baumwollhändlerssöhne mit Konten bei Coutts liegen ja nicht an jeder Ecke

im Busch. Wie hast du das gemacht?»

«C'est tout simple, ich habe ganz einfach eine Anzeige aufgegeben. Habt ihr nie daran gedacht? Nein. Nun, wir haben alle unsere Beschränkungen. Chloe, wenn du den da Brot nach mir werfen lässt, sage ich dem Mieter, dass das Haus eine ungesunde Atmosphäre hat, dann nimmt er's nicht. Ich habe annonciert, er hat geantwortet. Ich habe die Bank und den Baumwollhändler befragt – er ist wirklich unglaublich herausragend, das habe ich auf den ersten Blick gesehen.

Der Mann selbst ist ein Mann der Tat. Der Vertrag, bereits unterzeichnet, liegt in diesem Moment warm an Chloes Herz gebettet.»

«Er liegt in ihrem Tresor.», sagte Chloe.

«Der Mann holt diese Woche seine Möbel her, und damit hat sich die Sache.»

«Er ist Journalist oder Autor oder so. Ich denke, er ist ganz schrecklich nett. Ist sie nicht ein Genie?»

«Die Miete ist natürlich nur ein kleiner Nebenaspekt.», sagte ich, «Aber wenn man fragen dürfte?»

«Die Miete?» Chloe sprang von ihrem Stuhl auf und kam zu mir herum «Oh Len, was für unmöglich glückliche Leute wir sind! Rat mal mit der Miete!»

«Einhundert im Jahr», sagte ich prompt.

«Sei nicht so scheußlich.» Chloes Enttäuschung war sehr hübsch. «Ich dachte, du würdest 20 sagen.»

«Das hab ich mich nicht getraut. Wie viel ist es denn: Fünfzehn?»

«Es sind fünfundreißig!» rief meine Frau, und daraufhin konnte mein großes Herz nicht länger an sich halten, und wir stießen mit Bier aus der Flasche auf Yolande an.

Als der Enthusiasmus eines großen Vermieters in mir etwas abgeklungen war, lenkte ich das Gespräch zurück auf den Obstdieb – für mich in meinem tiefsten Inneren insgeheim noch immer das interessanteste aller möglichen Themen, denn er war mein Fund – der Mieter bloß der von Yolande. Und durch geschickte Taktik gewann ich schließlich Yolandes Sympathie. Die Taktik war recht einfach: Ich fragte sie um Rat. Mit einem Mal nahm die Angelegenheit in ihren Augen ganz neue Ausmaße an – sie bekam ganz neue Züge.

«Ich weiß nicht.» sagte sie und zog die Brauen zusammen:

«Es muss etwas geben, wie man dem irgendwie beikommt.»

«Weißt du», sagte ich «wenn man die ganze Mauer instandsetzt, dann gibt es Leitern und dunkle Nächte, in denen man die aufstellen kann. Pfirsiche fühlt man auch im Dunkeln noch. Und über zerbrochene Flaschen kommt man mit Strohsäcken drüber, und...»

«Und über alle Schwierigkeiten kommt man mit ein bisschen Nachdenken», fiel sie mir ins Wort – mit dieser herausragenden Anmutung von Endgültigkeit, die ich zugleich – und zwar ganz intensiv – bewundere und hasse:

«Nun, ich werde darüber nachdenken.»

Yolande war es ganz und gar nicht gestattet, bei der Organisation der Einweihungsfeier mitzuhelfen. Chloes Anweisungen folgsam auszuführen, war alles, was wir ihr erlaubten. Und als ich die charmante Gefügigkeit sah, mit der sie diese ausführte, und sich strikt daran hielt, ihre Nase kein einziges Mal ungefragt auch nur in die Richtung von Chloes eigenen Angelegenheiten zu stecken, da wurde ich doch zutiefst verlegen und demütig angesichts einer Seele, die größer war als meine eigene.

Niemand, der selbst noch keine Party von der Größe der unseren gegeben hat, hat auch nur die leiseste Ahnung von den Herkules-Aufgaben, die damit verbunden sind. Wir schufteten alle wie die Galeerensklaven, und doch war am Morgen vor der Feier nur wenig mehr an Essen fertig als die Kuchen – und die letzte Ladung von denen war verbrannt, da Chloe, die sich daran gesetzt hatte, das Backen zu beaufsichtigen, sich allzu sehr in das Rezept aus dem Französischen Kochbuch für Seezunge *à la Normandie* vertieft hatte: ein Gericht, für das wir weder die notwendigen Mittel noch genug Geschick hatten, um es zuzubereiten.

Sie kam in die große Halle, wo Yolande und ich das beste Dessert-Service abwuschen – für eine derart große Party müssen sämtliche Teller erhalten – sank auf einen Stuhl,

streckte ihre Füße gerade vor sich aus – eine Haltung, die in unserem eigenen Kodex für Verzweiflung steht – und sagte: «Es hat keinen Zweck! Du kabelst ihnen besser allen schnell*, dass sie fortbleiben sollen. Der Rinderbraten hat die ganz falsche Form; der Schinken ist sicherlich fast roh, und von den bestellten Sachen aus den Geschäften ist auch nix gekommen. Und jetzt sind mir die Kuchen verbrannt.»

«Armer kleiner König Alfred*!», sagte ich.

«Ganz egal, wir werden uns bei all den Sorgen irgendwie durchschlagen.»

Tue ich Yolande hier unrecht oder sah ich wohl ein Aufblitzen von Genugtuung unter den niedergeschlagenen Lidern ihrer Augen, die demonstrativ mit dem Abwasch beschäftigt waren? Sagte sie wirklich zu sich selbst: «Ich hab es euch gesagt. Ihr könnt beide nicht für fünf Cent organisieren, ihr zwei.» – Ich hoffe nicht; ich glaube beinahe, dass nicht. Aber schließlich sind die meisten von uns auch nur Menschen, warum also nicht Yolande?

Wie dem auch sei, falls sich etwas von Adams dunklem Erbe in Yolande rührte, rang sie es noch im selben Moment nieder, und flehte Chloe an, sie möge ihr doch sagen, was sie tun solle – sie schnell in die Stadt flitzen zu lassen wegen der Sachen aus den Geschäften, irgendetwas, alles, alles – anstatt dass Chloe sich solche Sorgen machte und sich vor der Zeit graue Haare wachsen ließe.

Daraufhin, im psychologisch genau passenden Moment, fiel ein Schatten auf den rot-weißen Marmor, der Schatten einer Gestalt, die sich der Haustür näherte, und eine sanfte Stimme sagte: «Frau Bates».

«Die wohnt hier nicht.», sagte Yolande höflich.

Sie ergriff das Wort, denn Chloe saß, den Tränen nahe, sprachlos da.

«Sie lebt im ersten von den Häuschen auf dem Weg zum Bahnhof.»

«Ich weiß», sagte die sanfte Stimme und gab bei ihrem vierten Wort einen charmanten Dales-Akzent aus dem bergigen Nordengland preis.

«Ich bin Frau Bates. Und Ihre gute Mary hat mir erzählt, dass Sie eine Feier veranstalten – und ich dachte mir, da haben Sie wahrscheinlich alle ein paar Hände zu wenig, und wenn es irgendetwas gibt, was ich tun kann – ich war Köchin von Beruf, vor meiner Ehe...»

Die Situation war gerettet. Und es war Frau Bates, die sie gerettet hat. Oder genauer: Es war Mary, die Frau Bates für uns zu Hilfe gerufen hatte. Und – ich sah es in Yolandes Augen, auch wenn es vielleicht gar nicht dort stand – es war eigentlich Yolande, die die Situation gerettet hatte, weil sie uns Mary gerettet hatte, sodass sie uns erhalten geblieben war. Sogar falls ich das tatsächlich in ihrem Blick sah, wagte ich nicht, Yolande diesen flüchtigen Triumph zu verübeln.

Noch ehe die Party vorüber war – – Aber lassen Sie mich meine Geschichte vor allem schön der Reihe nach erzählen.

Für den Rest des Tages schufteten Mary und Miss Bates ohne zusätzliche Hilfe in der Küche, denn Chloe kam mit einem Mal, als plötzliche Reaktion auf die Verzweiflung, auf ein Problem, das sogar noch viel wichtiger war als Essen: Sie hatte nichts zum Anziehen, außer Gelb, das Tante Georgina nie guthieß und Blassblau, bei dem Onkel Bletherthwaite immer bemerkte, wie ausgebleicht sie darin aussähe. So verging der Rest des Tages denn damit, ihr primelfarbenes Seidenkleid zu waschen, zu färben und zu bügeln. Die Farbe war ein zartes Rosa, ein leuchtendes Scharlachrot oder ein tiefes Kaminrot, je nach Verdünnung: Mehrere weniger wichtige Wäschestücke wurden unwiederbringlich ruiniert, und literweise verflucht rote Farbe stand in Eimern im Badezimmer herum, bevor der rechte Zartrosa-Ton auf einer meiner besten Seidenkrawatten erreicht werden konnte. Daraufhin wurde das Primelkleid rosenfarben, und wurde gespült, getrocknet und gebügelt, bis es aussah wie eine frischgetriebene Malvenblüte.

«Ich wünschte, man könnte noch mehr machen», sagte Chloe mit einem Seufzer. «Es scheint mir wirklich jammerschade, so schade um die ganze schöne Farbe.»

Mein Cousin, ein Experimentalchemiker*, hatte mir die Farbe mit den Worten gegeben:

«Die Sache ist bloß: Das ist eine so reine, perfekte Farbe, dass deine Frau alles im ganzen Haus damit wird einfärben wollen. Lass sie nicht!»

Solcherart vorgewarnt, blieb ich hart und trug die Kübel fort. Yolande folgte mir und bettelte, dass die Farbe nicht wegge-
worfen werden sollte: Sie würde schon Verwendung dafür fin-
den. Also stellte ich sie in den Werkzeugschuppen, zu den
Rechen und Mistgabeln, der Gartenspritze und der Gras-
schere – der einzige Ort, von dem ich mir sicher sein konnte,
dass kein Onkel sie versehentlich umstoßen, keine Tante sich
in einem unachtsamen Moment daraufsetzen würde.

Und nun war der Tag der Einweihungsfeier. Es war schönes
Wetter an diesem Tag und, von einer plötzlichen Eingebung
gepackt, radelten Yolande und ich nach Blackhealth hinüber
und kamen über und über mit Licht beladen zurück, riesige
Pakete voll. Das war die erste Ladung Lampions, die hängten
wir in die Bäume vor unserem Haus. Und dann zog ich, einer
weiteren Inspiration folgend, noch einmal los, um Nachschub
zu holen – und die spießten wir auf Drähte, und machten da-
mit das Haus schön. Der große Salon mit seinen Girlanden aus
Immergrün, seinen weiß drapierten Tischen, die von geliehe-
nem Glas und Silberzeug funkelten, seinen Schüsseln voll
strahlender Dahlien, seinen hohen, grünen Gläsern, Japan-

Herbstannemonen, seinen rosa ummantelten Kerzen und all
dem sanften, in sich ruhenden Strahlen der bunten Laternen
– all dies gab ein Bild ab, das unsere Herzen vor Stolz höher
schlagen ließ.

Der Beistelltisch ächzte – er ächzte wirklich, und nicht
einfach nur in einem übertragenen Sinne, sondern ganz im
Ernst, denn es war ehrlichweise im Innersten seines Herzens
nur aus Kartons – unter dem Gewicht feiner Kalter Platten, so
gut, wie jede Tante sie zu sehen, und jeder Onkel sie zu essen,
sich nur wünschen konnte. Chloes rosa Stockmalven-Kleid
wurde ein ausgezeichneter Erfolg. Yolandes Kleid glich einer
weißen Malvenblüte. Alles war bereit.

Die ersten Räder drückten sich knirschend in den Kies unserer
Einfahrt. Der erste Onkel bekam von meiner Hand den Mantel
abgenommen, die erste Tante wurde von Chloe hineingeleitet,
um «ihre Sachen abzulegen». Tanten verzichteten bei diesem
Zeremoniell nie auf persönliche Anwesenheit.

Allmählich füllte sich die Halle. Schwergewichtige Onkel und
beleibte Tanten nahmen die schwereren Stühle ein. Schlanke
Onkel und Tanten standen umher und trieben mit eisgekühlter
Freundlichkeit Konversation. Ein Großonkel und ein Cousin
zweiten Grades, die zuvor Jahre nicht mehr miteinander ge-
sprochen hatten – eine kleine Familienangelegenheit wegen
eines Fonds und einer Australischen Goldmine, also nichts,

was einem von beiden persönlich anzulasten wäre – begruben ihre alte Fehde, und fanden heraus, wie viel sie noch gemeinsam hatten, indem sie in pfeifendem Gewisper die außerordentliche Extravaganz von Gastgeber und Gastgeberin diskutierten und – beinahe von Herzen – in der Ansicht übereinstimmten, dass wir einen Lebensstil pflegten, der weit, weit über unsere Verhältnisse gehe.

Cousins und Cousinen jedweden Grades tauschten begeistert Berichte darüber aus, wie schwer es doch gewesen sei, zu unserem Haus zu gelangen. Drei nette Nichten und ein oder zwei mannhafte Cousins brachten ihren Altvorderen höfliche Liebenswürdigkeiten dar. Wir hatten die Halle mit Möbeln bestückt und geschmückt, und niemand, so dachten wir, könnte ihren Marmorfußboden oder die getäfelten Wände ansehen und sich nicht glücklich schätzen, an einem solchen Festspiel teilhaben zu dürfen, das so wunderbar inszeniert war. Meine Tante Georgina hatte etwas gegen die Wandvertäfelung, die sei dunkel und altmodisch, und der Marmorboden, sagte sie, sei kalt an den Füßen. Mein Onkel Regnald pflichtete ihr bei, fügte jedoch charmanterweise hinzu, dass weniger Wohlhabende nun mal weniger wählerisch sein könnten und es doch zweifelsohne klug von uns sei, unser Geld nicht auf Teppiche zu verschwenden. Im Großen und Ganzen lief alles ausgezeichnet.

Als der Gong zum Essen ertönte, empfand man das, glaube ich, als extravagant. Ich machte das, soweit ich eben konnte, wieder gut, indem ich Tante Georgina erzählte, der Gong sei ein Hochzeitsgeschenk an Chloe gewesen, während ich ihr meinen Arm anbot. Und das war er ja auch, aber ich hatte ihn gekauft.

Wir drängten uns in den großen Salon. Sogar Tante Georgina gab zu, dass es dort sehr hübsch aussähe – aber erst, als ich sie fragte, ob das denn nicht schön wäre. Und dann sagte sie, er hätte ohne diese Weihnachtsdekoration besser ausgesehen: Damit meinte sie unsere Girlanden und Schleifen! Ich sah mehr als einen Onkel im Vorbeigehen verstohlen zum Fuße des Beistelltisches hinblicken, und fragte mich ängstlich, welche der Verkleidungen sich gelöst hätte, um den schockierten Tantenblicken nackten Pappkarton zu enthüllen*. Aber ich konnte nichts sehen. Dennoch war die Spannung mir unerträglich. Unter dem Vorwand, eine Lampe herunterzudrehen, ging ich nachsehen.

Ich musste das Schlimmste erfahren. Würde es Streit geben? Nein, schon eher Schampus: Das Schlimmste erwartete mich dort in Reih und Glied aufgestellt – reihenweise goldene drapierte Flaschen. Ich blitzte Chloe rasche, vorwurfsvolle Blicke zu, und als ich hinter ihrem Platz vorbeiging, murmelte sie:

«Ist in Ordnung. Asti. Der neue Mieter.»

In meiner Aufregung schien mir das ein bisschen frech vom neuen Mieter und wie etwas, das Chloe doch gar nicht machen würde, aber es war nun keine Zeit für irgendetwas anderes als meine Gastgeberpflichten. Ich kehrte zu Tante Georgina zurück, die mir sagte: «Ich wünschte bei Gott, du würdest nicht so viel herumrennen.»

Mary und Miss Bates bedienten uns, eine ganz ausgezeichnete Bedienung. Ganz ausgezeichnet war auch der Chianti*, der eigentlich alles war, was nach meinen Plänen auf unserer Weinrechnung hätte erscheinen sollen. Aber die Onkel sahen zu den golddrapierten Flaschen hin, auch einige Cousins und Cousinen. Die Tanten drehten sich vor ihnen weg. Also sagte ich: «Tante Georgina, wir haben ein bisschen sehr guten italienischen Schaumwein da. Ein Geschenk – ich hätte gerne, dass du ihn kostest.»

Sobald ich «ein Geschenk» gesagt hatte, fing ich den erschreckten Blick meiner Frau auf – und kannte die Wahrheit: Sie hatte den Asti Spumante selbst gekauft, hatte mit dem Pfund des neuen Mieters gewuchert. Aber nun waren die Worte einmal heraus – und einige Momente später auch die Korke. Dass onkelhafte Verdammungsurteil über italienischen Wein fiel fast einmütig aus, aber die Onkelaugen leuchteten und eine Art sanfte Strömung von Fröhlichkeit durchzog den Raum. Am runden Tisch am anderen Ende des Raumes, wo die Neffen und Nichten mit den wenigen jungen Leuten saßen, die

wir hinzugebeten hatten, um sie zu treffen, war ein leises Geräusche von Lachen und Schwatzen. An diesem Tisch saß Yolande. Sie hatte darauf bestanden.

«Dein Onkel George hat immer gesagt», sagte Tante Georgina gerade, «dass kein Schaumwein sich zu trinken lohnt außer...», als ein plötzliches Rumoren am Tisch ihr nur noch Zeit für ein «Ja, aber sicherlich.» ließ, bevor ein allgemeines Schweigen sie traf und dazu bewegte, ruhig zu sein.

Onkel Bletherthwaite erhob sich schwerfällig von seinem Platz. Er hielt eine Rede. Der Himmel bewahre, dass ich sie Ihnen hier wiedergebe: Sie war von bemühter Mäßigung geprägt. Sie hielt sich bei unseren Sonnenseiten auf und brachte halbherzig das Vergnügen zum Ausdruck, uns endlich einmal zu sehen – er wiederholte das «endlich», und ich wusste, er dachte dabei daran, dass er zuletzt vor acht Monaten zum Abendessen bei uns gewesen war – uns in unserem eigenen Zuhause und im Kreise unserer Familie – er sah zu Yolande hin – zu sehen. Sie befasste sich, wie ich fand einigermaßen zu ausführlich, mit den guten Mahlzeiten, die er in diesem Hause zu Zeiten meines Onkels Thomas zu sich genommen und dem guten Wein, den er dazu genossen habe – er sah geringschätzig auf den Asti hinab – und endete recht förmlich mit der Hoffnung, dass wir und jene, die an unserem Tisch versammelt seien, noch lange von aller Unbill verschont bleiben mögen – ich bemerkte, dass er das für nicht sehr wahrscheinlich

hielt – und dem Wunsch, dass unser neues Zuhause uns ein Segen sein möge – wobei natürlich vollkommen klar war, dass es, wie sehr er es uns auch immer wünschen mochte, ihm nur allzu unwahrscheinlich erschien. Zuletzt sagte er mit einem Seufzer: «Ich und deine Tanten und Cousinen nebst den anderen Verwandten, einschließlich der Anwesenden, die nicht zur Familie gehören, wir trinken auf das Wohl des Roten Hauses.»

Man stieß in trübseligster Stille an – im Gedenken an die Gefallenen. Alle Lichter schienen schwächer zu brennen, es entstand eine eigentümliche Pause. Chloe biss sich auf die Lippen und wich meinem Blick immerzu aus.

Dann plötzlich gab es erneut Gelärme vom jungen Tisch, und unser ältester Neffe erhob sich von seinem Platz::

«Meine Damen und Herren», sagte er, und setzte ein «und Tanten und Onkel» hinzu – was wohl um Haaresbreite an einem guten Nachsatz vorbei zielte – «wir haben auf dieses alte Haus getrunken, und jetzt möchte ich – mit Ihrer freundlichen Genehmigung», sagte er und sah zu einem ältlichen Cousin hin, «jetzt möchte ich einen weiteren Trinkspruch ausbringen. Also füllt die Gläser bitte, keine kleinen Anstandsgläschen, Humpen bitte! Auf die lustigsten Tante und Onkel, die es je gab. Die liebsten und freundlichsten und lustigsten und besten – Tante Chloe und Onkel Len. Den beiden Glück und ein langes Leben! Gott segne sie! So!»

Es war dies die erste Rede des guten Jungen, und ich glaube, er hoffte damals, es würde auch seine letzte sein. Ich sah seine Hände zittern, als er das Glas erhob. Da erhoben sich plötzlich die ganzen jungen Leute; ein Moment des Zögerns endete, als sich mit Geraschel einige ältere Verwandte erhoben, und durch dieses Geraschel erklangen die ersten Worte dieses Refrains vom jungen Tisch: *For they are jolly good fellows.*

«Denn sie sind ganz tolle Kerle
denn sie sind ganz tolle Kerle,
Ja, sie sind ganz tolle Kerle,
So sagen wir doch all'.»

Ehe man sich versah, führte Tante Georgina mit ihrer hohen, süßen, alten Stimme den Gesang an und Onkel Bletherthwaite donnerte einen ganz und gar unvertretbaren Bass darunter. Ich wusste gar nicht, wo ich hinsehen sollte, und ich glaube, Chloe hat beinahe geschluchzt.

Ich hielt so eine Art Rede – ich weiß selbst nicht recht, wie. Dass so auf dein Wohl angestoßen wird – das ist etwas, dass einem nicht oft passiert – Gott sei Dank. Deshalb fühlt es sich so seltsam an.

Die Feier «ging ab wie'n Buschfeuer» danach. Es war fast so schön, wie wenn keiner von uns miteinander verwandt gewesen wäre. Die Tische wurden alle leergefegt, und später dann – mit Hilfe der Neffen und der weniger gebrechlichen Cousins – auch tatsächlich beiseitegefegt.

Yolande sang zur Gitarre und ein paar Tanten nickten zustimmend. Ein Neffe und eine Nichte tanzten ein Menuett und einige Cousins fanden ein wenig Gefallen daran. Dann tanzten Yvonne und unsere hübscheste Nichte einen *Cachucha** und die Onkel waren entzückt. Jemand sang – ein Onkel, glaube ich, jemand schiefte – eine Tante zweifelsohne; und der Kaffee kam genau zur rechten Zeit. Dann wurden Schals und Mäntel wie Erfrischungen verteilt, und wir alle zogen hinaus in den Garten, ans Ufer des Haussees, um uns den Mond anzusehen und die Lampions, die Frau Bates geschickt entzündet hatte, während wir uns vom *Cachucha* bezaubern ließen.

Die Nacht war warm, wie sonst im Juni. Gruppen von Leuten – alle miteinander verwandt und doch für den Moment alle friedlich vereint – standen «unter den verträumten Gartenbäumen». Chloe und ich glühten Momente lang vor Begeisterung über unsere gelungene Gastgeberschaft.

Da wurde mit einem mal die Stille der Nacht mit ihrem Schmuck aus Reden und Lachen plötzlich und scharf zerrissen – grob durchschnitten von einem Schrei und einem zweiten Schrei aus dem ummauerten Garten auf der anderen Seite des Haus-Sees. Cousinen wurden bleich; Cousins warfen rasch etwas von Pistolen ins Gespräch; schwergewichtige Onkel verlangten schwer atmend nach der Polizei. Einige von uns liefen eilens auf den eingefassten Garten zu. Am Tor, das von der Seeseite des Gartens dorthinein führt, begegneten wir zwei

Gestalten – eine weiblich, eine männlich – die beide beim Gehen schwankten; beide trugen sie Weiß und beide waren sie an Gesicht, Händen und Kleidung mit unheilvollen Streifen und Flecken versehen.

«So ein Glück haben nur wir!», murmelte ich vor mich hin: «Was für ein Ende für ein Familienfest!»

Denn das Licht einer safrangelben Laterne zeigte uns unverkennbar, dass die Streifen blutrot waren. Ich warf einen Arm um die blutüberströmte Frau, um sie zu stützen. Und diese Frau war Yolande. Und ich hörte Onkel Bletherthwaite murmeln: «Also, ich hätte ja nie – !», als ob er das Ganze vorausgesehen hätte.

Kapitel 8

Unser Mieter

Ein Garten voller Lampions, die in sanften Farben leuchten, mitunter das Leuchten und der tiefschwarze Schatten grünen Laubes, eine Festgesellschaft von Onkeln und Tanten, zufrieden von Speis und Trank und den unterwürfigen Aufmerksamkeiten der Neffen und Nichten; eine Silberglanzatmosphäre, durchwirkt von dünnen Fäden von begrenzter (beinahe!) Billigung; ein ermatteter Gastgeber und seine Gastgeberin, ermattet, jedoch nicht völlig erschöpft – und doch innerlich die Momente zählend, bis der letzte Onkel, nachdem er sich dem allerletzten Whiskey gebührend gewidmet hatte, in der letzten Droschke davongefahren sein würde, und der Rest von uns – Chloe, Yolande und ich – übrig bleiben würden, um auf die Feier zurückzublicken und «nochmal über alles zu reden».

Und da dringt nun mit einem Mal auf diese fast weihevollen Bühne, wo die Onkel, pfeifenrauchend, beinahe in Eintracht miteinander sind, und die Tanten in einer Stimmung, wo man die Falten glatt und die Dinge schön redet, ein Schrei aus den Tiefen des Gartens, gefolgt vom Auftritt einer Frau und eines Mannes, überströmt mit – na ja, es hatte zumindest wie Blut ausgesehen, ganz genau so.

Die Frau war, wie ich bereits sagte, Yolande; der Mann, den

sie wie einen Vertrauten, aber mit einem gewissen Ungestüm an der Hand führte, war ein völlig Unbekannter. Er hielt die Augen geschlossen; sein Gesicht war von blutroten Farbströmen übergossen. Es tropfte ihm noch immer Rot von Kopf und Ohren auf seinen Flanellanzug, der zuvor an diesem Abend einmal perlweiß gewesen sein musste.

Jede Tante erschauerte, jeder Onkel verzog das Gesicht; Onkel Bletherthwaite ließ sich sogar soweit gehen, ein «Gütiger Gott!» zu murmeln, was, in «Anwesenheit der Damen», von seiner Seite mehr war, als kurz und rund ein «Verdammt!» von weniger besonnenen Mitmenschen gewesen wäre. Die Neffen und Nichten drängten sich im Kreis um uns, Cousins und Cousinen näherten sich vorsichtig, und sobald man aus meinem Verhalten gegenüber Yolande geschlossen hatte, dass sie zumindest mir nicht fremd war, schloss sich der anfängliche Halbkreis mit Onkeln und Tanten um uns. Onkel Reginald erzählte mir später, dass er in jenem Moment das Schlimmste gefürchtet habe, denn niemand von ihnen habe Yolande in ihrer neuen purpurroten Verkleidung erkannt. Wie Onkel Reginald sich ausdrückte: «Sie kannten sie alle nicht von Angesicht zu Angesicht», und er fügte hinzu:

«Himmel, diesen einen Moment habe ich Sitte und Anstand vergessen – und du hast mir sehr Leid getan, mein Junge, sehr Leid.» Ich wollte lieber gar nicht erst verstehen, was er damit meinte. Chloe wurde sehr wütend, als ich ihr davon erzählte.

Und nun herrschte einen Augenblick atemlose Stille. Es war wie eine Szene aus Kiplings *Ehefrau*.

Ich brach diese Stille: Ich schüttelte Yolande und sagte, wie ich fürchte nicht allzu liebenswürdig: «Meine Liebe, was um alles in der Welt ist denn los?»

«Leih mir dein Taschentuch», sagte sie ungerührt, nahm es und wischte sich purpurrote Farbe von Stirn und Händen.

«Oh, lass mich hier weg! Und nimm ihn mit weg und mach in sauber, ja?! Er hat es ganz in die Augen gekriegt.»

Sie ließ die Hand des Fremden fallen und wäre geflohen, aber Tante Georgina stellte sich ihr in den Weg: «Nach dieser Szene, die wir gerade mit angesehen haben», sagte sie, «schulden Sie, glaube ich, der hier versammelten Gesellschaft eine Erklärung.» – Der Mann in Flanell kam an sein Taschentuch heran.

«Himmel, das brennt aber! Ich bekomme meine Augen nicht auf. Kann mich nicht jemand irgendwohin bringen, wo es einen Hahn gibt, und mich drunterstellen?»

Er hatte eine angenehme Stimme, doch sie besänftigte die Onkel und Tanten nicht. «Derart nach einem Wasserhahn zu fragen, ist keine Entschuldigung für dieses unverantwortliche Eindringen bei einem Familienfest. Diese junge –»

«Eine Angehörige des Familienfests», wandte ich eilig ein. Da machte Yolande sich von mir los, schrubkte ihr Gesicht ein letztes Mal ab und sprach liebenswürdig:

«Oh, bitte beunruhigen Sie sich nicht. Es waren da einige Eimer mit einer roten Substanz zur Seite gestellt worden, der Obstbäume wegen, und der Herr hier, der nebenan wohnt, ist unglücklicherweise mit ihnen in Kontakt geraten; und ich hatte mich erinnert, dass die Kübel dort standen, und war gerade dabei, nach ihnen zu sehen» («In diesem Kleid!», murmelte Tante Georgina und zog die Nase hoch.) «und ich, ich habe ihn mitgebracht, wegen einer Waschgelegenheit. Ich glaube, ich selbst werde mich nun auch waschen gehen. Gute Nacht! Es tut mir sehr leid, Sie erschreckt zu haben.»

Sie ging durch den Kordon der Verwandten hindurch, mit diesen geflüsterten letzten Worten an mich: «Die ersten Kutschen kommen schon. Überlass es Chloe, die Leute los zu werden. Dieser Mann *muss* gewaschen werden, oder er wird sterben oder blind oder sowas!»

Also brachte ich den Mann ins Bad, und ließ ihn da mit dem Heißwasser- und dem Kaltwasserhahn und der Fuß- und der Sitzbadewanne und der langen Badewanne und dem Handwaschbasin und der Seife, einem Berg Handtüchern und einigen Kleidern von mir. Und all das schien unzureichend. Ich glaubte nicht, dass er je wieder seine richtige Farbe zurückbekommen würde.

Dann – dem Himmel sei dank – kam die Stunde der Kutschen und Züge und die Einweihungsfeier schmolz langsam davon:

Tante Georgina beharrte bis zuletzt darauf, Yolandes Erklärung sei ein bloßer Vorwand für «irgendwelche Machenschaften», und Onkel Bletherthwaite war bis zuletzt, sogar noch durchs Fenster seiner Kutsche, besorgt über die Art der purpurroten Lackierung, die wir für unsere Obstbäume vorgesehen hätten.

Zu guter Letzt eilte nach einer langen Weile der letzte Cousin mit einer Droschke zum Hoftor hinaus, und Chloe und ich sahen einander in der leeren Halle eindringlich an.

Eine blasse und zaghafte Yolande in einem weißen Umhang spähte die Treppe hinunter: «Sind sie weg? Oh, gebt ihm Zitronen – viele Zitronen! Damit hab ich's von meinem Gesicht ganz weggekriegt. Bei meinen Händen hilft nicht mal mehr beten.»

Unser auf so eigenartige Weise bei uns eingeführter Gast planschte und lachte und – na ja, grummelte – noch immer über den Zitronen, als sich Yolande im Wohnzimmer wieder zu uns gesellte.

«Der wird noch Jahre und Jahrzehnte brauchen! Ihr wisst gar nicht, was es heißt, das Zeug wieder wegzukriegen. Und er ist ja schlicht von oben bis unten durchgeweicht damit.»

«Yolande», sagte ich streng, «ich hab genug gelitten. Dieses Possenspiel voll Saft und Blut erfordert, wie Onkel Bletherthwaite sich ausdrückt, eine überzeugendere Erklärung als...»

«Oh verdammt!» rief sie, «Ich bin ein Hund, ein räudiger, eine Aussätzige und eine völlige Idiotin – und ich werde euch alles erzählen.» Sie ließ sich, ein zusammengesunkenes Häuflein, in den bequemen Sessel fallen, in dem zuvor Tante Georgina bei Menuett und *Cachucha* so kerzengerade gesessen hatte.

«Ich weiß, ihr werdet mich für immer verachten. Aber wenn man's zugibt, dass man einen Fehler gemacht hat, ist's alles halb so schlimm, sagt man doch, und ich gebe zu: Ich bin schuld, es war mein Fehler – es war einzig mein einziger und ständiger Fehler, ich hab nur den einen, wisst ihr: dass ich schlau bin und am Ende doch nicht richtig klug. Ich werde nie mehr versuchen, irgendwas zu machen.»

«Sag uns schnell, bevor er wieder sauber wird», bettelte Chloe,

«Wer ist er? Was hat es gegeben? Wie ist es passiert? – Schnell, bevor er mit seinem sauberen Gesicht über uns reinbricht.»

«Da eilt es nicht.», sagte Yolande trübseelig, und spielte mit ihren rot verfärbten Fingern, die sie eng aneinander drückte: «Ihr müsst noch eine ganze Zeit lang überhaupt keine Angst haben, sein Gesicht wieder sauber zu sehen.»

«Nun, als ihr vom Obstdieb gesprochen habt, dachte ich bei mir: Wenn man ihn nur ordentlich markieren könnte, dann wäre das gerade so gut, als ihn zu fangen, denn dann könnte

man an alle Polizeistationen schreiben: *Verloren, gestohlen oder entlaufen – ein rosa-gepunkteter Frucht Dieb*. Ich kam mir sehr schlau vor und dabei war ich einfach eine Verrückte.»

Ich hatte Yolande noch nie den Tränen so nahe gesehen.

«Es war doch eine gute Idee», sagte Chloe mitfühlend, weil sie nichts Besseres zu sagen wusste. «Und da hast du die rosa Farbe genommen...»

«Ja, ich hab zwei Eimer davon versteckt: Einen unter den Johannisbeer-Sträuchern und einen unter dem Quittenbaum. Und dann, als wir im Garten waren, habe ich gesehen, wie jemand ein Streichholz anzündete. Um zu sehen, wo die Pflirsche wären, dachte ich. In Wirklichkeit muss es natürlich dieser unglückselige Mann gewesen sein, wie er sich seine scheußliche Pfeife angesteckt hat. Also stahl ich mich fort und holte die große metallene Gartenspritze.»

«Ja, das *war* eine gute Idee», sagte Chloe, diesmal mit mehr Überzeugung. «Und dann?»

«Na ja – ach, ich bin ihm nachgestiegen. Und sogar als ich ganz nah an ihm dran war, hab ich gar nie gesehen, dass er nur ein Mensch in Flanell ist. Ich dachte, dass er Gespenst spielt, und da dachte ich:

«Umso besser, wenn man dich markiert, mein Freund!» – Ach, es war schon lustig.» Sie begann, zittrig zu lachen: «Da kam ich an, dahergetrochen mit meiner voll geladenen Spritze und

dem Eimer in der anderen Hand – schön weit weggestreckt, wegen meines Kleides – und er, der Arme, schlenderte die ganze Zeit so im Schatten des kleinen Wegs bei den Nüssen daher, und hätte bestimmt nie auch nur im Entferntesten gedacht, dass da jemand mit seinem rosanen Verderben auf ihn zu käme. Als er nur noch ein paar Meter weg war, hab ich eine Ladung abgefeuert – PONG ins Gesicht – und dann machte ich kehrt, um wegzurennen. Er fluchte – aber das vergeb ich ihm. Mein Eimer verhakte sich an einem Zweig, und die Ladung landete auf seinen Füßen, denn er war auf das Geräusch zugesprungen – er ist kein Feigling.

Er bekam mein Kleid zu fassen, im Dunkeln – er hat 'nen Meter an der Krause rausgerissen, aber das ist egal, das Kleid war ohnehin schon ruiniert – und sobald ich seine Stimme hörte, auch wenn sie fluchte, da wusste ich sicher, was ich getan hatte, und ich sagte: «Das ist alles ein Irrtum, ich bin Yolande Risebrough. Sehen Sie, nicht?», denn er taumelte herum. – Und da sah ich, dass er tatsächlich nichts sehen konnte, und ich sagte:

«Kommen Sie, lassen Sie sich waschen. Geben Sie mir Ihre Hand!» – Also hab ich ihn mit hier rein gebracht, und auf dem Weg sind wir über den anderen Eimer gefallen.

«Und *nous voici* – da habt ihr uns!»

«Du kennst ihn also?»

«Ihn *kennen*? Jeder würde ihn gekannt haben – als es schon

zu spät war. Oh, mein armes, gebrochenes Herz. Was werdet ihr mit mir machen, wenn ihr's wisst? Er wird jetzt niemals bleiben –»

«Wenn Du noch einen Augenblick länger die Sphinx spielst, hau' ich dich. Wer ist das?»

«Das ist euer neuer Mieter. Und das ist jetzt alles.», sagte Yolande, mit dem, was man so die Ruhe der Verzweiflung nennt: «Wisst ihr, die Erlaubnis, im Garten spazieren zu gehen, war als einer der zusätzlichen Vorzüge des Häuschens genannt. Ich werde nie mehr versuchen, schlau zu sein.

Ich hab euch einen Mieter verschafft – Baumwollhändler-Familie, Coutt's-Konto und all das – und jetzt hab ich ihn mit roter Farbe aus einer Metallspritze vollgesprenkelt – und das wird er nie vergeben – und ich wünschte, ich wär' tot.»

Von beiden Seiten, Yolande zwischen uns, versuchten wir beide unser Bestes, sie zu trösten, als die Badezimmertür aufging. Wir hörten es. Ich flog förmlich in den Flur, geschoben von vier hübschen Händen. Ich fing meinen halb gewaschenen Mieter ab. Ich hielt ihm mannhaft eine Entschuldigungsrede. So wichtig mir das Mietverhältnis auch war, ich warf mich nicht einmal jetzt vor ihm in den Staub.

Ich kam schon ziemlich gut voran mit meiner Rede – als mein Mieter plötzlich zu lachen anfang: Er hatte eine der vergnüglichsten Arten zu lachen, die ich je gehört hatte. Und aus dem

Salon stimmten Chloes Lachen und Yolandes mit ein. So kam es, dass ich einige Augenblicke später den Mieter meiner Frau vorgestellt hatte, und wir alle gleichzeitig redeten, um zu erklären und alles ganz genau auszuführen, während ich mich mit dem Drahtverschluss der vorvorletzten Flasche Asti Spumante abmühte.

Mein Mieter war jung; Chloe fand ihn schön. Er hatte eindeutig einen wohlgeformten Kopf und außergewöhnlich fröhliche, blaue Augen. Er war sofort wie zu Hause bei uns. Ein steifes Betragen lässt sich wohl nur schwer aufrecht erhalten in der unmittelbaren Folge von Ereignissen wie jenen, die uns miteinander bekannt gemacht hatten.

Drei Wege standen ihm offen, wie Herr Gladstone* immer zu sagen pflegte: Er hätte toben, wüten, drohen können, und sich zurückziehen; er hätte sich steif und höflich zurückziehen können – in beidem Fällen hätte er diesem Rückzug wohl eine Mietkündigung folgen lassen. Oder aber, er konnte darüber lachen und das Beste daraus machen – und aus uns auch. Das hat er getan. Ich mochte den Mann, und vergab ihm beinahe, dass er Gitarre spielen konnte – ein zutiefst weiblicher Vorzug und dazu einer, den ich nie erwerben konnte, so sehr es mir Chloe auch beizubringen versuchte: Ich vergab es ihm, als ich hörte, dass er es auf den Philippinen im Krieg* gelernt hatte. Ich verabscheue plötzliche Vertraulichkeiten und misstraue ihnen, aber es war unmöglich, diesen Mann als Fremden zu

behandeln. Eine neue Bekanntschaft purpurrot zu färben – oder dazu Beihilfe zu leisten – erlaubt einem leichthin, hunderte Meilensteine auf dem Weg zur Freundschaft auszulassen. Es dürfte aber auch ein gewagtes Experiment sein.

Wie dem auch sei: Erst, als die frühen Morgenstunden schon gänzlich in Vergessenheit geraten waren und begannen, uns das zu verübeln, verabschiedeten wir uns von unserem Mieter. Ein zweites, viel besseres Abendessen war für uns phönixgleich aus der Asche des ersten erstanden: Wir hatten Lieder gesungen, Reisegeschichten erzählt und Witze gemacht; und als ich schließlich den misshandelten Mieter nach Hause brachte, waren im Osten Spuren des Morgengrauens zu sehen.

Als ich zurückkam, waren Chloe und Yolande mit Kerzen in der Hand auf der Treppe stehen geblieben, auf ein letztes Wort.

«Er ist großartig.», sagte ich. «Von der richtigen Sorte.»

«Einer von unseren Leuten – ja.», sagte Chloe.

«Einige Leute passen zu unseren Leuten, andere nicht. Manchmal sogar ganz nette Leute nicht; und manchmal Leute, die nicht gerade schlau sind, schon.»

«Außerdem ist er sehr charmant, nicht wahr, Yolande?».

Yolande unterdrückte ein Gähnen und sagte, er sei, glaube sie, ganz in Ordnung.

«Was für eine abenteuerliche Nacht wir hatten», sagte ich. «Und, mein lieber Schwan, was für eine Nacht das *für ihn* erst war!»

«Er kann sich glücklich schätzen», sagte Yolande, «Wie engelsgut du zu ihm warst, Chloe. Gutnacht.»

«Glaubst Du, das war ein Erfolg – die richtige Party, meine ich?», fragte Chloe besorgt.

«Sie konnten die Sache mit der Farbe und den Obstbäumen einfach *nicht glauben*.»

«Es war ja die Wahrheit. Da glaube ich wohl, dass sie's nicht konnten. Oh ja, das geht in Ordnung – sie wird ihnen über Monate Gesprächsstoff liefern. Es war ein ausgezeichnetes Fest, Chloe, obwohl ich gar nichts damit zu tun hatte. Ich stecke nie wieder meine Nase – oder die Finger – in anderer Leute Angelegenheiten.» – Sie streckte mit einem ziemlich zerknirschten Lachen ihre rosa gefärbten Finger in die Höhe.

«Oh, das wirst du doch», sagte ich, «denn die Angelegenheit ist ja, dass es uns gut geht. Diesmal war es halt eine sehr rosafarbige Angelegenheit, und es ging um die Art unwichtiger Details, die deinem Genie einfach nicht entsprechen. Aber es hat uns ge-»

«Es hat mich eine Lektion gelehrt? Ja, reib's mir nur rein.»

«Nein, es hat uns etwas über unseren Mieter gelehrt. Ich finde, es lohnt sich, ihn gut kennen zu lernen.»

Ich bin froh, dass wir ihn kennen. Gutnacht.»

So endete unsere Einweihungsfeier.

Das war ein luxuriöses Amusement gewesen, aber der Gedanke an die Mieteinnahmen durch den neuen Mieter erhielt uns aufrecht bei der freudlosen Aufgabe, die Rechnungen zu bezahlen; zudem stieg der Preis für meine Geschichten und Chloes Bilder gerade stetig an. Nun musste ich eine Geschichte bloß mehr beginnen und – solange wir Yolande bei uns hatten – fand die Geschichte zu ihrem Ende, und zu einem guten Ende obendrein – ganz, ohne dass ich dabei mithelfen musste. Und ich konnte vor mir selbst nicht verheimlichen, dass meine Geschichten nun auf ein sehr viel schmeichelhafteres Echo stießen als jemals zuvor in den guten alten Zeiten.

Meine Artikel durfte ich freilich noch auf eigene, nur von mir selbst geführte, Faust schreiben und freute mich darüber – bis der Herausgeber der *Wilden Wochenschau* mir einen lebenswürdigen Brief schickte, in dem er mir zu dem Stil gewisser Erzählungen gratulierte, welche unter meinem Namen in einigen Wochenzeitungen und Zeitschriften veröffentlicht zu lesen er das Vergnügen gehabt habe, und mir nahelegte, dass es meinen Artikeln sicher nicht schaden würde, wenn sie von dem «gewissen pathetischen Etwas» und dem «leichten Anflug von Ironie», das er in den Erzählungen bemerkt habe,

ebenfalls ein wenig hätten. Da zeigte ich Chloe den Brief und sagte so einiges. Unter anderem schwor ich, nicht mehr zuzulassen, dass man sich in meine Arbeit einmischte.

«Ich weiß, sie meint es gut.», sagte ich.

«Ich weiß, sie tut es einzig und allein, um uns zu nützen und zu helfen, und das ist höchst freundlich und gütig, und ich ertrage es einfach nicht. Ich werde mir in Zukunft nicht weiter zur Arbeit anderer Leute gratulieren lassen.»

Chloe blätterte in der Zeitung, in der die letzten vier Geschichten erschienen waren:

«Aber sie sind gut, nicht? Ziemlich gut, meine ich?», sagte sie.

«Sie sind so tierisch gut», sagte ich, «dass ich meinen Namen unter keine weitere von ihnen setzen werde. Wenn es nicht so wäre, dass die ganze Sache so dumm klingt, würde ich es jedem einzelnen Herausgeber sagen, schon morgen, und die wahren Tatsachen auch noch in der *Times* annoncieren.»

Chloe war indessen ziemlich blass geworden.

«Oh Len, *lass das!*» sagte sie «Der Geist will doch nur helfen.»

«Yolande –»

«Yolande ist jetzt ganz bald nach Italien unterwegs, mit ihren fürchterlichen Schülern.

«Len, Schatz, tu mir den Gefallen, mach nicht noch mehr Wirbel. Du weißt gar nicht, wie unglücklich mich das macht.

Warte, bis sie weg ist. Vielleicht schreibt der Hausgeist ja bald gar nichts mehr, jetzt, da er weiß, dass du es nicht magst.»

«Du meinst: Du wirst ihr sagen, sie soll es bleibenlassen?», sagte ich, «Was muss sie von mir denken, dass ich es so lange habe laufen lassen. Nun, ich habe mich entschieden: Ich werde selbst mit Yolande sprechen –»

«Nein, nein, nein! Lieber Len, nicht! Ich bin sicher, der Hausgeist wird nichts mehr schreiben. Und ich kann mir nicht denken, warum dir das überhaupt etwas ausmacht. Ja, ich weiß, das macht dir – und – aber ich finde es recht angenehm, wenn der Geist meine Zeichnungen aufpoliert, oder wenn er sie gleich ganz für mich macht. Der liebe, gute Geist! Len, es spielt doch keine Rolle, wer von uns die Arbeit macht.»

Ihre Stimme war ganz mickrig und gebrochen, und ich kam mir wie ein Grobian vor.

«Es würde keine Rolle spielen, wer *von uns* die Arbeit macht, meine Mietzekatze», sagte ich, «aber Yolande ist keine von uns. Sie ist, wie die Dinge liegen, schon unsere Maklerin und unse-re Registratur und damit sollte es genug sein, sogar für sie. Wenn du nicht mit ihr sprichst, mach ich es.»

«Dann mache ich das.», sagte sie und wandte sich ab.

«Geh weiterarbeiten. Ich bin sicher, kein böses Gespenst wird diesmal kommen und sich einmischen.»

Immer noch kochend vor Zorn, setzte ich mich an die Schreibmaschine und hackte einen Brief an meinen Verleger der *Wilden Wochenschau* herunter.

Dann ging ich – natürlich – Chloe suchen. Ich fand sie zwischen den blauen und grünen Kissen auf der blassgrünen Couch im Brotspeicher und ich blieb dort, ihren Kopf an meiner Schulter, bis sie zustimmte, nun voll und ganz getröstet zu sein. Ich sagte ihr, dass ich «nicht böse sein» wolle, und als ich das viele Male gesagt hatte, glaubte sie mir das, und ich mir auch – obwohl es überhaupt nicht stimmte.

Danach fasste kein Geist meine Schreibmaschine mehr an, ich dafür arbeitete härter daran als je zuvor. Und meine Geschichten waren nicht annähernd so gut wie jene, die der Geist heimgesucht hatte. Aber meine Zeichnungen wurden besser und besser, während ich mehr und immer mehr davon machte. Sie alle signierte Chloe und schickte sie voll gutgelaunter Dankbarkeit ein: Eine Dankbarkeit, die sie vielleicht ein bisschen zu deutlich äußerte, und die, wie ich wusste, darauf angelegt war, mir zu zeigen, dass sie selbst nicht zu stolz sei, Hilfe von einem Hausgeist – oder eben einem Freund – anzunehmen.

Die Demütigung, die mich ein ums andere Mal schmerzte, wenn ich daran dachte, dass ich in der Schuld eines Schriftstellers stand, der besser war als ich selbst, trieb mich zu

dieser eigenartigen Rache am Schicksal – an Yolande – an Chloe – oder dem Geist: Da es Chloe erträglich fand, dass meine eigenen Arbeiten von anderer Hand ergänzt und verbessert wurden – eine Hand, die weder ihr noch mir gehörte – machte es mir mächtig Vergnügen, zu denken, dass keine Hand außer meiner sich je an ihren Arbeiten zu schaffen gemacht hatte, und sie ja nicht wusste, wessen Hand es war, deren Hilfe sie da so leichthin annahm. Ich aalte mich in dem Wissen, dass es meine war – meine, meine!

Sie war ganz außer sich vor Freude über einen Auftrag für die Illustrationen zu einem Kinderbuch. Sie ist mit einer eigenartigen Fantasie begabt: Sie kann Bilder sehen, aber sie kann sie nicht zeichnen. Es waren immer ihre Skizzen, auf denen ich aufbaute; und ich arbeitete hart, um das Kinderbuch fertigzustellen, bevor Yolande die Flucht nach Italien ergreifen würde. Ich fand es schwer, meine wachsende Irritation über den Anteil des Hausgeists an meinen Geschichten vor Yolande zu verbergen – eine Irritation, die freilich durch meinen Ärger über meine Charakterschwäche, die bis dahin stillschweigende Duldung, noch verdoppelt wurde. Es war hart, zu halten, was ich Chloe fest versprochen hatte, hart, sich nicht mit Yolande auszusprechen.

Der Druck wäre wohl stark genug gewesen, um eine klärende Krise zu erzwingen, wenn unser neuer Mieter nicht gewesen wäre: Der lenkte uns ab.

Er kam zu uns auf Besuch; er lud uns zum Tee ein; er schickte uns Karten für eines der Theater. Wenn ich ihn durch das Grün unseres Gartens streifen sah – denn dort verbrachte er den Großteil der Zeit, die er seinem Redaktionsbüro abluchsen konnte – dann hasste ich manchmal den Gedanken, dass unser Garten nicht länger allein unserer war – doch er war diskret: Sobald Chloe und ich einen Fuß in den Garten setzten, verschwand er, so geschwind, als ob unsere unkrautüberwucherten Wege ein Zauberteppich gewesen wären. Aber wenn Yolande alleine im Garten umherging, stieß er manchmal zu ihr. Der Garten war für sie freilich nur eine Grünanlage zum Spazierengehen. Für uns – und ich mochte den Mieter dafür, dass er das merkte – war der Garten etwas ganz anderes und ganz viel mehr.

Er aß mit uns zu Abend – auf Flaschenbier-Basis – und es blieb nicht bei einem Mal; und mehr als nur einmal waren wir und Yolande bei ihm in seinem Häuschen zum Abendessen. Beim ersten der vielen Male, die folgen sollten, konnten Chloe und ich nicht umhin, einen Blick zu wechseln, als wir sahen, wie gut das sanfte Gelb der Wohnzimmertapete unseres Mieters zu seinen schwarz gerahmten Radierungen und Mezzotintos* passte. Yolande bekam den Blickwechsel mit – und er verriet uns ihr gegenüber. Sie hielt uns unser Vergehen runderaus vor, als wir später zu Hause Kakao schlürfend ums Küchenfeuer saßen.

«Wann werdet ihr nur schlauer?!», seufzte sie. «Ihr wisst sehr gut, dass ihr dieses Häuschen selbst tapeziert habt.»

Wir blickten verschämt drein und gaben es zu.

«Gibt es hier keine armen, arbeitslosen Tapezierer? Ich frage mehr aus Sorge denn aus Ärger. Gibt es keine Maler in Elmhurst?»

Da fasste Chloe etwas Mut und sagte, wir hätten Spaß daran, das zu machen.«Die alte Rechtfertigung – also keine.», sagte Yolande, und stellte ihre Tasse auf dem breiten Kamingitter ab.

«Wie viele glorreiche Goldstücke hättet ihr beide in euren eigenen Berufen verdienen können, in der Zeit, die ihr gebraucht habt, dieses Haus zu herzurichten? Oh ja, ich habe gesehen, wie hervorragend ihr die Muster aufeinander abgestimmt habt und wie fein ihr mit diesen ganzen eigenartigen schwierigen Ecken umgegangen seid. Ihr seid unverbesserlich.»

«Das kommt von den Besitzungen.», sagte ich «Unser Besitz ist fordernd. Wir lieben ihn, und er macht sich unsere Zuneigung zunutze und lässt uns Dinge für ihn tun. Das ist, wie Dinge für das eigene Kind zu tun. Mütter mögen es, ihre Säuglinge selbst anzuziehen und zu waschen, und sie finden es keine Zeitverschwendung, Stunden damit zuzubringen – sogar, wenn sie vielleicht stattdessen Geld verdienen und ganze Heerscharen kompetenter professioneller Kinderpflegerinnen anstellen könnten. Was nun den eigenen Besitz betrifft –»

«Ja, ich weiß“, unterbrach mich Yolande. «Mein Besitz steckt in Truhen – soweit ich welchen habe – und ich liebe ihn um seiner selbst willen. Er hat keinen Anspruch auf meine Gefühle. Nehmt es mir nicht übel. Aber selbst, wenn ich Haus und Garten hätte, mitsamt den kleinen Häuschen und dem ganzen Rest –»

«Wenn Du einen Mann hättest», sagte Chloe, und blickte plötzlich von der glutroten Mitte des Feuers auf, in die sie hineingeblinzelt hatte, «würdest du ihm dann nicht die Knöpfe annähen und seine Socken stopfen wollen?»

«Niemals!», rief Yolande heftig. «Die kann man für einen Pfennig das Paar machen lassen und Männer sollten sich ihre eigenen Knöpfe annähen – »

Wir lachten.

«Er darf seine Aufmerksamkeit soweit zerstreuen, ja?»

«Ja, das ist gut für einen Mann, weil er es nie macht. Oder er macht es nie, weil es gut für ihn ist.»

«Entschuldige mal», sagte ich fest. «Ich selbst –»

«Ach, Du!» sagte sie. «Aber ich bin schläfrig und dumm – und ich werde nie heiraten und in der Küche am eigenen Kamin sitzen. Gute Nacht, Dornröschen.»

«Gute Nacht, böse Feen-Patin», sagte Chloe

Ich gab Yolande ihren Messing-Kerzenhalter, und kehrte zu meiner Frau an mein eigenes Feuer zurück.

Als wir ein wenig still dagesessen waren und dem behäbigen Ticken der großen Uhr zugehört hatten, sagte Chloe, während sie noch immer ins Feuer blinzelte:

«Das war ganz richtig, was du gesagt hast – über das, was man für seine eigenen –»

«Ja», sagte ich, «ich weiß.»

«Wie können Leute nur Pflegerinnen alles für ihre Kinder machen lassen?»

«Ja», sagte ich wieder, «wie können sie das nur?»

Ihre Wange lag da schon an meine Schulter gedrückt, ihr Gesicht in meinem Haar. So saßen wir noch einige Momente, schweigend: Zeit und Raum.

Dann hob sie plötzlich den Kopf und sagte: «Len, falls sie je heiratet, dann wird sie genauso dumm wie andere Leute.»

«Wahrscheinlich.», sagte ich.

«Ich frage mich, ob unser Mieter – »

«Natürlich bewundert er sie. Das tun wir doch alle –»

«Ja, aber –»

«Das ist absurd.», sagte ich mit einiger Hitzigkeit – für die ich keinen Grund nennen kann. «Sie kennt ihn ja kaum.»

«Das spielt keine Rolle.», sagte meine Frau da.

«Hast Du etwa vergessen...»

Ich hatte es nicht vergessen. Es ist uns beiden eine Freude, daran zurückzudenken wie wenige Male wir einander getroffen hatten, ehe wir es wussten – ganz sicher und ohne Fehl – und deshalb einander in die Arme rannten, im sicheren Vertrauen und im Wissen, dass dort für jeden von uns beiden das einzig mögliche Zuhause war.

«Aber andere Leute sind anders», sagte ich nach einer Weile.

«Nicht alle von ihnen – und auch nicht so sehr.», sagte Chloe, «Und ich glaube, er mag sie.»

«Unsinn!», sagte ich. «Und außerdem: Er ist nicht mal halbwegs gut genug für sie.»

«Ich wusste, du würdest das sagen!», rief sie und sprang auf. «Nein, ich sitze keine Minute mehr auf deinem Knie.» Sie machte sich daran, unsere Kerze anzuzünden.

«Ich wusste, dass du das sagen würdest – ist das nicht seltsam? Frauen freuen sich so bei dem Gedanken, dass ihre Freunde vielleicht bald glücklich sein werden. Aber Männer fühlen sich verletzt durch den bloßen Gedanken, dass ein Mädchen, das sie mögen, jemand anderen heiraten könnte.»

«Wie gierige Köter am Trog!»

«Das ist gar nicht der Drang zur Vielweiberei, meine Miezekatze», sagte ich. «Es ist nur so, dass Frauen an die Ehe glauben – und Männer nicht.»

«Glauben Sie nicht?», fragte sie, «Du auch nicht?!»

«Aber unsere Ehe ist ganz und gar nicht wie die anderer Leute. Oder meinst du etwa...?»

«Nicht? Oh, ich hoffe, schon. Es wäre mir gar nicht recht, zu denken, dass unsere die einzig richtige Ehe ist. Das kann natürlich nicht sein. Es muss haufenweise Leute geben, die einander so gern haben wie wir zwei. Meinst Du nicht? Und bald genauso glücklich.»

«Glaubst Du?» Sie hatte die Kerze angezündet, stand da und sah mich an, während ich mir die Stiefel auszog.

Ich stand strumpfsockig auf, und legte meinen Arm um sie: «Glaubst Du?», fragte ich nochmal.

«Nein.», sagte sie da, und begann, zu lächeln und mir sacht zuzublinzeln. «Ehrlich, ich fürchte, ich glaube das doch nicht.»

«Und ich auch nicht», sagte ich.

Kapitel 9 Männersport

Bis hierher habe ich wie ein geschwätziger Herrenhuthändler geschrieben. Ich habe keine einzige wirklich mannhafte Geschichte vorzubringen gehabt – nur Aufzeichnungen häuslichen Lebens, beinah überreich blumig ausgeschmückt mit dekorativen Details. Überlassen wir es einem ausgewiesenen Spezialisten der Psychologie, den Grund dafür zu suchen und – so er denn kann – zu finden. Was mich betrifft, so lassen Sie mich lediglich sagen: Hätte Chloe sie geschrieben, so wäre diese Erzählung eine ganz andere geworden. Chloe hätte sich, in strapaziöser Länge, über meine Begegnung mit dem Kohlenmann ausgelassen, der sich weigerte, die Säcke unsere Kellertreppe hinunterzutragen. Hätte er sich mit einer höflichen Weigerung zufriedengegeben, wären meine Sympathien, ich gebe es ja zu, auf seiner Seite gewesen – denn unsere Treppen sind mittelalterlich in ihrer kompromisslosen Unbequemlichkeit, ihrer sinnlosen Gefährlichkeit.

Aber der Kohlenmann ließ es nicht dabei bewenden, und als ich die Szene betrat, wies ihm Chloe, mit Tränen schierer Wut in den Augen und einer leisen und süßen Stimme – die immer dann am leisesten und am süßesten ist, wenn sie am wütendsten ist – gerade die Tür. Und er erklärte gerade, was er wohl für einer wäre, wenn er gehen würde, bevor er fertig wäre.

Also warf ich ihn raus. Chloe hätte ein Heldenepos daraus gemacht.

Ich glaube, tote Bäume herunterzuschneiden ist Männerarbeit – und das habe ich zweifellos getan. Und ich sägte die Stücke auf eine Länge, dass sie in den Holzkorb passten. Aber Chloe saß dabei immer auf dem Ast, um ihn ruhig zu halten, also kann Sägen nicht als reine Männerarbeit gelten. Kaninchenfangen klingt männlich genug, aber Chloe war da ebenfalls dabei – so mehr oder weniger.

Der Vorfall, der zur Kaninchenjagd führte, war hingegen ganz mein Auftritt, und ich gebe zu, dass ich in gewissem Maße stolz darauf bin. Meine Geistesgegenwart wie auch meine schauspielerischen Fähigkeiten waren gefordert, und in beiderlei Hinsicht war ich zufrieden mit mir.

Ich wanderte eines Abends durch den Obstgarten, schob mich durch Gras und Nesseln, und versuchte, mir einzuprägen, wie Apfelzweige wuchsen, damit ich es für die nächste Illustration des Hausgeists im Gedächtnis hätte. Der Oktobernebel trieb geisterhaft zwischen den Bäumen umher, und in den Geruch feuchter Erde mengten sich Noten von Traurigkeit, Bedauern und Erinnerungen. Im Frühling riecht die feuchte Erde nach Hoffnung, Freude und einer grünen Zukunft.

Ich war einige Momente in die Betrachtung des goldenen Pippinapfelbaums versunken vor dem Baum gestanden, und

war allmählich daran, sein knorriges Gesicht auswendig zu kennen, als ich ein Scharren und ein Quieken hörte und eine Stimme sagte: «Erwischt!»

Ich kam vorsichtig um meinen Baum herum: Auf der freien Fläche hinter dem Obstgarten haben wilde Kaninchen ihre Baue gegraben, und dort, um eines der Kaninchenlöcher herumgruppiert, befanden sich zwei Männer, drei Hunde, ein Junge und mehrere Frettchen – letztere in Säcken.

Ich war noch immer unentdeckt. Ich dachte nach: Wenn ich diesen Karnickeldieben zurief, sie sollten aufgeben, würden sie sich wahrscheinlich unter allen Umständen weigern, das zu tun. Und wirklich, warum sollten sie auch? Sie waren zu sechst, die Frettchen nicht mitgezählt, und ich war nur einer.

Darauf kam es an: Wenn ich nur drei gewesen wäre, oder wenigstens zwei Leute! Könnte ich nicht vielleicht zwei sein – oder vielleicht gar drei? Wie ließe sich das anstellen? Rechnen ist eine schwierige Wissenschaft. Ich dachte nochmal nach. Die Männer hatten das Kaninchen getötet, das Netz wieder über das Loch gespannt und ihre verschiedenen Posten an den Öffnungen der anderen Baue wieder aufgenommen.

Die Dämmerung zog rasch herauf. Ich kroch einige Meter weit weg. Dann rief ich, mit der größten Stimme, die ich hervorbringen konnte und mit heftig gerolltem R:

«George! Fred! Dickkie!», und mit einer leiseren Stimme, die, wie ich hoffte, so klang, als käme sie aus einiger Entfernung,

gab ich mir ein paar schrille «Ja, Sir!» zur Antwort – dann schlug ich mit meinem Stock auf das Buschwerk ein, und schrie, vorwärtsstürmend, mit der Stimme vom schottischen Gärtner meines Onkels: «Hey, Kerls, macht ma los! Wir ham die Malefitz erwischt!»

Wenn einer der Kerle Schotte gewesen wäre – aber nein, das waren alles Grobiane vom guten Bedforder Schlag. Als ich mich Ihnen näherte und schrie: «Kommt, Kerle, kommt!», flohen die Spitzbuben hemmungslos, ihren Jungen und ihre Hunde im Schlepptau – und ließen mir so, als Siegespreis: 15 Kanninchenfangnetze, fünf Frettchen im Sack und eines im Bau. Letzteres kam bald darauf heraus, kriechend wie eine gelbe Schlange, und sah sich mit leuchtenden Augen und ruhelos bewegtem Kopf nach seinem Herrchen um. Ich fing es ein, sammelte die Netze und die Frettchen im Sack ein, und kehrte kichernd zu Chloe zurück.

Ein alltbekannter Trick, aber ein guter – ein Relikt aus alten Schmuggler-Tagen, die Strategie eines Präventionspolizisten. Die Idee kann ich mir nicht ans Revers heften, aber ich denke, ich habe die Stimmen gut hingekriegt.

Das alles gehört zur Vorgeschichte unserer Kaninchenjagd. Wir brachten unsere Frettchen im Stall unter und hängten die Fangnetze in der Küche auf.

Und dann war es Jim, der eines Samstagnachmittags, als die Oktobersonne auf die kupferroten Blätter unserer Buchen

brannte und die kleinen zitternden Herzen vergoldete, die von der Weißbirke herabgingen, vorschlug, dass wir «ein bisschen Sport veranstalten» sollten. Bates wurde dazu eingeladen; das war, wie Yolande sagte, einfach sein gutes Recht als Frettchen vom Dienst. Unser Mieter kam mit ihm.

Yolande lehnte es ab, sich dem vergnügten Tross anzuschließen.

«Ich finde, das ist grausam.», sagte sie knapp.

«Aber du isst Kaninchenpastete», wandte Chloe ein.

«Ja, und ich esse auch Hammelkoteletts. Aber ich bin kein Metzger.»

«Es ist ein sehr spannender Sport.» sagte unser Mieter,

«Und wahrscheinlich werden wir gar nichts fangen.»

«Macht das euren Sport dann nicht erst recht zu einem Unterfangen, das ebenso dumm in der Praxis wie grausam in der Zielsetzung ist?»

«Kommen Sie doch trotzdem!», sagte er. «Sie können in Ihrem Lieblingsapfelbaum sitzen mit einem Band Erbauungsliteratur und uns durch Ihre Anwesenheit und Ihre Missbilligung anfeuern.» So ließ sich Yolande denn auf dem niedrigen, gegabelten Ast des Apfelbaums mit einem Ruskin-Band nieder. «Weiter Richtung Erbauungsliteratur geht es bei mir nicht.», erklärte sie unserem Mieter. – Aber sie saß mit dem Rücken zum Schauplatz unseres Sports und weigerte sich, sich auch nur umzudrehen und uns anzusehen.

Chloe war, entgegen aller meiner Warnungen, begierig darauf aus, mitzuhelfen. Sie war geschickter als wir alle darin, die Netze über die Löcher zu spannen, und sie handhabte die Frettchen ganz wunderbar und mit viel Liebe, was daher kam, dass sie sie liebten – und das kam daher, dass sie sie immer fütterte.

Wir hatten keine Gewehre und keine Hunde; ich hatte ein schlechtes Gefühl und fühlte mich nicht so recht als Sportler. Schließlich war alles bereit, und jeder von uns kauerte sich vor das ihm zugewiesene Kaninchenloch. Ich schickte das schönste Frettchen hinein, es verschwand, und wir warteten schweigend auf das Ergebnis. Dann und wann senkten wir unsere Köpfe, um auf irgendein Anzeichen davon zu lauschen, was unter der Erde vor sich gehen mochte – ziemlich professionell machten wir das, als wären wir echte Fallensteller. Und nichts, überhaupt nichts schien zu passieren. Wir bekamen langsam Krämpfe und tauschten unsere Positionen. Yolande hörte die Bewegung und rief beleidigend triumphierend:

«Was erwischt?!»; wütend sagten wir alle «Psscht!», und die zermürende Arbeit des Horchens begann von Neuem. Dann plötzlich, als die Hoffnung schon in jeder Brust erloschen war, gab es Geraschel unter der Erde, eiliges Getrappel, einen bemitleidenswerten kleinen Schrei aus Schreck und Angst, und ein kleines, fettes Kaninchen schoss aus der Erde in das Netz über dem Loch, über das Chloe wachte. Im nächsten Augen-

blick hatte sie es im Arm. Seine Füße waren im Netz verfangen, aber als sie es hielt, hörte es auf, dagegen anzukämpfen, und lag wie gelähmt an ihrem Körper.

«Lassen Sie's mich töten, Fräulein», sagte Bates.

«Oder möchten Sie selbst vielleicht?», fragte Jim freundlich. «Das war ihr Kaninchen, das wa's wirklich! Sie halten's einfach an den Löffeln hoch und knallen ihm einen ordentlichen Schlag seitlich am Kopf hin, mit der Handkante, so –»

Aber Chloe war davongelaufen, das Kaninchen noch immer fest umklammert, und ließ uns allein hilflose Blicke tauschen.

«Frauen taugen nichts beim Sport», sagte Bates gedankenschwer.

«Das liegt an ihrem zarten Gemüt. Gott segne sie dafür.»

«Fräulein wird's im Garten laufen lassen, würd' mich nicht wundern», sagte Jim betrübt.

«Das nächste Mal klappt's besser!», sagte unser Mieter fröhlich.

Ich ließ sie dort zurück, das Frettchen wieder einfangen und den nächsten Feldzug planen. Ich fand Chloe im Weißen Salon am Feuer sitzen, wo sie das Kaninchen streichelte, das keuchend und ganz erbärmlich auf ihrem Knie lag.

«Na, Spielverderberin?», sagte ich.

«Oh Len, wie konntest du nur – wie konntest du mich nur lassen? Du wusstest doch, wie es werden würde. Ach, hast du

es schreien gehört? Das war wie ein kleines, kleines Baby, dem jemand was tut! Geh nicht wieder zu ihnen, versprich mir, dass du nie, nie wieder Kaninchen jagst.»

Ich zuckte die Schultern.

«Ich hab dir gesagt, es wird dir nicht gefallen.»

«Ich weiß, aber du hättest mich zusammenschlagen und einsperren sollen, ehe du mich mitgehen lässt. Ich hatte keine Ahnung – armes, armes Hoppelchen! Ich hatte ja keine Ahnung!»

«Was hast du jetzt damit vor?»

«Es behalten, natürlich.», sagte sie und schlug die Augen auf.

«Wäre es nicht glücklicher, wenn wir es im Obstgarten laufen ließen?

«Damit irgendein anderes Frettchen auf es losgeht? Niemals. Denk dir: Um dein Leben zu laufen mit einem langen, kriechenden Horrorgeschöpf hinter dir, in schwarzer Finsternis, nichts als grausame Klauen und Zähne – und dann, gerade wenn du denkst, du bist in Sicherheit, und die helle, grüne Welt schon sehen kannst, wo du wegrennen und dich verstecken könntest, läufst du eilens in ein Netz und wirst totgeschlagen. Du musst die Frettchen weggeben! Du musst!»

«Das duld' ich nicht!»

Ich zuckte nochmal mit den Schultern: «Wie auch immer:

Das Kaninchen stirbt langsam in deinen Armen. Der weiß noch gar nicht, wie gut er's hat.»

Ich holte einen Korb und ein paar Kohlblätter. Wir sperrten das Kaninchen darin ein, und sahen ihm durch die Ritzen des Korbes zu, bis wir merkten, dass es sich genug erholt hatte, um ein wenig zu knabbern.

«Nun», sagte sie «Wenn ich dir auch nur das kleinste bisschen was Wert bin, dann gehst du jetzt zu diesen scheußlichen Leuten und sagst ihnen, dass sie aufhören sollen. Yolande hatte ganz recht. Das hat sie ja fast immer.»

Ich räumte ein, dass Yolande in diesem Fall auf der richtigen Seite gestanden hatte.

«Und bring diese scheußlichen Frettchen nicht wieder mit. Ich will die nie wieder sehen.»

«Aber was soll ich mit denen machen?

«Mir egal», sagte Chloe, beinahe mit einem Schluchzer, «irgendwas – verschenk sie, ertränk sie, erwürg sie.»

«Oh, Chloe! Chloe!», sagte ich. «Deine eigenen kleinen Frettchen, die dir aus der Hand gefressen und sich um deinen Hals gelegt haben? Ertränken? Erwürgen? Niemals! Ich inseriere sie im *Vermischten Flohmarkt*, einzutauschen gegen einen Goldfisch oder irgendwas Nützliches, und Bates soll sie halten und behalten, bis ich einen Abnehmer gefunden habe.»

«In Ordnung», sagte sie ungeduldig. «Jetzt geh nur zu. Geh! Oder sie werden inzwischen noch eins totgemacht haben.»

Sie hatten drei erlegt. Ihre geschmeidigen, flauschig weichen Körper lagen Seit an Seit auf der braunen Erde, und sogar als ich den Ort des Geschehens betrat, gab es ein weiteres Getöse, einen Schrei – ich dachte an Chloe, und mir war es zuwider, ihn zu hören – und im nächsten Moment erhob sich Yolande – ja, Yolande höchstpersönlich – aus ihrer Stellung neben einem Loch, und in ihren Armen zappelte ein lebendiges Kaninchen in den Maschen des Netzes. «Hier», sagte sie, löste seine Pfoten behutsam aus dem Netz, und hielt es sanft an der Spitze der Löffel in die Höhe. «Töte du es, Jim, ich glaube, du machst das schneller als die anderen. Und das macht vier.» Sie wandte dem Henker den Rücken zu und sah mir in die Augen.

«Yolande», rief ich. «Dieser grausame Sport – !»

«Das ist eigentlich nicht grausam», protestierte sie, «und es ist sehr spannend. Ich möchte selber lieber auch so sterben, als langsam zu verhungern, wenn ich zu alt werde, mir essen holen zu gehen. So enden Wildtiere doch, nicht wahr, wenn wir sie nicht essen?»

Sie schaute beinahe kläglich bittend zwischen mir und dem Mieter hin und her. Der sagte: «Das stimmt.», und ich wusste, sie sagte die Argumente her, die er gebraucht hatte, um sie von

ihrem Apfelbaum herunterzulocken, und dazu zu bewegen, mit von der Partie zu sein.

«Es tut mir sehr leid», sagte ich, «aber die Jagd ist jetzt vorbei. Meine Frau verfügt eine Schonzeit für die Kaninchen und verbannt die Frettchen. Bates, ich wünschte, Sie würden sie wegkarren und sie irgendwie loswerden.»

Die Jagdpartie tauschte verständnislose Blicke. Yolandes blieb der einzige Kommentar:

«Na!», sagte sie.

Jim und Bates sammelten schweigend die Frettchen ein – ein Schweigen, wie ich wusste, voller verächtlicher Gedanken über die Dummheit der Frau.

Yolande und der Mieter standen noch einen Augenblick beieinander und redeten, bevor sie zusammen davongingen, und ich hörte ihn fragen, warum sie nicht ihr Rad nehmen und mit ihm ausfahren würde, um weitere Jagden zu sehen – nicht mal hundert Kilometer weg.

«Ich glaube nicht, dass ich es gutheiße», sagte Yolande.

«Nicht, wenn ich kühl und sortiert und richtig klar im Kopf bin...»

«Aber Sie werden nicht kühl und gefasst sein, wenn sie den ersten Hasen hochkommen sehen. Sie werden ganz wild vor Aufregung – Sie werden alles andere vergessen.»

«Ich weiß nicht recht, ob ich das will.»

«Ja doch, das tun sie; sie wollen doch kein nervöses Temperament entwickeln. Wenn Sie keinen Sport mögen – na ja, einfache Sache, und die Hälfte der besten Frauen mag auch keinen. Wenn Sie doch Sport mögen – na ja, dann mögen sie ihn eben – und die andere Hälfte der besten Frauen mag ihn ebenfalls. Mehr ist nicht dabei. Und Sie mögen Sport. Schauen Sie, wenn ich für Dienstag einen Mann finde, der meine Arbeit übernimmt, dann könnten wir früh los – sagen wir, gegen neun. Sagen Sie bitte, Sie kommen!»

Ich hörte nicht, was sie sagte, denn die beiden waren den Pfad hinuntergeschlendert, der zum Haussee führte, und als ich sie das nächste mal sah, machten sie sich an dem lecken Stechkahn unter dem Mittelbogen der alten Brücke zu schaffen. Yolande in ihrem blauen Kleid und Fuchspelz stand einige Zentimeter tief im Wasser und hing an der schlammigen Stange des Stechkahns, der Mieter gab Anweisungen.

Yolande! Ich zuckte zum dritten Mal an diesem Tag die Schultern und ging hinein zu meiner Frau. Sie saß am Feuer in dem Birkenschaukelstuhl und sang leise vor sich hin. Das Lied klang wie: «Fuchs, du hast den Has' gestohlen...» –

«Bye, Baby Bunting*»

Ich glaube, es kam ihr wegen des Kaninchens in den Kopf. Ich wurde dieses Kaninchen nie leid. In drei Tagen war es völlig zahm, binnen einer Woche spielte es mit den Katzen, machte auf dem Herdvorleger Männchen und putzte sich un-

bekümmert. Nach ein paar Wochen floppte es Chloe nach, drinnen wie draußen, treppauf, treppab, wie ein klein geratenes und sehr plumptes Känguru. Wenn die Katzen beim Spielen gar zu katzenhaft wurden, drehte sich das Kaninchen weg und benutzte seine tödliche Hinterpfote. Das lernten sie alsbald zu respektieren, und das Kaninchen war Herr des Herdvorlegers.

Yolande ging sich die Hetzjagd anschauen, glaube ich, aber sie sprach nie mit Chloe darüber. Und sie hörte sich Tiger geschichten unseres Vermieters an – mehr weniger überzeugende Geschichten als eine Girton-Absolventin eigentlich ertragen konnte, wie ich fand. Sie lernte auch Rosenschneiden, und machte das ohne Handschuhe. Ich sah all dem mit einem Anfall heißer Empörung zu, den ich – sogar vor Chloe, und vor ihr noch am meisten – verbarg. Der Mieter ist ein Mann des Gedankens – aber ich hörte ihn nie von etwas anderem als dem Konkreten, dem Sichtbaren, mit Yolande reden. Ich hatte den Verdacht, dass er sie ein wenig für eine verzoogene Musterschülerin hielt, und dass er sich tatsächlich getraute, sie «umbilden» zu wollen; diese Kühnheit nahm mir den Atem. Aber Yolande ließ es sich gerne geschehen und schien mühelos frei zu atmen.

Den verächtlichen Hinweis meiner Frau damals nach jener ersten Abendgesellschaft im Häuschen des Mieters im Hinterkopf behaltend, sah ich strikt geradeaus vor mich und pflegte ein Gebaren, als sähe ich nichts.

Manchmal fragte ich mich, ob Yolande glaubte, wir sähen nichts, oder ob sie wusste, dass wir etwas sahen, es ihr aber nichts ausmachte, oder ob sie gar tatsächlich glaubte, da wäre nichts zu sehen.

Sie hatte es so eingerichtet, dass sie – wie gewöhnlich – drei vorbildliche junge Menschen persönlich auf einer Winterreise zu den Kunstschatzen Italiens führen würde, und ihre Abreise war für die Woche nach Weihnachten angesetzt. Sie hatte einige Privatschüler, und fuhr zwei, drei mal die Woche hinauf, um sich mit ihnen herumzuschlagen, aber größtenteils war sie bei uns. Und ich war froh, sie da zu haben: Erstens, weil sie immer ein erfreulicher Anblick für müde Augen ist, und zweitens, weil ich weder meine vom Geist inspirierte Zeichnerie aufgeben noch – aus Gründen, die ich nicht einmal dingfest machen kann – Chloe bereits jetzt sagen wollte, dass es nicht Yolande, sondern ich selbst gewesen war, der an ihren Zeichnungen herumgemacht hatte.

Meine eigene Arbeit – meine Schriftstellerei – wurde weniger und weniger wichtig für mich – nur die *Wilde Wochenschau* forderte noch mit dem Recht alter Gewohnheit regelmäßig meinen Dienst.

Die eigenartige Wandlung, deren erste Wehen ich gespürt hatte, als wir neu ins Rote Haus gekommen waren, hatte in Chloe und mir gewirkt, sodass es nun dahin gekommen war, dass das Haus auffallend ordentlich, Chloes Schränke, Kästen

und Kommoden dagegen in wildester Unordnung waren.

«Ich weiß.», sagte sie eines Tages, als ich eine Schublade öffnete und sie schweigend mit einer aufgequollenen Masse aus Spitze und Bändern, Hand- und Halstüchern, Schals und Perlenketten, Briefen, Krägen, Armbändern, bronzierten Nägeln und dem lang vermissten Hammer konfrontierte, die alle schier unentwirrbar mit dem Knäuel Zwirn verwurstelt waren «Ich weiß. Weißt du, es ist so wichtig, das Haus in Ordnung zu halten – und ich räume ja schon auf.»

«Ja, tust du, tatsächlich. » sagte ich, währenddessen ich das Taschenmesser vom Schubladenboden empor fischte, das ich seit Dienstag letzter Woche vermisst hatte.

«Oh, es tut mir echt leid – aber ich vergesse einfach so schnell, wo die Dinge sind.

«Nun, ich nicht. Ich räume nie auf, aber ich weiß immer, wo meine Stifte sind, und ich bin mir nie unsicher, wo ich den Radiergummi hin tue.

«Was willst du denn überhaupt mit dem Radiergummi?», fragte Chloe, und ich zitterte um mein Geheimnis.

«Ich dachte, weil du's nie weißt.», sagte ich schwach. «Vielleicht», sagte sie, «wenn Du hin und wieder ein bisschen aufräumst, dann könnte ich die Sachen innendrin eher in Ordnung halten. Lass uns jetzt mal groß reinemachen, genau jetzt, in diesem Moment, und dann versuch ich's *aber wirklich*

mal! Ich muss lernen, ordentlich zu sein, Len – bevor ich zu alt bin, noch irgendwas zu lernen.»

Wir veranstalteten also ein Großreinemachen, angefangen mit der Eckschublade. Als alles sauber und ordentlich war – die Tücher zusammengefaltet, die Bänder aufgerollt, die Taschentücher wieder im antiken Taschentuchetui – probierte ich die andere Schublade. Sie war abgeschlossen.

«Oh, da drin ist's ordentlich.», versicherte sie mir hastig.

«Was ist denn da drin?», fragte ich, ohne mir etwas zu denken.

«Och, nicht viel. Nur kleine Sachen. Ich zeig dir das irgendwann, wenn wir nichts Besseres zu tun haben, als freundlich zueinander zu sein. Jetzt gehen wir und räumen die Beistellschränke und den ganzen Rest aus.»

Das machten wir. Wir fanden viele Dinge: den verlorenen Korkenzieher und den Stiefelknöpfer* und unsere Ausgabe vom *Neunzehnten Jahrhundert**, das uns verloren gegangen war.

Wir brauchten den ganzen Tag dazu, und als das Ganze fertig war, hatte fast alles einen Platz und alles, was einen Platz hatte, war auch auf seinem Platz.

Der übrige Rest dräute scheußlich auf einem Tablett im Flur: komische Pfröpfe, die nirgends passten, Schrauben, Messergriffe, Gardinenringe – der ganze Unrat, der keinen bestimm-

ten Platz hat, bei dem man es aber auch nicht über sich bringt, ihn wegzuwerfen. Wir sahen ihn verzweifelt an. Dann packte ich das Tablett.

«Komm, mein Augenstern!», rief ich jubilierend: «Es gibt nur eins, was wir jetzt brauchen – eine Rumpelkammer!»

Wir tollten vergnügt ins Dachgeschoss des Hauses hinauf, ich mit dem Tablett, und Chloe mit der kupfernen Kohlschaufel, deren kaputten Stil wir einmal richten lassen wollten, wenn wir es uns leisten konnten.

Wir suchten einen schön großen Raum aus, einen der vielen ungenutzten, öffneten die Fensterläden, und ließen unsere Schätze auf den Boden fallen. Unsere alte Neigung, einen Raum auf Kosten eines anderen schön einzurichten, packte uns unwiderstehlich, und wir fielen über das Haus her und trugen alles in die Rumpelkammer, was wir möglicherweise nicht mehr wollen könnten.

Das Haus sah sehr kahl aus, als wir fertig waren, und noch Wochen später kam es immer wieder soweit, dass ich auf der Suche nach irgendetwas Benötigtem dort hinauf zog, das der eine von uns brauchte, der andere aber als «Müll» konfisziert hatte – aber auf jeden Fall hatten wir eine höchst beeindruckende Rumpelkammer.

«Und ab jetzt», sagte meine Frau und sah sich voller Stolz darin um, «wird Aufräumen die reinste Freude sein.»

Yolande war streng wie eh und je als sie von ihrem Fußballspiel am Rectory-Field zurückkam, das sie sich angeschaut hatte, und uns beide, sehr schmutzig und sehr glücklich, auf den Treppenstufen ausruhend vorfand.

«Die lieben Kinder im Wald», sagte sie,

«haben sie wohl ein schönes neues Spiel erfunden, auf das sie ihre Zeit verschwenden können?»

«Ich würde meine Zeit ja lieber auf Spiele verschwenden, die ich selber spiele als, auf solche, bei denen ich nur zuschauen kann.», sagte ich streng. «Setz dich, hier gibt's genug Stufen.»

«Dankeschön. Was die Spiele angeht, c'est selon, dem ist wohl so.», sagte sie, während sie ihren Pelz ablegte.

«Übrigens, bevor ich wieder in südliche Gefilde entschwinde, würde ich doch gerne Rechenschaft über meine Sachwalterinnen-Tätigkeit ablegen. Ich schreib das auf. Geb mir mal jemand einen Bleistift und die Rückseite von einem Umschlag.»

Sie schrieb einige Zeit ganz geschäftig, dann gab sie Chloe den Zettel, die ihn in ihre kleine, verschmierte Hand nahm, und laut vorlas:

Erfolge und Misserfolge einer Amateur-Verwalterin

- *Ein gutes Dienstmädchen dazu bewegt, ihre Stellung zu behalten, durch die Erlaubnis, dass sie ihren Mann neben der Arbeit (be-)halten kann*
- *Ein Landhäuschen vermietet an ein Frettchen zu 15 Pfund im Jahr.*
- *Die Prosser-Ratte rauswerfen lassen*
- *Weiteres Landhäuschen zu 35 vermietet*
- *Einfärben eines Obstdiebs (Misserfolg)*
- *Vermietung des Gartens und Obstgartens an einen Berufsgärtner für 20 im Jahr, sowie Obst und Gemüse nach Bedarf.*

«Yolande, das hast du nie im Leben!»

Sie stand auf und verneigte sich: «Lies weiter!», und Chloe, die sich nur kurz Zeit nahm, Yolande zu umarmen, fuhr fort:

Vermietung des kleinen Häuschens an Vorarbeiter des Gärtners für 20 im Jahr.

«Oh Yolande, das ist einfach zu viel! Du bist wirklich ein Genie! Und nur ein Misserfolg!»

«Und das war noch ein halber Erfolg!», sagte ich.

«Ach Yolande, was für eine herrliche Sammlung wunderschöner Sachen, die deine Finger da fertiggebracht haben, indem Du sie in unsere Angelegenheiten gesteckt hast. Und doch hast du gesagt, du würdest niemals mehr deine Nase in

andere Angelegenheiten stecken.»

«Ich kann eben nicht anders.», flehte sie. «Ich bin geboren dazu. Gib mir mal noch einen Umschlag – nein, keinen mit so vielen Marken – und ich mache eine kurze Abrechnung.»

Sie kritzelte erneut. Dies schrieb sie:

<i>Aus Miete eines Frettchens:</i>	<i>15 Pfund</i>
<i>1 Miete großes Landhäuschen</i>	<i>35</i>
<i>1 " " kleines " –</i>	<i>17</i>
<i>1 Garten</i>	<i>20</i>
<i>1 Onkel, verstorben</i>	<i>200 Pfund</i>

<i>Geschichten, Produktion und Preis geschätzt</i>	
<i>anhand der letzten 6 Monate:</i>	<i>160 Pfund</i>
<i>Illustrationen (letzte 3 Monate):</i>	<i>187</i>
<u><i>Summe:</i></u>	<u><i>634 Pfund</i></u>

«Das ist euer Jahreseinkommen. Wenn das mal nicht hoch ist?!», fragte sie, und warf uns aus blitzenden Augen einen triumphierenden Blick zu.

Wir hatten ziemlich gut gewusst, dass unser Einkommen allmählich stieg, dass wir, wie Chloe sagte, nicht mehr jeden Pfennig einzeln umdrehen mussten. Wir hatten Yolande voll Freude den Betrag jedes Schecks gesagt, den wir bekommen hatten. Aber wir hatten nicht Buch geführt. Sie schon.

«Du sollst den Band mit Beardsley- Illustrationen* zu Weihnachten kriegen», sagte meine Frau. «Und Yolande soll eine goldene Hufeisen-Brosche mit Türkisen haben, wie sie einer Sportsfrau gut ansteht.»

«Aber nicht einer Gutsverwalterin und Maklerin.», sagte Yolande.

«Egal. Du sollst einen offenen Armreif bekommen, mit zwei Herzen dran, unseren nämlich, und einer Inschrift darin, die dir überall jede erdenkliche Stellung verschaffen würde. Und Chloe bekommt –» Ich hielt inne.

«Was denn, Len?»

«Ein wirklich sehr schönes Geschenk. Etwas, von dem wir nie gedacht haben, dass wir es mal haben würden. Nein, ich erzähle es dir nicht. Das soll eine Überraschung werden.»

Yolande hatte ihren Schleier abgenommen, ihn sorgfältig zusammengefaltet und drei kleine Nadeln mit Türkisen an den Spitzen hindurchgesteckt. Nun sagte sie:

«Ich glaube allmählich, Überraschungen sind die besten Dinge im Leben. Besonders, wenn man *sich selbst* überrascht.»

«Hast Du dich denn in letzter Zeit selbst überrascht?», fragte Chloe, indem sie das Kaninchen an den Ohren hochnahm.

Es war ihr nachgegangen, wie üblich. – «Sehr sogar.»

Ich hielt den Atem an. Sogar die Zigarette zitterte mir zwischen meinen schmutzigen Fingern.

Konnte es denn sein, dass dieser Mieter Yolande schon jetzt gelehrt hatte, über sich selbst überrascht zu sein? Ich tat einen Seufzer der Erleichterung, als sie fortfuhr:

«Ich bin absolut bass erstaunt – und verzaubert natürlich auch – von meiner eigenen Schlauheit. Aber all das ist ein Schwanengesang: Ich werde meine Nase in irgendwelche Angelegenheiten zu stecken haben – im Guten wie im Schlechten. Meine Karriere als Nutzbringerin ist beendet. Nunmehr werde ich ein angegrautes Hutzelnweib sein: keine einzige Angelegenheit soll besser oder schlechter sein wegen mir. Ich werde junge Gänse züchten. Denkt meiner Worte! Ich bin aufgestiegen wie ein Komet, und wie ein Stein falle ich plump zu Boden – wenn ich nicht schon gefallen bin.» Sie hatte ihren Hut abgenommen, und drehte den blauen Samt und den Pelz in ihren Händen.

«Mein ist für wahr ein dunkles und schreckliches Schicksal.», sagte sie, und lächelte uns strahlend an. Dann ging sie ohne ein weiteres Wort.

Chloe seufzte, aber nicht traurig: «Die arme Yolande, die liebe! Ich glaub wirklich, sie weiß gar nicht so recht, was mit ihr los ist.»

«Und was ist los?», fragte ich.

«Diagnostiziere mal selbst.»–

«Deine Diagnose lautet?»

Schweigen.

«Was ist los mit ihr?»

«Oh, nichts – Len!» – «Na?»

«Ich glaube, ich freue mich.»

«Worüber?»– «Für sie.»

«Was ist mit ihr?»

«Oh, sei nicht so nervig!»–

«Was, versagen dir die Worte in der Krise? Meine fließen wie ein Sturzbach.»

«Nein, lass! Du weißt, was ich meine.»

«Ich verstehe das so, dass du froh bist, *Othellos* Besessenheit* los zu haben. Du bist froh, dass deine Freundin ihre Lieblingsbeschäftigung aufgegeben hat, und nie mehr in anderer Leute Angelegenheiten mitmischen wird.»

«Gierige Köter am Trog.», sagte Chloe.

«Nein.», sagte ich eifrig. «Ich bin mir fast sicher, dass es mir nicht gar so sehr leid tut.» – «Weshalb denn...?»

«Um sie, ihretwegen.»

«Warum sollte es denn?»

«Denn ich sehe», sagte ich, «was du willst, dass ich sehen soll: ob sie's nun weiß oder nicht, sie wird bald ihre eigenen Angelegenheiten im Haus haben, um die sie sich kümmern muss.»

«Ja.», sagte Chloe. «Dann wird sie das alles verstehen.»

«Ja.», sagte ich, «Man versteht eine ganze Menge, wenn es erst einmal soweit ist, dass man hinter der eigenen Haustür kehrt.»

Kapitel 10 Die Belagerer

«Uahh-ghrr!», bemerkte ich, als wir uns zum Frühstück setzten.

«Ich glaube, es ist so.», sagte Chloe, und tat dabei, als würde sie zittern. «Die Hutschachtel war wärmer, sicherlich, aber nicht viel. Warum machen die Leute einen solchen Wirbel darum, dass ihnen zu warm oder zu kalt ist? Ist es nicht merkwürdig, dass wir nie diese große Wahrheit entdeckt haben – dass es einem im Winter eben kalt und im Sommer warm sein muss? Und wenn einem schon kalt sein muss, wie viel wärmer ist einem dann, wenn man es hier kalt hat statt in der Hutschachtel.»

«Du meinst, dass ein großer Besitz dir die Herzmuscheln wärmt.», sagte ich. «Das kommt daher, weil du nichts als Seele bist. Was mich betrifft, muss ich mir die Hände am Teewärmer wärmen, bevor ich Lust auf die Eier habe.»

Der Weiße Salon – mit seinen dunkel getäfelten Wänden, seinen olivgrünen Vorhängen, seinem funkelnden Messing und Silber – an dem nichts Weißes war als die Decke und das

Tischtuch, war ein herrliches Bild eines Frühstücksraums. Chloes weites, türkisfarbenes Kleid mit dem braunen Pelzbesatz stand ihr nur zu gut. Das sagte ich ihr.

«Aber deine Nasenspitze ist ziemlich rosa.», sagte ich,

«Sie war ziemlich weiß – vor Wut, glaube ich – als du damals wegen meines Rasierpinsels so auf mich losgegangen bist. Weißt du noch? Und dann kam der Brief, in dem das Rote Haus und all unser Wohlstand steckte. Du trugst an dem Tag etwas aus Musselin...»

Sie zitterte – diesmal beinahe im Ernst – und schenkte den Kaffee aus.

«Rede nicht von Musselin.», sagte sie. «Schau, ist das nicht ein Märchenland? Nur, dass es einem ein bisschen schwer fällt, zu glauben, dass unser grüner Garten sich nur schlafen gelegt hat und nächstes Frühjahr schon wieder erwachen möchte.»

Ein zarter Schneeschleier lag nun über unserem grünen Garten, auf dem Reetdach des alten Sommerhauses und auf dem Zifferblatt der Sonnenuhr, deren sentimentaler Sinnspruch meine Frau zu dem Entschluss gebracht hatte, mich zu dem Entschluss zu bringen, zu beschließen, im Roten Haus zu leben.

Der Schnee lag als Tüchchen, wie Baumwolle in den flachen Wipfeln der Zedern; die Efeu-Ranken um die Fenster, die Kletterpflanzen auf den alten Rundbögen und die Blätter der Bux-

baumhecke: all ihre Umrisse zeichneten sich scharf weiß ab.

«Das ist schon ein bisschen was anderes.» sagte ich.

«Dieser Tag, an dem du Mu – schon gut, ich lasse es – anhat-
test, und wir Schellfisch zum Frühstück hatten, und dann der
Brief kam... Übrigens, meine Hände sind jetzt warm genug, um
Briefe aufzumachen.»

Es waren nur zwei: Einer war eine Rechnung für Dachre-
paraturen – jenes Dach, nun schneebedeckt, auf dem wir eines
warmen, feuchten Morgens mit Besen und Kehrblech eine Flut
bekämpft hatten; es war dies eine Rechnung, die mich nicht
aus der Ruhe brachte, denn ich war mit diesem Dach vertraut
– kein Schlosser auf Erden konnte es dauerhaft reparieren. Der
andere Brief war maschinengeschrieben – und das von eini-
germaßen unerfahrener Hand. Er las sich so:

Junior Antiquarische Gesellschaft und Waidmanns-
Verein Blackhealth

Sehr geehrter Herr%,

im letztm Treffen der oben genannten Gesellschaft
kamen wir überein, dass eine Exkursion abgehalten
werden sollte am 20. Dez., wo die Gesellschaft sich zum
Zill gesetzt hat, die interessante Kirche von X
Elmhorst, und den Palast, den sie King G John's nennen,
zu besichtigen.

Unser Präsident, Hr% Albert Johns, Mbab, hat Erlaub-
nis und der Rest von uns auch erhalten, an dem Tag

weg zufahren.

Wir erlauben uns zu fragen, €, ob Sie den Mitglideern
der Gesellschaft erlauben würden, über Ihr Gelände
zu gehen und, von aussen natürlich, ihr schönes Haus zu
betrachten, daß, wie sie sicher wiesen, von großem
historischen Inter-esse ist, da es schon seit
einiger Zeit ½ ist. Wir sind und sicher, dass war die 7/
Resifenz von dem berühmten ehm –
Siewissenschonn_wem.war. Wir hoffen, dass wenn der
Frost ählt, Sie nix dagegn haben werden, wenn wir auf
Ihrm Haus See Schlietschuh laufen werden.

So bleibe ich ver..., werter Herr,
mit freundlichen Grüßen, Ihr
Edward Turnbull, hoher Sekräter

P&S.: Bitt schon entschuldigen Sie Feler, wir haben
noch nich die Schriebmaschine richtig benutzen
gelernt.

So lautete der Brief. Die offensichtlicheren Rechtschreibfehler
waren sorgsam mit blauem Farbstift korrigiert, aber nichts-
destoweniger war das ein bemerkenswertes Schriftstück.

Chloe las es und knabberte dabei geistesabwesend an ihrem
Buttertoast.«Verrückt?», fragte sie ruhig.

«Ich weiß nicht, der Brief verwendet sehr übliche Formu-
lierungen – außer an ein, zwei auffälligen Stellen.

Aber ist es möglich, dass eine echte <Gesellschaft> so einen Trampel als Schreibmaschienenkraft beschäftigt?»

«Der Brief ist nicht unterschrieben. Der Name des Sekretärs ist getippt, genau wie der Rest.»

«Ich kannte mal eine Schlafmütze namens Turnbull», überlegte ich, «aber ich dachte, der wäre bei einer Bank untergekommen, irgendwo in Kent, Tonbridge oder Dartford, oder so. Der hat immer mit Bronze-Abreibungen und Daten und archäologischen Langweilern rumgetan...»

«Ich nehme an, das ist genau der», sagte sie gleichgültig.

«Aber wir wollen nicht, dass uns diese scheußliche Gesellschaft hier stören kommt, oder? Schreib und sag ihm, es gibt nichts zu sehen, und dass hier niemand Wichtiges gelebt hat, ehe wir hier eingezogen sind.»

«Ich weiß nicht recht. Ich wünschte, ich könnte sicher sein. Blackheath scheint ein unwahrscheinlicher Ort für sowas: Wenn's Woolwitsch wäre, na, *da* summt's und brummt's nur so von Besserungsvereinen* – aber ich denke irgendwie, das ist ein Arbeiterverein. Wenn die armen Teufel einen freien Tag zur Verfügung haben und es sie ernsthaft interessiert – oder sie meinen, dass es sie interessieren würde – scheint es mir ein bisschen schweinisch, sie nicht zu lassen, oder? Wir können ja vom Fenster des Brotspeichers aus Wache halten und aufpassen, dass sie nichts anstellen. Sie wollen das Haus ja nur <von außen> anschauen.»

«Ich nehme an, sie haben eine Adresse angegeben?»

«Ja. Morden Haus*, Blackheath. Das klingt anständig.»

«Ich bin mir fast sicher, das ist ein Arbeiterverein. Ich schreibe ihnen und sag, sie können kommen. Dir macht es doch nicht wirklich etwas aus?»

«Ich bin kein völlig feiner Pinkel. Aber trotzdem, der Brief ist seltsam. Vielleicht ist es eine Bande Diebe, die schauen will, wie die Fensterläden verschlossen sind.»

«Na ja, das können sie vom Garten aus nicht sehen. Gnädige Frau, ich bemerke allmählich, dass ich dieser Tage ein stolzer Mann bin. Denk dir bloß mal, in welcher Lage wir vor sechs Monaten waren: Wer hätte wohl kommen wollen und <von außen natürlich> unsere vielbeweinte, verblichene Hutschachtel erkunden mögen? Und jetzt sind wir Gutsherren, die über Leben und Tod der Tagesexkursionen archäologischer Gesellschaften entscheiden.»

«Was mir gar nicht gefällt», fuhr sie fort, ohne dass diese feudale Vorstellung sie besonders beruhigt hätte, «ist das mit dem Schlittschuh laufen. Warum sollten Archäologen Schlittschuh laufen wollen?»

«Also für mich ist das das Glaubwürdigste an alledem», gab ich zurück. «Natürlich haben diese Arbeiter nicht oft einen freien Tag, und wollen dann soviel wie möglich rausholen.

«Wenn der Frost hält» ist sehr nett formuliert – er hat ja kaum begonnen.»

Er hielt nicht. Ich erteilte Herrn Edward Turnbull mein gnädiges Einverständnis, und von da an begann der Schnee zu schmelzen, und das Wetter schien sich auf etwas einzustellen, das gerade so warm und sonnig wie ein englischer April und viel wärmer als so mancher englische Mai war.

Der ein oder andere verirrte Stechginsterbusch am hinteren Ende unserer großen Wiese trieb mit einem Mal goldgelbe Blüten und die Feldlerchen sangen in dem fahlen Blau hoch über unserem Obstgarten.

Besagter Zwanzigste war ein Tag wolkenloser Schönheit, und während ich innerlich der Archäologischen Gesellschaft zu ihrem königlichen Wetter gratulierte, empfand ich auch nebenbei einen Schlag Mitleid für jene, die gerne ihre Schlittschuhbahn gehabt hätten.

Ich erinnere mich, wie ich an diesem Tag noch einmal zu unserem alten Leben in der Hutschachtel zurückkehrte. Wir saßen in unserem Brotspeicher-Abhängerraum, der jetzt durch Gardinen und ein großes Holzfeuer gemütlich eingerichtet war. Chloe saß schaukelnd in ihrem Schaukelstuhl. Sie hatte heute Morgen einige Verse verehrt bekommen, und – schlecht wie sie waren – gefielen sie ihr doch. Das Ganze hatte sieben Strophen, wie ich mich erinnere: Die ersten zwei waren recht gewöhnlich, und die anderen fünf wurden immer dümmere und dümmere, bis am Ende schließlich nur noch Unsinnsgedichte

war – eine Art Kindergedicht, größtenteils geschrieben in der «Sprache unserer Kleinen».

Das Gedicht – Chloe nannte es tatsächlich ein Gedicht – fing in etwa so an:

AN CHLOE BEI DER ARBEIT

Wenn Chloes Schaukelstuhl so geht
und sie singt beschwingt und näht
Wenn sie, vom Schutzengel bewacht,
Stoff zuschneidet, Kleider macht
So kehre ich stumm in einen Schrein,
den Chloes Lippen meinen öffnen,
ein.

Wenn wir in unsrem Blick versinken,
da lasse ich mich gern bekehren,
und komm hinzu, um schweigend zu verehren.

Was sie weiß! Wie sie näht!
Und wie sie damit Hoffnung säht!

Sie weiß, wie's in der Welt zugeht,
wenn Vieles sie gekonnt vernäht,
und mir und denen, die sie liebt,
mit Stoff und Zwirn neu Hoffnung gibt.
In Regenbogenfarben spinne ich sie ein!

Muss mir erstaunt die Augen reiben:
Kann es denn sein?

Werden wohl jemals Tage kommen,
da Chloes Lippen ungeküstet bleiben?

Sie mochte es ganz und gar – sogar den Unsinn der letzten fünf Strophen – und sie mochte es darum auch nicht weniger gern, weil es nun einmal auf der Rückseite einer Rechnung vom Lebensmittelhändler, der Wahlkarte eines Kandidaten für den Schulausschuss und zweier herumfliegender Umschläge geschrieben war.

Sie sagte: «Das ist sehr hübsch, Len. Ich wusste gar nicht, dass Du es merkst, ob ich am Nähen bin oder nicht.»

«Du weißt nicht, dass ich von meiner Natur her ein Beobachter bin. Und das nach all den Jahren Ehe.»

«Immerhin schon mehr als ein Jahr.»

«Erinnerst du dich an den Tag, als du mich zu der Entscheidung gebracht hast, die Hutschachtel zu verlassen?»

«Werd ich den je vergessen?»

«Und jenen anderen Tag, als du unseren Abhänge-Raum erfunden hast, und wir nach den Kinderzimmer-Gitterstäben geschaut haben?»

«Lass uns jetzt danach schauen!», sagte sie, sprang auf und ließ dabei Schere, Fingerhut, Maßband, und einen Haufen Spitze und Musselin zu Boden purzeln. Als ich alles aufgehoben hatte, gingen wir ans Fenster. Die Blätter der Ranken waren nun fort: Wir standen zwischen öden roten Gardinen, und sahen hinaus auf den nebligen Garten, wo das tote Laub lag, Flecken von nassem Gold und Braun im schwachen Sonnenlicht, und wo in einem Apfelbaum ohne Blätterkrone ein Rot-

kelchen sein schönstes Lied sang und vor den Krähen in den Ulmen so tat, als wäre es eine Drossel, verkleidet im rotem Mantel.

«Diese Antiquitätentrampel», sagte ich da unvermittelt, «sie werden gleich hier sein. Himmel! Hier *sind* sie. Sie sehen furchtbar klein aus. Kann es sein, dass die *Junior Blackheath* nur Zwerge aufnimmt?»

«Das können nicht die Archäologen sein. Mensch, Len, die sehen nach Kindern aus. Über und über Kinder. Was könnten sie wollen? Sie sehen aus wie ein Stück von einem verirrtten, aufgescheuchten Schulausflug. Und sie haben alle Bücher, und es sieht aus, als hätten sie keinerlei Erwachsenen dabei. Oh, geh bitte und wirf sie hinaus.»

«Ich werde herausfinden gehen, was sie wollen.»

«Oh ja – und sie werden sagen, dass sie da Botanik treiben oder Geologie oder sowas,* und du wirst sie dableiben lassen – wie du es bei den Jungs gemacht hast, die Ableger vom Kastanienbaum wollten, und du hast sie gelassen, und dann sind sie über alles drüber gerannt. Ich habe es nicht vergessen: Ich gehe selber.»

Sie rannte die Treppe hinunter, schlüpfte in die Holzschuhe, die sie für unvorhergesehene Winter-Gartengänge bereithält und stampfte ärgerlich den Pfad bei den Zedern hinunter davon. Ich nahm eine Abkürzung bei Jims Sellerie-Beeten.

Chloe ist furchtbar in ihrem Zorn: Aber wenn der zu heiß wird, kocht er in Zornestränen über. Und ich wollte nicht, dass Chloe weinen müsste, und ich wäre dann nicht da.

Die Eindringlinge standen um die Sonnenuhr versammelt. Sie alle standen mit dem Rücken zu uns, und einer las laut vor. Ich erhaschte einige Worte: «...zeigte die Zeit, als Charles I. geköpft wurde* und verzeichnete das todbringende Vorrücken der Großen Pest und des Feuers von London*. Es steht außer Zweifel, dass die Sonne auch in diesen verheerenden Momenten oft schien, und so dürfen wir uns also denken, dass –»

Dann hörte der Vorleser die unverkennbare Drohung im betonten Stampf-Stampf-Stampfen von Chloes Holzschuhen, und hielt schlagartig inne. In ihren Augen stand Ärger und ihr Mund drückte ungestaltliche Absichten aus.

Ich glaube, ich hörte den Vorleser «Au Backe!» murmeln, aber schon im nächsten Moment war er meiner Frau entgegengetreten und lüpfte mit eigenartig grazilem Gehabe seine Mütze. Es war ein Junge, und es waren noch andere Jungen dabei, die es ihm nun gleichtaten und ebenfalls die Mützen zogen. Es waren auch Mädchen mit, rosagesichtige Mädchen in Eisenbahnermänteln und scharlachroten Schottenmützen mit Bomnel. Die ganze Eroberertruppe bestand aus, wie Chloe gesagt hatte, «Kindern». Und sie alle trugen Brillen.

«Wisst ihr, dass das ein privater Garten ist? Das ist nämlich Hausfriedensbruch!»

Ihre Stimme ist sehr schön, sogar wenn sie ärgerlich ist – und sie war nun nicht mehr annähernd so ärgerlich, wie sie es gewesen war, bevor die Jungs ihre Mützen gezogen hatten.

«Das ist doch nicht etwa *Ihr Garten*, oder?» fragte der kleinste Junge von allen, und glotzte sie durch seine Brille hindurch an, während er auf seine direkte, aber vollkommen angenehme Art sprach.

Eines der Mädchen schüttelte ihn sanft und bat ihn, den Mund zu halten.

«Es tut uns ganz schrecklich leid», sagte der Junge, der gelesen hatte, «Wir wären nicht gekommen, wenn wir gedacht hätten, es machte Ihnen was aus – aber wir haben eine Genehmigung, da dachte ich, es wäre in Ordnung. Hier, halt mal 'ne Sekunde meine Brille, Alice, und ich such sie her.»

Das schönste der rot bemützten Mädchen nahm die Brille, und der Junge kramte in mehreren Taschen, während ich näher kam, um Chloe meine moralische Unterstützung anzubieten.

«Hier ist es!», sagte er schließlich, indem er ein schmutzdeliges Papier aus einem Gewirr aus Schnur, Zündhölzern, Briefumschlägen, Knete und Bohnerwachs hervorzog – und mit einer ziemlich höflichen Verbeugung Chloe überreichte: Mein Schreiben an die Archäologische Gesellschaft!

«Aber das war nicht für dich bestimmt. Der ist an Herrn Turnbull –»

«Das war mein Fehler», sagte ein kleinerer Junge, ein dünnes, blasses, ängstlich aussehendes Kind. «Wir haben Hölzchen gezogen, wer von uns den Brief auf Alberts Onkels Schreibmaschine abtippen sollte, und ich hab an was anders gedacht, und da hab ich den Brief ganz abgeschrieben, mit Namen und allem.»

Chloe fasste sich verzweifelt an den Kopf. Ich sagte:

«Denkt mal kurz einen Moment nach: Denkt daran, wir haben keine Ahnung, was hier eigentlich los ist. Sagt uns einfach, ganz von Anfang an, wie ihr hierher gekommen seid, und was ihr wollt.»

Stille trat ein.

Dann sagte das älteste Mädchen: «Oswald, sag's du.»

Der Junge, der gelesen hatte, spielte an seiner Mütze herum und trat unbehaglich von einem Bein aufs andere. Aber fast im gleichen Moment stemmte er die Beine in den Boden und begann, wobei er Chloe mit einer beinahe entwaffnenden Offenheit direkt in die Augen sah.

«Erstmal tut es uns leid, dass die gnädige Frau ärgerlich ist, und wir bitten sie um Entschuldigung.»

«Schon in Ordnung», sagte Chloe unerwarteterweise.

«Sprich weiter!»

«Naja... Als wir auf dem Land waren, haben ein paar Archäologen an Alberts Onkel – das ist Albert –», er schob einen

schüchternen Jungen mit blauen Knickerbockern nach vorn, «geschrieben und gebeten, dass er sie herkommen und sein Haus ansehen lässt. Und wir dachten, wir würden uns in den Ferien bestimmt ein bisschen lätschig fühlen, und da dachten wir, wir würden Archäologen spielen. Und Alberts Onkel hat uns das Haus vom Zug aus gezeigt, als wir nach Bexley Heath gefahren sind, und er hat gesagt, dass ein großartiger Mensch einmal dort gelebt hätte, und dass es ein historischer Ort wäre – und wir können uns nicht erinnern, wer das war. Und er sagte, ein schlauer Schriftsteller würde dort jetzt leben, und er hat uns den Namen genannt. Also haben wir geschrieben und um Erlaubnis gebeten, kommen zu dürfen. Und die *haben Sie ja doch gegeben.*»

Ein Vorwurf lag in dieser Stimme.

«Ja.», sagte ich, vollkommen besänftigt durch die unerwartete Anerkennung für mein – oder des Hausgeists – Talent als Schriftsteller.

«Dann sind Sie... bist du Herr Edward Turnbull?»

«Nicht so ganz», er klang etwas verletzt. «Dazu wollte ich grade kommen. Wir beschlossen, den Brief abzuschreiben, den der echte Archäologen-Sekretär an Alberts Onkel geschrieben hatte – und Noël musste es machen, weil wir Hölzchen gezogen haben deswegen, und er hat verloren. Und er hat mit einem Mal an ein Gedicht gedacht, das er macht, und er hat ihn ganz abgeschrieben mit Namen und allem drum und

dran – und er hat sich erst wieder erinnert, als wir die Briefmarke schon abgeleckt hatten für den Brief. Und da dachten wir, es macht nichts. Und wenn's Ihnen lieber wär' wir wären der Herr Turnbull – das wär' Ihnen doch nicht lieber, wenn Sie erst wüssten, was der für dünne Beine hat, und wie der nicht lachen kann, weil sein Mund so eng zugekniffen ist.»

«Da hätt' ich doch viel lieber euch hier.», sagte Chloe und lächelte – und wie sie so lächelte, da konnte ich sehen, wie sich alle Anwesenden sofort ganz schwer in sie verliebten.

«Tut mir leid, dass ich das nicht verstanden habe. Wir mischen uns nicht mehr ein. Ihr möchtet sicher weiter eure Artikel lesen. Wer hat die denn geschrieben?»

«Wir haben alle einen gemacht», sagte das älteste Mädchen. Sie war ein wenig steif und nicht gar so hübsch wie die anderen. «Nur meiner kommt ganz aus einem Buch, weil es ist so schwierig, sich Sachen auszudenken.»

«Tragt ihr eigentlich immer Brillen?», fragte ich.

Da lachten sie alle. Es war ein sehr angenehmes Geräusch, der Klang schallenden, jungen Gelächters in unserem alten Garten.

«Oh nein!», sagte das hübscheste Mädchen, «nur, damit wir mehr wie gelernte Antiquitäten – *gelehrte Archäologen*, mein' ich – aussehen. Es war schrecklich viel Arbeit, sie alle zu sammeln, und einige davon haben keine Gläser drin.»

«Eine Frage noch», sagte ich. «Wenn ihr nicht Edward Turnbull seid, wer seid ihr dann?»

«Wir sind die *Bastables**!», sagte der dickste Junge, mit einer Art schüchternen Stolzes, gerade so als würde er bei aller Bescheidenheit seine königliche Abstammung einräumen.

«Ich bin Oswald, und das sind Alice und Dora. Noël ist der, der den Brief getippt hat, und der Kerl da ist H.O., und das sind Daisy und Danny Foulkes – und Albert Morrison, den hab ich ja schon gesagt.»

«Ihr esst doch mit uns zu Mittag, oder?», sagte Chloe unvermittelt, nahm ihre blaue Schleppe auf und suchte mit den Füßen neuen Halt in ihren Holzschuhen. «Ich glaube, es wird nicht viel geben, aber wir könnten mit etwas Brot und Marmelade aushelfen und –»

«Ich mag dich.», sagte der kleinste Junge, bevor die anderen antworten konnten. «Ich mag euch sogar sehr gern. Und ich werde mit euch Mittag essen, egal, was es gibt.»

Die anderen bedankten sich murmelnd, und wir ließen sie bei ihrem Spiel.

«Sind das nicht so richtige Schätze, die alle?», sagte Chloe, als wir außer Hörweite waren. «Ich mag den Morrison-Jungen nicht, aber die anderen sind ganz reizend. Warum sind nicht alle Kinder nett?»

«Sind sie doch – wenn ihnen nette Erwachsene gehören.», sagte ich – und verkündete leichthin einen schwerwiegenden Glaubenssatz.

«Aber Schatz und Zügellose, weißt du denn, dass wir nichts im Haus haben als kalten Schafsnacken – und sogar bei dem trifft es sich, wenn ich mich recht entsinne, ungünstig, dass es nicht das beste Stück ist?»

«Ich weiß», sagte sie «Aber da musst du eben nach Elmhurst hoch fahren und Sachen kaufen: Zungenwurst-Konserven – alle Kinder mögen Zungenwurst – und kandierte Ananas und Mandarinen im Silberpapier. und Nüsse und Bananen. Oh, wie ich das finde: Kinder sind so was Nettes! Ich wünschte bloß, diese hier wären nicht schon so groß. Der kleinste Junge, der den sie H.O. nennen, der ist einfach ein Küken.»

«Oswald um all mein Geld!», sagte ich, «und Alice! Mach mal eine Liste, was ich holen soll, und ich mach mich auf: Es ist jetzt halb eins.»

Ich ließ Chloe allein, wie sie im Weißen Salon den Tisch für elf deckte. Als ich zurückkehrte, war der Tisch gedeckt, aber Chloe war verschwunden.

Ich fand sie im Garten, bis zu den Schultern in eine Woge von Kindern getaucht, und sie trug neun Brillen in der Hand. Wir gingen alle zum Mittagessen hinein. Nun war ich bloß ein Außenstehender: Chloe hatte es durch eine mir unbekannte

Kunst geschafft, eines der Kinder zu werden, und sie war das kindlichste Kind von allen. Die anderen waren wirklich keine bösen Kinder. Ich glaube nicht, das ich je welche getroffen habe, die so voll enthusiastischer Energie steckten. Auf Dauer mochten sie wohl ein bisschen anstrengend sein – denn nun legten sie, dadurch bestärkt, dass Chloe sich so ungewöhnlich von der Stimmung der Truppe hatte anstecken lassen, alle Schüchternheit ab, und sprachen mit uns in ihrer einfachen Direktheit von Abenteuern, Gegenwartsliteratur, den Wegen der Vorsehung und ihren eigenen Lebenszielen. Das Gespräch floss üppig dahin, und die Kinder hatten einen größeren Wortschatz als ich ihn, soweit ich mich erinnere, in ihrem Alter gehabt hatte. Was mir am deutlichsten auffiel, war, mit welchem Selbstbewusstsein sie davon ausgingen, dass wir, da wir sie nun einmal kennengelernt hatten, sie auch mögen würden; und diese Annahme war, ich gebe es zu, berechtigt. Die Annahme trat bei Oswald besonders deutlich hervor: Er hielt offensichtlich große Stücke auf sich – aber, wie ich einigermaßen widerwillig zugeben musste, durchaus mit einigem Recht! Sie «sprachen sehr frei heraus», wie Mary anschließend bemerkte, waren aber nie ordinär.

Dieses Mittagessen, für das Chloe sogar verrückterweise das beste grüne und goldene Deckchen aufgelegt hatte, bezauerte sie alle. Ich hätte nicht gedacht, dass Chloe einmal bei irgendeinem Menü eine so durch und durch glückliche Hand

beweisen würde. Als niemand mehr essen konnte, sahen die Kinder einander an, und Dora, die spröde unter ihnen, sprach – ohne sich im mindesten bewusst zu sein, wie sehr ihre Worte über und über zeigten, dass sie wohl einstudiert waren:

«Danke, dass wir kommen und bei euch zu Mittag bleiben durften.»

«Und dass ihr so ein tolles Mittagessen gemacht habt.», sagte der blasse Junge. «Ich finde es wunderbar. Wenn ihr mir ein Stück Papier und Bleistift gebt, werde ich euch ein Gedicht darüber schreiben.»

Während ich beides holte, hörte ich das spröde Mädchen besorgt zu Chloe sagen: «Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus. Er wird es tun, so oder so. Wir können ihn nicht davon abhalten.»

«Das kommt, weil er so oft Bronchitis hat, denke ich immer.», sagte der stämmige Junge, den sie H.O. nannten.

«Er kann eigentlich gar nichts dazu.»

Es entstand eine eigenartige Pause, während das blasse Kind meinen Bleistift anleckte und die Augen verdrehte. Er zog die erschreckendsten Grimassen, die ich je gesehen habe, aber als sich Chloe besorgt zu Oswald umwandte, sagte der:

«Das ist in Ordnung. Er ist nicht krank. Das ist nur die Poesie, die sich aus ihm herausarbeitet.»

Bald darauf hörte er auf zu schreiben, faltete das Papier sehr klein zusammen, und sagte plötzlich und ganz ernsthaft:

«Habt ihr hier eine Geheimentreppe?»

Wir gaben zu, dass wir in dieser Hinsicht minderbemittelt waren.

«Wir haben im Moat Haus eine. Habt ihr euer Haus denn ganz gründlich erforscht?»

«Ja, ich glaube schon», sagte Chloe, einer herrlichen Eingebung folgend, und fügte hinzu: «Aber ihr könnt es gerne erforschen, wenn ihr wollt. Macht nicht zu viel Radau, das ist alles. Ab mit Euch!»

Noël drückte Chloe das Papier in die Hand und sie stürmten aus dem Zimmer, und als sie gingen hörte ich die Worte: «echt gute Leute».

Ich holte tief Atem: «Was für ein Wirbelwind!», sagte ich.

«Kinder im Haus, das macht einen Unterschied.», sagte Chloe wehmütig.

«Ja, das machen sie», sagte ich, und küsste sie hinters Ohr, «den Unterschied schlechthin.»

Sie sah mich zweifelnd an.

«Meine liebe, kleine, alte Ehefrau», sagte ich.

«Die Leute können sich glücklich schätzen, wenn ihre Kinder halb so nett würden, wie diese.»

«Das sind Schätze, ganz große Schätze.», sagte sie.

Und dann lasen wir Noëls Gedicht:

DER BLAUEN FRAU PRINZESSIN VOM MITTAGESSEN

Wie schön, dass Sie uns essen geben
Orangensaft und Wurst zum Leben.

Das ist 'ne großzügige Tat,
die uns sehrwohl gefallen hat.

Es ist ganz wundervoll zu sehen
wie viele Leute freundlich zu ein'm stehen.

Brav wie 'ne Hausmaus wären wir
und wieselflink erst, ließt ihr
euer Haus durch uns erkunden:

Wir hätten manches schnell gefunden.

Vielleicht und mit viel Glück
brächten wir 'ne Truhe Gold mit z'rück –
so voll, ihr könntet sie nicht tragen:
Das wär' so toll, ich kann's nicht sagen.

Dann wärt ihr durch uns reich geworden,
drum schimpft nicht über «freche Horden»
vernünftig seid, und lasst uns gehen,
etwas zu finden wär' zu schön.

Für Frau Prinzessin und ihr'n Mann,
schleppten wir gerne Schätze an:
'ne Truhe schwer, ganz voller Gold!

Denn sie ist lustig, nett und
sanft und schön und hold.

«Zwei Gedichte an einem Tag», sagte ich. «Oh, Chloe, Chloe,
werde mir bloß nicht eitel!»

«Der Schatz!», sagte Chloe. «Und, Len, es ist doch gar nicht
mal so schlecht, oder? Was für außergewöhnliche Kinder!»

Ich konnte die Welle von Kindern hören, wie sie wild im Haus
herum schwappte. Ich zündete mir eine Zigarette an und rang
um Ruhe. Ich schien in der Umarmung eines freundlichen
Tornados zu leben.

Chloe sah mich ängstlich an. «Das sind Schätze.», sagte sie,
nun zum vierten Mal. «Ich hoffe doch, sie haben dir keine
Sorgen gemacht.»

«Sorgen kann man nicht sagen. Sie haben mich elektrisiert,
aufgewühlt, aufgeklärt. Ich hab noch nie Kinder mit einem
derart energiegeladenen Enthusiasmus gesehen! Dieser Mor-
rison-Junge ist ein Schlawfi, aber die anderen schenken einem
sofort sehr viel Vertrauen. Die Welt muss freundlich zu ihnen
gewesen sein.»

«Das wäre doch wohl jeder.», sagte sie. «Und ich hoffe, die
Welt wird es immer sein.»

Es herrschte Stille im Haus. Ich ging nachsehen, ob sich die
Entdeckertruppe wohl in der Regenwasser-Zisterne ertränkt
hätte – was so ziemlich genau das ist, was Kinder dieser Art
eben tun würden. Nein: Mary sagte, sie wären den Keller er-
kunden. Sowie sie dies sagte, hörte ich schon ein donnerndes

Zeugnis dieser Tatsache unter uns widerhallen. Unsere Keller sind groß und voller Gewölbe, und aus Erinnerung an meine eigene Kindheit konnte ich mir gut vorstellen, dass sie durchaus eine Erkundung wert scheinen mochten. Aber ich hatte nicht so voll und ganz Chloes Vertrauen in diese fremden, eigenartigen Kinder. Nach dem bisschen, was ich von ihnen bisher gesehen hatte, zu urteilen, schienen sie sehr wohl fähig, ein *Guy-Fawks-Spiel** auf die Beine zu stellen, und es mit skrupelloser, begeisterter Wirklichkeitstreue auszuführen, falls einer von ihnen, was nur zu wahrscheinlich schien, zufällig Schießpulver und Streichhölzer lose in der Tasche haben sollte.

Yolande war gerade aus der Stadt gekommen – und durch einen merkwürdigen Zufall kam unser Mieter mit dem selben Zug. Ich überließ sie dem Gespräch mit Chloe und stieg die Kellertreppe hinunter. Auf halbem Weg traf ich einen unglaublich spinnenbewebten Jungen. «Ich wollte Sie grade suchen gehen.» sagte er begierig. «Wir haben eine Tür hinter einigen Bierfässern gefunden, wissen Sie, und Oswald und Danny sind da von hinten aus rein, unter dem Esszimmerboden. Sie hämmern jetzt von der anderen Seite gegen die Tür. Da stehen Fässer vor der Tür. Wir haben eins weggerollt. Hat es schrecklich Krach gemacht? Sie sagen, da ist alles mögliche Zeug, da drinnen. Wussten Sie, dass die da war? Und bitte, können wir eine Kerze und Streichhölzer haben?»

Wir haben unsre alle aufgebraucht.»

Die eine Hälfte meiner Vorahnungen zumindest war also gerechtfertigt. Ich fragte mich, wo sie all die heißen Köpfchen ihrer benutzten Zündhölzer hingeworfen hatten.

Ich holte einige Streichhölzer und Kerzen und das spinnenwebige Kind, dessen Name offenbar Dickie war, führte mich in einen der Keller, wo Fässer aufgestapelt waren. Dahinter konnte ich gerade so eben den schattenhaften Umriss einer Tür erkennen, hinter der in Abständen Klopfen und Rufe hervor drangen:

«Hast Du ihn erwischt?»

«Könnt ihr die Fässer zur Seite machen?»

«Könnt ihr die Tür aufmachen, oder sollen wir wieder unterirdisch zurück, die Kerzen holen? Es ist so tierisch eng, und ich hab mir sowieso die Weste zerrissen.»

«Beim letzten Streichholz, das wir angezündet haben, haben wir ein paar Tische und eine Wäschemangel* gesehen.»

Drei Jungen waren noch vorhanden, und der Mieter war mir gefolgt, um sich den Spaß mal anzusehen. Die Mädchen waren so tüchtig wie die Jungs, und eins nach dem anderen rollten wir die Fässer weg. Eigenartig, dass Chloe und ich nie hinter diese Fässer geschaut hatten. Die Tür war nicht verriegelt. Sie ließ sich leicht öffnen, und es regnete Spinnweben und Staub auf die Köpfe der Entdecker, die als erste hineindrängten.

Aus tiefster Seele gratulierte ich diesen Kindern. Sogar einer so abenteuerlustigen Bande wie dieser konnte ein solches Abenteuer nicht alle Tage passieren.

Sie hatten ganz recht: Da stand Mobiliar in diesem inneren Keller – dies und das ohne viel Ordnung beiseite gestopft, um neuen Sachen Platz zu machen, von eifrigen, sparsamen Händen, nun längst gefaltet in unendlicher Untätigkeit – Hände, die es zu Lebzeiten nie ertragen konnten, etwas zu vernichten oder zu verschwenden.

Wir trugen die Sachen hoch, alles außer der Kaltmangel und jenem anderen Gegenstand, von dem ich sagte, ich würde ihn später selbst nach oben tragen.

So trugen wir denn in die Küche und präsentierten sie den staunenden Augen von Chloe und Yolande und den verächtlichen Blicken von Mary: einen ausgewachsenen, vierteiligen Eichen-Kleiderschrank, fünf Kastanienholz-Stühle – mal mehr, mal weniger klapprig – einen Eichensessel – die Sitzfläche war kaputt, aber ach, wie ging uns das Herz auf beim Anblick seiner schön verkleideten Rückenlehne – drei Stühle mit lederner Lehne – ohne Sitzflächen – einen großen Klapp-tisch, einen Knettrog aus Ulme – und das noch immer groß-artige Wrack eines Himmelbetts.

Die Kinder waren so hocheifrig wie wir – und das wollte etwas heißen.

«Hab ich doch gesagt, wir machen sowas.», sagte der Dichter triumphierend. «Das ist kein Gold, aber es ist schön. Ihr habt viele schöne Sachen. Ich mag eure Art, wie ihr Bettwärmer* und Messing-Kerzenständer aufstellt, statt schicken Konsolen und verschnörkelten Ornamenten.» Ein sehr scharfsichtiges Kind, wirklich! – Als die Kinder immerhin teilweise gesäubert waren, lud sie der Mieter in seinem Häuschen zum Tee. Chloe und Yolande gingen mithelfen.

Als sie weg waren, ging ich und holte das Ding, von dem ich gesagt hatte, ich würde es selbst nach oben tragen. Ich trug es in den Brotspeicher, und reinigte es und polierte es, und ich besetzte es sogar ein wenig aus, und dann stellte ich es an den Kamin, in den Feuerschein: Und abends, als Yolande und unser Mieter schwer in eine Partie Schach vertieft waren, nahm ich Chloe beiseite, führte sie in den Brotspeicher-Abhängerraum hinauf und bat sie, indessen ich die Kerzen entzündete, sich das anzuschauen.

«Oh Len!», rief sie, und schlang ihre Arme um meinen Hals, «die ist ja um Längen besser als die, die wir uns in dem Geschäft in der Großen Portländer-Straße angesehen haben

«Die wollte ich dir zu Weihnachten schenken.», sagte ich. «Aber das hier ist besser.»

Sie ging daneben auf die Knie. «Oh, schau nur, die süße kleine Gänseblümchen-Schnitzerei an den Seiten, und das getäf-

elte Dächchen oben dürber, und die Schaukelkufen dran. Oh Len, sie ist wunderschön. Wo kommt die denn her?»

«Sie war im Keller.», sagte ich. «Gefällt sie dir? Nein, es ist absurd, sich bei mir zu bedanken: Danke diesen rabaukigen, lieben Bastable-Kindern.»

«Werde ich.», sagte sie und kam näher zu mir

«Len – ich weiß, ich hab das schon mal gesagt, aber das sind Schätze – und sie sollen kommen und sich die Wiege angucken, wenn... wenn sich das Angucken richtig lohnt.»

Darauf nahm mich meine Frau mit in unser Zimmer, sperrte die Eckschublade auf, und zeigte mir alles, was darin war. Kleine, ganz kleine Sachen.

Kapitel 11

Raum für Vertraulichkeiten

Weihnachten im Roten Haus war zauberhaft. Es gab uns ein Gefühl wie aus Bildern auf Weihnachtskarten. Chloe und ich weigerten uns schlichtweg, irgendetwas mit Dekorationen zu machen: Wir hatten genug vom Immergrün, seit wir unser Wohnzimmer für die große Einweihungsfeier mit Schleifen und Girlanden geschmückt hatten – und bevor wir noch einmal Karton oder Eibe, Lorbeer und Holunder anfassen müssten, sollte das Rote Haus lieber undekoriert daherkommen. Das sagten wir auch so, aber unser Mieter

bestand darauf, dass ein Weihnachten ohne Weihnachtsdekoration der erste Schritt zum Verfall der Britischen Verfassung und der Todesstoß für die Vormachtstellung Englands zur See sei.

«Lasst es mich machen.», sagte er. «Ich habe mein Weihnachten sonst immer an solch seltsamen Orten verbracht – Schiffe, einsame Großbauernhöfe, Diamantenfelder – ich habe kein Zweigchen Holunder mehr aufgehängt, seit ich ein Schuljunge war. Fräulein Riseborough, Sie werden mir helfen, dass weiß ich.»

«Und ich weiß, dass nein. Ich mache nie was mit meinen Fingern. Ich werde kontrollieren und anweisen und beaufsichtigen, und mir den Lohn des Oberaufsehers verdienen, wenn du den Mary backen lässt.»

«Scones*, nehme ich mal an.», sagte Chloe. «Es liegt haufenweise Schnur im kleinen Keller und nehmt nicht meine beste Schere – die alten sind in der Tischschublade.»

«Wie gut wir allmählich werden. Denk dir bloß: Jetzt weißt du sogar, wo alles ist.», sagte ich.

«Wir sind von Grund auf gebesserte Menschen», sagte sie fröhlich. «Und wo sind Bleistifte und Radiergummi?»

Ich fühlte einen kleinen Schlag. War es möglich, dass Chloe einen leisen Verdacht hatte? Könnte sie womöglich erraten, dass ich es war, und nicht Yolande, der ihre Zeichnungen für sie fertigstellte? Nein, sicher nicht. Und mir war stark danach,

ihr mein Geheimnis zu erzählen. Doch ich konnte mich nicht entschließen, mich von ihm zu trennen. Ich hatte es in meinem Herzen genährt, bis es mir sehr lieb und teuer geworden war.

Wir verließen Yolande in ihrem Sessel thronend, wie sie die Arbeiten unseres Mieters dirigierte, aber als uns der Gong zum Tee mit den Aufseherlohns-Scones rief, fanden wir mit einem Mal unseren Mieter an der einen Seite des Weihnachtskranzes arbeiten und Yolande an der anderen.

Dabei war es nicht mal ein so großer Kranz, dass es wirklich vier Hände gebraucht hätte. Um Fräulein Riseborough Genüge zu tun, muss man dazusagen: Sie sah sehr verschämt aus, dass sie diesmal so von ihren lebenslangen Prinzipien abgefallen war.

«Meine Hände sind sehr schmutzig.», sagte sie hastig.

«Und ich bin überzeugt, dass viele der würdigen Armen* froh gewesen wären, euer schmuddeliges Immergrün aufzuhängen, aber...»

«Entschuldige dich nicht», sagte ich. «Wir verstehen das vollkommen. Wir haben dich letztendlich doch angesteckt».

«Es ist schön, etwas mit den Händen zu machen, nicht?»

«Absolut nicht. Es ist sehr öde und sehr ermüdend. Aber jemand musste es ja wohl machen, denke ich, und ich konnte ja wohl nicht gut zusehen, wie eure Mieterschaft sich aufreißt, ohne wenigstens zu protestieren oder ihr helfend zur Hand zu

gehen. Ich hoffe, es gibt viele, viele Scones und zwar sehr, sehr butterige. Wir haben eine Belohnung verdient.»

Nach dem Tee ging es wieder an die Arbeit, und der Flur, die Halle, das Treppenhaus und der Weiße Salon - sie alle waren mit funkelnden Kränzen behängt, noch ehe es Abendessenszeit war.

«Yolande kann echt arbeiten», sagte Chloe im Vertrauen zu mir. «Es ist seltsam, dass ihre abartige Enthaltensamkeit gegenüber den wirklich interessanten Dingen sie nicht ungeschickt gemacht hat.»

«Als ob eine Hand, die geformt ist wie ihre, je tollpatschig sein könnte.», sagte ich «genau so wenig wie eine Hand wie deine je grobschlächtig werden könnte.»

«Das hätte sie schon werden können», sagte sie, «wenn du und ich weiterhin alle Hausarbeit gemacht hätten. Wir sollten Yolande sehr dankbar sein. Sie hat praktisch unsere gesamte Zukunft für uns organisiert. Wir sind gesättelt, fest installiert, eingepflanzt - ja, so ist es: wir wachsen von uns selbst aus, natürlich, aber sie hat uns im richtigen Boden eingepflanzt mit genau der richtigen Beschaffenheit. Jetzt kann sich unser lieber kleiner Charakter wunderbar entwickeln, und unsere Hände bleiben schön, und unsere hübsche glatte Stirn kriegt keine Falten. Du warst ein bisschen ich-weiß-auch-nicht-was wegen Yolande. Aber du musst zugeben: Was sie angeht, macht sie gut.»

«Sogar das rote Brandmarken von mutmaßlichen Obstdieben – ja.»

Yolande verbrachte Weihnachten bei uns im Roten Haus, und da nun mal Weihnachtsabend war, aß unser Mieter mit uns. Wir hatten einen vergnügten Abend. Wir hatten in der großen, leeren Stube, wo das Piano stand, ein großes Feuer entfacht: Chloe spielte Walzer, und Yolande tanzte mit mir und mit dem Mieter. Als der Tanz vorüber war, saßen Chloe und ich am Feuer, und die beiden anderen gingen hinaus, um vom Balkon aus Sterne zu gucken.

«Ach, die Jugend, die Jugend!» seufzte ich.

«Sie werden sich den Tod holen, bei der Kälte», sagte Chloe trocken.

Ich flüsterte: «Chloe, in Kürze werden diese Leute durch diese Balkontür treten, mit der Bekanntgabe ihrer Verlobung auf den Lippen. Das ist die zahmste Liebesgeschichte, die ich je mitbekommen habe. Alles ging viel zu glatt. Yolande hat sich verliebt, offensichtlich und gradeheraus, ohne all diese feinen Abstufungen und schönen Gefühle die du, wie du dich erinnern wirst, in anderen Fällen bemerken konntest – unserem eigenen, zum Beispiel. Sie ist ziemlich langweilig geworden.»

«Sprich nicht so laut.», sagte Chloe.

«Was ihn angeht –», fuhr ich fort «es strömt Glück aus ihm, wie, wie – Terpentin aus der Pinie oder Öl aus der Rinde des Rizinus, oder dem Pelz des Bibers.»

«Ich glaube, wenn wir mal alt sind, werden wir nie mehr Unsinn reden.», sagte sie. «Ich finde fast, du wirst schon jetzt zu alt dafür. Rizinus, tatsächlich.»

«Nein, bin ich gar nicht. Doch, das werden wir noch. Wir werden nie alt werden, weil wir immer weiter Unsinn reden. Meinst du nicht, es wäre nett und freundlich und aufmerksam von uns, in den Abhänge-Brotspeicher hoch zu gehen, und ihnen diesen Raum zu lassen? Ich weiß, sie wird sich furchtbar erkälten, wenn sie noch länger da draußen bleibt – und es ist schrecklich, mit verkühltem Kopf Verlobung zu feiern.»

Also sprachen wir ins sternenbeschiedene Halbdunkel des Balkons hinaus, baten, uns zu entschuldigen, und dann stahlen wir uns treppauf und dann rechten wir die rote Glut unseres Brotspeicher-Feuers zusammen, legten neue Scheite auf, und kauerten glücklich in niedrigen Stühlen auf dem Kaminvorleger unseres eigenen Feuers. Chloe strickte und ich rauchte still und vergnügt, bis uns schien, dass wir es nicht länger hinauschieben dürften, hinunterzugehen und unseren Mieter zur Eile zu treiben, dass er nach Hause ginge. Es war in Wirklichkeit elf Uhr. Ich klopfte gerade meine Pfeife am Herd aus, als ein leises Klopfen an der Tür sich in mein eigenes Klopfen mischte, und Yolandes Gesicht um die Ecke schaute.

«Komm rein!», sagten wir, «Komm rein!», aber wir wunderten uns, denn Yolande hatte – seit wir ihn ihr zum allerersten Mal voller Stolz gezeigt hatten – keinen Fuß mehr über

die Schwelle dieses Raumes gesetzt. Nun kam sie herein und schloss sachte die Tür.

«Er ist schon gegangen.», sagte sie. «Er hat mich gebeten, euch eine gute Nacht zu wünschen von ihm»

Sie lief durch den Raum und setzte sich auf den Kaminvorleger zu Chloes Füßen. Sie stütze ihren Arm auf Chloes Knie und legte ihr Gesicht an ihren Arm.

«Dies ist wie kein anderer der Raum für Vertraulichkeiten», sagte sie nach einigem Schweigen. «Deswegen habe ich gedacht, ich könnte dieses eine Mal hier hereinkommen. Ich habe euch etwas zu erzählen...»

Chloe und ich schafften es, einander nicht anzusehen.

Wieder Schweigen.

«Soll ich besser rausgehen?», fragte ich unbeholfen.

«Mach keine Dummheiten. Es ist ja nichts so Wichtiges, eigentlich. Ich fürchte nur, es wird euch ein wenig überraschen. Ich bin selbst ziemlich überrascht. Tatsächlich war ich mein ganzes Leben noch nie so überrascht. Das war so gar nicht das, wovon ich selbst von mir erwartet hätte, dass ich es tue.»

«Was glaubt ihr wohl, dass ich idiotisch genug sein werde, zu tun?»

Wir sagten mit der besten ahnungslosen Miene, die wir zustande brachten, dass wir es nicht wüssten.

«Ich werde *heiraten*», sagte sie. «So!»

Es war schwierig, sich überrascht zu zeigen und zu gratulieren – so schwierig, dass wir gänzlich dabei versagten. Chloe schlang ihre Arme um Yolandes Hals und begann, leise zu lachen.

«Du lieber, dummer, schlauer, blinder, süßer Maulwurf», sagte sie. «Hast Du wirklich geglaubt, wir wären gleich blind – Len und ich, die wir dich lieben? Mein Schatz, wir haben es von Anfang an gewusst, na fast, und lange bevor du es gewusst hast, glaube ich mal.»

«Was gewusst?», sagte Yolande in einem mit einem Mal veränderten Ton, aber sie erwiderte Chloes Küsschen.

«Na was ?! Alles, mein schönes, kluges, dummes Kind. Wir haben die ganze Zeit auf dich aufgepasst und dich geliebt, wie zwei Altvögel mit einem jungen, der gerade Fliegen lernt.»

«Oh, das habt ihr also, nicht wahr?», sagte das Fräulein Riseborough leise.

«Yolande, es macht dir doch nichts, dass wir froh und glücklich darüber sind, und das sagen? Es war alles so wunderschön einfach und geradlinig und romantisch; keine dieser furchtbaren Liebesverwicklungen, die man in einer Beziehung bei einer vom Girton* erwarten würde.»

«So war es also wohl, oder?» Yolandes Stimme war leiser denn je. Ich spürte es in den Knochen, dass ihr aus irgend einem Grund Chloes sanfte, leidenschaftliche Begeisterung nicht gefiel.

«Ich geh mal die Fensterläden schließen.», sagte ich, da ich mich in dieser vertraulichen Situation fehl am Platz fühlte.

«Nein, lass mal.», sagte Yolande mit eigenartig steifer Stimme.

«Du meinst also wirklich, Chloe, dass ihr euch ausgemalt habt ...»

«... dass unser Mieter den Boden unter deinen hübschen Füßen anbetet?», sagte meine Frau «Sozusagen: Ja.»

«Ihr täuscht Euch auf eigenartige Weise.», sagte Yolande sehr bestimmt. «Ich werde einen Mann heiraten, den ihr noch nie gesehen habt»

«Yolande!»

«Dann muss ich dir mehr formale und weniger gut informierte Glückwünsche überbringen.», sagte ich.

«Wie ist sein Name?»

Es entstand eine kleine Pause.

«Parceval Forbes», sagte sie.

Unser Mieter hatte einen ganz anderen Namen. Ein Schweigen folgte, bei der keiner von uns wusste, wie wir es brechen sollten. Chloe sprach als erste wieder:

«Meine Liebe, wie ärgerlich du uns empfunden haben musst. Es tut mir so leid. Ich wünschte, ich hätte nicht gesagt, dass – ich weiß gar nicht, was es war, das ich da tatsächlich gesagt habe.»

«Das geht in Ordnung.», sagte Yolande mit einer eigenartigen, beinahe erstickten Stimme, «aber wenn ihr es ernsthaft romantisch wollt –»

«Yolande, ich verstehe dich heute Abend nicht.» Chloe legte ihre Stirn in Hufeisenfalten. «Sag uns, was du uns sagen möchtest. Du bist mir unheimlich: Ich möchte dich lieber nichts fragen.»

«Warum denn auch, wenn alles so schön zahm und romantisch ist? Aber ich werde euch eine Geschichte erzählen, wenn ihr mögt.» – Chloe streichelte ihr scheu das Haar, und ich stopfte mir aus schierer Verlegenheit die Pfeife neu.

«Denkt euch eine junge Frau, ziemlich gut gebildet und sehr burschikos selbstsicher in allem. Sie trifft einen Mann und die beiden mögen einander. Dann streiten sie – oh, es soll euch egal sein, worüber – und der Mann geht nach Indien, und ihr tut das sehr leid. Und dann schreibt er, dass er zurückkommt, und ob sie ihn wohl treffen würde, an Weihnachten? Und da sagt sie: 'ja', und morgen ist Weihnachten. Und die ganze Zeit waren beide erbärmlich traurig. Ist das nun romantischer und bewegender?»

«Sehr.», sagte Chloe aus Überzeugung.

«Aber mir gefällt das nicht ganz so gut, Yolande», sagte ich, «denn in dieser Geschichte steckt mehr. Darf ich einmal, brutal, voll aus der Schulter zuschlagen, wie du zu Chloe gesagt hast – erinnerst du dich noch?»

«Schlag hierhin», sagte sie in Erinnerung an damals, und faltete mit einem Lächeln, das mir nichts besagen zu wollen schien, die Hände über ihrem Herzen.

«Nun denn», sagte ich. «Dies ist, wie du gesagt hast, der Raum der Vertraulichkeiten. Das ist die hochherrschaftliche Residenz der Wahrheit.»

«Nicht so ganz.», sagte Yolande, noch immer lächelnd.

«Nun, das wird er jetzt aber bald so was von werden.», sagte ich einigermassen aufgebracht. «Du musst schon zugeben, mein liebes und dummes Fräulein, dass unser Fehler ganz naheliegend und natürlich war. Ihr seid spazieren gegangen, habt euch unterhalten, habt Schach gespielt, und seid Rad gefahren und auf Fußballspiele gegangen – und du hast dich in deinem Wesen verändert, um dem Mieter zu gefallen – und jetzt...»

«Mein Wesen verändert? Wie scheußlich. Aber das habe ich ja gar nicht.»

«Er zumindest wird nicht einfach zufrieden damit sein, zu hören, dass das alles nur zum Zeitvertreib geschehen ist, während du auf deinen anderen Geliebten gewartet hast.»

«Jetzt schlägst du ohne Handschuh zu. Aber mach weiter: Es amüsiert mich.»

«Das sollte es ganz und gar nicht.», sagte ich. «Ihn wird das nicht amüsieren. Ich mag unseren Mieter und ich finde, du hast dich ihm gegenüber grausam verhalten. Nun, vergib mir,

dass ich dir die Meinung gesagt habe, und lass uns nie mehr weiter darüber sprechen.»

«Aber», sagte Yolande mit leiser, zaghafter Stimme «Er ist mit einer anderen verlobt – Jane heißt sie – und er ist doch zufällig sein Bruder.»

«Und trotzdem: Wenn ich je wahre Liebe im Blick eines Mannes gelesen habe, dann in *seinem*, wenn er dich anschaut. Jane, ach tatsächlich! Und dein ganzes Interesse am Sport, den du doch am meisten verachtet hast?»

Yolande war einen Moment lang still. Dann sagte sie:

«Len, ich bin seit Jahren nicht mehr so ausgeschimpft worden. Ich wusste gar nicht, dass ich dir wichtig genug bin, dass du dir solche Gedanken um mich machst, dass du das tust.»

«Du weißt gar nicht, wie viel mehr Gedanken wir uns um dich wirklich machen», sagte meine Frau sanft.

«Aber Len, was soll das bringen?»

«Nehmen wir mal an», sagte Yolande langsam, «man hätte mit dem anderen gestritten – mit dem in Indien – gestritten, weil er Jagen ginge und man das grausam fände. Meinst du nicht, man könnte da versuchen, diesen Sport mögen zu lernen, ihm zuliebe?»

«Ich hab gesagt, was ich zu sagen habe, und ich hoffe, du hast es mir verziehen. Unser Mieter mag mit fünfzig Mädchen verlobt sein: Du bist die, die er liebt.»

«Ja.», sagte sie sacht. «Ja.»

Dann warf sie uns ein atemberaubendes, alles erklärendes Lächeln zu, und reckte das Kinn auf die allerschönste und stolzeste Weise in die Höhe:

«Ja, sagte sie, «ich glaube, so ist es.»

Ich glaube, man wird mir vergeben, dass ich Yolande bei den Schultern packte und schüttelte, während sie Chloe einen goldenen Siegelring unter die Nase hielt, den ich selbst hundertmal am Finger unseres Mieters gesehen hatte.

«Warum habt ihr dann gesagt, es wäre so flach und unromantisch – und mich dazu getrieben, eine kleine Romanze für euch zu erfinden?! Das war alles deine Schuld, Chloe. Nein, es gibt da keinen Mann in Indien.* Es gibt überhaupt keinen Mann außer dem einen – es hat nie einen gegeben. Jetzt sollt ihr nicht über mich herfallen, und sagen, ihr habt es mir ja gesagt, denn es ist nämlich ganz anders, als ihr euch das denkt: Wir werden auf Basis gegenseitiger Hochachtung beginnen – nein, da braucht ihr gar nicht zu lachen – und ich werde nie einen Knopf für ihn annähen oder ihm Pasteten und Puddings kochen, solange ich lebe. Gute Nacht!

«Danke fürs Ausschimpfen, Len, ich glaube, ich habe noch nichts in meinem ganzen Leben so genossen.»

«Ich komme mit und bring dich zu Bett.», sagte Chloe.

«Das ist alles Lens Schuld. Wenn Len nicht gewesen wäre,

hätte ich dich nie so gereizt, mein liebes Dummerle. Aber ich wusste gar nicht, dass du so gemeine Geschichten erzählen kannst. Ich bin zwar blind und blöd, aber ich hab noch Grips genug, um dir das Kleid aufzumachen und dir die Haare zu bürsten. Komm!»

Als sie weg waren, drehte ich mich, ohne etwas Bestimmtes zu wollen, zum Tisch hin: Da lag eine unfertige Zeichnung – ein Kind mit unmöglich verkürzten Armen, das ein zweidimensionales Glas auf einem Kopf trug, der einer verformten Kokosnuss ähnelte. Ich sah sie mir eine Weile an und machte mich dann an die Arbeit. Die Skizze hatte *Esprit*, und ich hatte einiges Vergnügen daran, sie auszuarbeiten – ein Vergnügen, das mich so sehr in Beschlag nahm, dass ich die Tür nicht aufgehen hörte – und mein Herz hüpfte wie ein Fisch, dem ein Hecht hinterherkommt, als sich zwei Hände schwer auf meine Schultern legten – und ich wusste: Mein Geheimnis war entdeckt. Künftig würde nicht der Hausgeist oder Yolande, sondern ich selbst Lob und Tadel als Vollender von Chloes Bildern schultern müssen. Ich drehte den Kopf, und küsste die Hand, die auf meiner linken Schulter lag – die Hand mit meinem Ehering daran. Sie zauste mir das Haar mit der anderen Hand und sagte schlicht: «Danke, Schatz.»

«Wofür? Für den Kuss?»

«Dafür und für alles andere – für die ganze Mühe, die du dir mit meinen albernen Zeichnungen gemacht hast. Ich bin froh,

dass ich dich dabei erwisch habe, du lieber, fleißiger Biber. Ich wollte es dir sagen – oh, so lange schon – wie gescheit du bist, und wie viel besser du zeichnen kannst als ich.»

«Aber du dachtest doch, es wäre Yolande. Du weißt genau, dass du das gedacht hast.»

«Ich wusste, du denkst, dass ich das meine.», sagte sie.

«Und ich konnte nie verstehen, wie du mich für so dumm halten konntest. Mensch, Yolande könnte nicht mal im Ansatz die Zeichnungen schaffen, die du gemacht hast. Mein dummer Junge, glaubst du, ich hätte nicht haufenweise alte Zeichnungen von dir beiseite gelegt? Glaubst du denn wirklich, ich würde deine Hand nicht überall mit durchspüren?»

«Das hab ich. Ich war ein Dummkopf, Schatz! Und du bist so lieb! Aber ich muss ein bisschen mit dir schimpfen: Gute Ehefrauen haben keine Geheimnisse vor ihren Ehemännern, werte Dame. Warum hast du so getan, als wüsstest du nichts?»

«Es war doch nicht mein Geheimnis», sagte sie und blinzelte mich überrascht an. «Es war dein Geheimnis. Und es war dir so lieb, ich konnte nicht ertragen, es dir wegzunehmen. Und ich dachte immer, eines Tages würdest du es mir sagen. Hättest du doch, oder? Warum hast du's nicht gemacht?»

Ich hab dir so viele Gelegenheiten gegeben. Erinnerst du dich: Als ich dich gefragt habe, wofür du denn den Radiergummi willst – und als ich gesagt habe, es spiele doch keine Rolle, wer von uns die Arbeit machen würde?»

«Das hast du über Yolande und den Geist und das Schreiben gesagt.», erinnerte ich sie.

«Wirklich? Nun, das ist vom Prinzip her das gleiche, oder? Da siehst du mal, wie gut und freundlich ich bin. Ich bin kein bisschen ärgerlich auf dich, weil du Geheimnisse vor mir hattest. Wenn ich vor dir so ein Geheimnis hätte, wärst du sicher furchtbar sauer, nicht?»

«Stocksauer. Aber das könntest du ja gar nicht.», sagte ich selbstbewusst. «Und du magst die Zeichnungen wirklich?»

«Ja, weißt du», sagte sie, «und es gefällt mir so furchtbar gut, zu sehen, wie gescheit du bist. Len, ich hab es gern, wenn du ein paar Sachen besser könntest als ich.»

«Ich glaube, ich könnte die Grammatik besser, beim Reden, wenn ich es ganz angestrengt versuche, mit beiden Händen und aller Kraft.»

«Das war sehr schön und lustig, wie du die ganze Zeit dein kleines, großes Geheimnis gehegt und gepflegt hast, und dabei war's die ganze Zeit auch meines.»

«Gnädige Frau, Sie haben mich hintergangen und betrogen. Ich werde die Fensterläden zumachen gehen, und mein erlittenes Unrecht im Schläfe vergessen.»

«Ach übrigens – Yolande?»

Wir hatten sie beide ganz vergessen.

«Sie ist sehr glücklich. Ich muss wie eine Moralpredigt oder

eine Tante geredet haben, um sie so zum Äußersten zu treiben. Aber es ist ganz so, wie ich gesagt habe: ganz einfach und romantisch – und die glücklichste Geschichte der Welt – fast...»

«Fast», sagte ich «Und wann soll Hochzeit sein?»

«Oh, beinah sofort. Es gibt nichts, worauf man warten müsste. Sie haben vor, sich das andere Häuschen zu nehmen, und einen überdachten Weg durch den Garten zu legen – und Küche und Esszimmer der beiden und ihr Arbeitszimmer sollen dort, und sein Arbeitszimmer und das Wohnzimmer im anderen Haus sein. Sie haben all das auf die schönste praktische und einfache Weise eingerichtet, die es gibt. Und sie wird ihre Möbel wollen. Sie sollen getrennte Arbeitszimmer haben und da immer anklopfen – und keiner soll beleidigt sein, wenn der andere sagt: <Du kannst jetzt nicht rein. Ich mag dich nicht da haben.>»

Ich lachte. «Und die Schüler?»

«Ach, damit ist es ganz vorbei. Sie wird keine Schüler mehr haben. Sie will ein Buch schreiben über die Höhere Bildung der Frau.»

«Und sie will ihre Möbel wieder? Na, wir haben all die Möbel, die im Keller waren, und wir können ja daran gehen, nach und nach, das eine oder andere schöne Ding hier und da zu kaufen. Das können wir uns jetzt leisten.»

«Ich wünschte, Len, du würdest mir eines sagen», sagte meine Frau. – «Und zwar?»

«Gefällt dir das Schreiben ehrlich am besten, oder das Zeichnen?»

«Wir verdienen ganz gutes Geld mit beidem. Ich glaube, wir müssen Yolande ein sehr, sehr schönes Hochzeitsgeschenk bereiten – mit all unserer Liebe, und der des Hausgeists dazu!»

Sie verzog leicht das Gesicht.

«Ja, aber mal ganz abgesehen vom Geld: Was hast du lieber? Ernsthaft, sag es mir! Sag es mir gerade heraus!»

«Nun denn», sagte ich «Das Zeichnen ist mir mit der Zeit richtig lieb geworden. Ich glaube, das liegt daran, dass es nicht meine Arbeit ist, sondern deine. Wie Yolande immer sagt: Wir neigen unverbesserlich dazu, alles andere zu tun, nur nicht unsere eigene, ordentliche Arbeit.»

«Ja», sagte sie «das stimmt. Geh mal jetzt die Fensterläden schließen, Len, und lass dir nicht stundenlang Zeit damit, sonst meine ich noch, du bist einem Einbrecher begegnet.»

«Mein Vater ist mal einem Einbrecher begegnet», sagte ich. «Er hat unten Lärm gehört und ist runter gegangen, und als er nicht wiederkam, dachte meine Mutter, er wäre wohl überwältigt worden, also nahm sie den Schlafzimmer-Schürhaken, und ging, um ihm zur Hilfe zu kommen.»'

«Ich wäre gleich mit ihm gegangen.», sagte Chloe.

«Und dann?»

«Na ja, da ging sie leise runter, und in der Küche war Licht, und da saß der Einbrecher im Lehnstuhl und erzählte eine ganz bemitleidenswerte Geschichte, und mein Vater machte ihm über der Petroleum-Lampe Kakao.»

«Er war ein Schatz», sagte Chloe, «und du bist auch einer. Aber wir haben keinen Kakao mehr, du wirst dem Einbrecher stattdessen Flaschenbier anbieten müssen. Ich bleibe hier, bis du wieder kommst.»

Als ich wiederkam, saß sie in ihrem kleinen Lieblingsschaukelstuhl. «Komm und setz dich noch ein bisschen», sagte sie.

«Es ist schon sehr spät», sagte ich, und ließ mich auf dem Herdvorleger zu ihren Füßen nieder.

«Ja, es ist schon der Erste Weihnachtsfeiertag, ich weiß, Len. Wir haben gerade über Geheimnisse geredet, und du hast gesagt, ich könnte keins vor dir verbergen. Wärst du sehr ärgerlich, wenn ich es doch täte?»

«Ich rate dir nicht, das auszuprobieren.», sagte ich und nahm ihre Hände in meine: Sie waren kalt und zitterten ein wenig.

«Aber denk mal, wenn ich es hätte – wärst du sehr ärgerlich?»

«Sag's mir und probier's.»

«Es ist absurd.», sagte sie. «Ich dachte immer, es würde ganz leicht sein, es dir zu erzählen, und jetzt ist es so schwierig.

Du musst mir erst was erzählen – was Albernies – um mir Mut zu machen.»

Ich erzählte ihr einige alberne Sachen. Dann saßen wir schweigend da. Darauf sagte ich irgendwann:

«Meine Mietzekatze, hast du mir wirklich etwas Ernstes zu sagen? Oder bist du nur aufgewühlt wegen der Sache mit Yolande? Kümmere dich nicht um Kleinigkeiten, meine Teuerste und Beste, aber wenn es wirklich etwas gibt, dass du mir sagen willst, sag es mir jetzt. Es kann ja wohl kaum etwas sein, was mir wirklich weh tut, zu hören.»

«Da bin ich mir gar nicht so sicher.» Sie sprach mit einem sanften schelmischen Funkeln in den Augen.

«Du bist sehr freundlich und voller Vertrauen, Len, aber – oh, wirklich: Ich glaube, du wirst mich hassen, wenn ich es dir erzähle.»

«Dann erzähl's mir sofort. Quäle mich nicht mit der Vorfreude auf eine völlig neue Erfahrung.»

«Oh, wenn Du dich lustig machst...»

«Mach ich ja nicht. Aber ich werde dich keine Riesengebirge aus Maulwurfshügeln machen lassen. Komm, zeig mir den Maulwurfshügel, und wir zertrampeln ihn zusammen.

Mensch, Chloe, du Dummerchen, deine Hände sind ja eiskalt, und wie sie zittern! Raus damit!»

«Ich glaube, ich sag's dir überhaupt nicht. Du solltest klug genug sein, es selbst herauszufinden. Außerdem, Len, hattest Du ein Geheimnis vor mir, und ich war nicht sauer.»

Sogar da begriff ich es noch nicht.

Sie stand abrupt auf: «Nein, ich werde es dir heute Abend nicht sagen.», sagte sie.

«Du willst es ja eigentlich gar nicht hören.»

Ich stand auch auf: «Du wirst es mir heute Abend erzählen», sagte ich, und hielt sie bei den Händen.

«Mein Schatz, wie kannst du mich so hinhalten?» Sie schlang ihre Arme um meinen Hals, und flüsterte mir etwas ins Ohr.

«Und ach!», rief sie, «Sei nicht sauer! Ich kann es nicht leiden, wenn Du sauer bist.»

«Sauer! Meine liebe, herrliche, kluge, wunderbare Genie-Mietzekatze! Wenn du nur wüsstest, wie ich gerätselt, welche Sorgen ich mir gemacht habe. Und *du* warst es die ganze Zeit: Du, du du! Oh, was für ein Dummkopf ich gewesen bin. Aber ich bin für meine Dummheit gestraft worden. Chloe, es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte Yolande zu hassen begonnen – und dabei warst es die ganze Zeit du: Nicht Yolande, und auch nicht der Geist, sondern *du*, der all die wunderbaren Schlusskapitel zu meinen dämlichen Geschichten geschrieben hat! Setz dich auf deinen Thron und lass mich dir die Ehre erweisen.» Ich setzte sie wieder in ihren Schaukelstuhl und kniete

mich vor sie hin.

«Ich wollte es dir anfangs eigentlich sagen», sagte sie.

«Aber als du dachtest, es sei Yolande, da dachte ich, das war so lustig und so dumm von dir, denn die sieht ja nicht mal die Hälfte der Sachen, die ich in die Geschichten reingebracht habe.»

«Lustig und dumm, tatsächlich.», wiederholte ich. «Du warst klüger. Du siehst Sachen. Und jetzt sag mir, Chloe: Was gefällt dir am besten – Schreiben oder Zeichnen?»

«Na, Schreiben, natürlich! Weil es nicht meine Arbeit ist, sondern deine. Yolande hatte ganz Recht.»

«Dann musst du in Zukunft deinen Namen unter die Geschichten setzen.»*

«Oh, muss ich das?!», fragte sie wehmütig. «Ich hätte es schön gefunden, wenn wir beide unsere Namen daruntergesetzt hätten. Und bei den Zeichnungen auch. Denn du erfindest die besseren Erzählideen und ich kann Skizzen gut. Dann wär das alles *unser* Werk – nicht deins, nicht meins, sondern unseres.»

«Sehr gut!», sagte ich. «Besser als gut. Unseres sei es. Wie du einmal gesagt hast, und mehr als einmal, es macht keinen Pfifferling einen Unterschied, wer von uns die Arbeit macht, solange es wir ist – und nicht Yolande oder der Hausgeist.»

«Wie war das noch mit der Grammatik? Und dem Versuchen mit beiden Händen? Len, die Uhr zeigt schon auf den Ersten Weihnachtsfeiertag. Ich hab ein Geschenk für dich. Ein Büchelchen mit wirklich ganz schönen Bilderchens drin, aber das kriegst du erst, wenn es wirklich, in echt und am hellichten Tag Erster Weihnachtsfeiertag ist.»

«Du hast mir doch schon ein ganz herrliches Geschenk gemacht. Ein wunderschönes, brandneues Geheimnis ganz von dir selbst. Der Gedanke, dass meine Frau Autorin ist – eine geniale Autorin. Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal erleben würde.»

«Pluster dich nicht so auf, du Gockel.», sagte sie. «Das ist nichts, worauf du so stolz sein kannst. Ich hab es genauso gut wie du. Mein Mann ist Künstler – ein genialer Künstler. Aber ich hab das die ganze Zeit gewusst, oder, und du nicht: Also muss ich viel klüger sein als du, in Wirklichkeit.»

«Hab ich das nicht die ganze Zeit gesagt? Zwanzig Mal klüger und tausendmal so lieb.»

«Ich konnte noch nie so gut aufaddieren.» sagte sie. «Aber ich hab zwei und zwei zusammengezählt bei den Bildern und die Antwort war: Du!»

«Eins und eins ist 'ne bessre Summe», sagte ich.

«Und die Antwort ist: Uns!»

«Und wie war das jetzt mit der Grammatik», sagte sie da.

Kapitel 12 Miezekatzen

Yolande heiratete – sie wurde in der Kirche von Elmhurst verheiratet, mit Chloe und mir als ihrem einzigen Beistand. Nach der Hochzeit liefen wir alle still von der Kirche zu uns hinaus nach Hause und sagten ihnen an der Tür ihres eigenen Häuschens «Auf Wiedersehen!», durch dessen Fenster der einladende Schein eines Feuers in die trostlose Januar-Düsterkeit hinausleuchtete.

«Was für ein idealer Beginn für Flitterwochen.», sagte meine Frau. «Denk mal bloß: Einfach zu seinem eigenen Haus zu laufen. Keine Kutschen und Pantoffeln und so Sachen, keine lange Eisenbahnreise, und scheußliche Hotels und Pensionen, wobei einem der Reis noch jedes Mal in Fontänen überall rausrieselt, sobald man sich einen Zentimeter bewegt, und jeder grinst einem verständnisvoll hinterher. Das ist wie Frances' Hochzeit im *Professor*.*»

«Das hier ist doch eine etwas warmherzigere Hochzeit als die.», sagte ich. «Bei der Beschreibung friert's mich immer bis ins tiefste Innere. Und spielt es wirklich so eine Rolle, wohin man geht, solange man zusammen geht? Ich glaube mich da an einen scheußlichen Salon in Pevensey erinnern zu können, der einst zwei einigermaßen glückliche Leute beherbergte.

«Ja», sagte sie, «aber so ist es am besten. Wer weiß, wie viel glücklicher wir gewesen wären, wenn wir gleich nach Hause in die Hutschachtel gezogen wären?»

«Dann wären wir nie im Stande gewesen, sie zu verlassen», sagte ich. «Es ist besser so, wie es ist. Denk mal, wenn ich weise und stark und unflexibel gewesen wäre...»

«...ein junger Murdstone*...»

«...und mich geweigert hätte, deiner höheren Weisheit und Trotzköpfigkeit nachzugeben und...»

«... und wir wären nie ins Rote Haus gezogen. Ja, das hab alles ich gemacht, Len – das einzige, worauf ich wirklich ernsthaft stolz bin. Yolande hat es auch mit gemacht, teilweise, aber ich eben auch. Unser Los ist uns gefallen aufs Liebliche; uns ist ein schönes Erbteil geworden*. Komm rein! Ich habe das Gefühl, als wären wir es gewesen, die gerade verheiratet wurden, und nun gingen wir heim in unser eigenes Haus. Es ist seltsam – ich habe immer das Gefühl, wir sind frisch verheiratet – dabei sind wir verheiratet, solange wir zurückdenken können.»

«Das sind wir.», sagte ich.

«Wir haben sehr großes Glück.», sagte sie. «Und ich bin sehr, sehr dankbar.»

Uns war, in der Tat, großes Glück zuteil geworden. Chloes gewagte Adoption des Roten Hauses als unser Zuhause war großzügig entgolten worden. Anstatt der weiße Elefant – ein monströses, unnützes Geschenk – zu sein, als der es sich

manchmal zu verkleiden versucht hatte, stand es uns nunmehr gut an und war eine fortwährende Freude. Die Häuschen auf unserem Grund waren vermietet, unser Garten ebenso.

Unsere Arbeit im Roten Haus war einträglich gewesen, die Erinnerungen, die dort gewachsen waren, waren kostbar – und unsere Hoffnungen gar noch kostbarer. Mary war glücklicher denn je – nun, da sie selbst einen kleinen Diener für sich hatte, nachdem ein schlanker fester Unterhalt für ihre schlanke Persönlichkeit durch unseren Wohlstand und unsere Zukunftsaussichten als gänzlich gesichert und gerechtfertigt gelten konnte – einen kleinen Diener, den sie Dinge lehren und herumkommandieren, und zu dem sie nett sein konnte. Unser aller Leben war friedlich, geordnet und unglaublich schön. Und wenn ich bisweilen immer noch einmal einen Kerzenhalter oder ein Schwert putzte, und Chloe hin und wieder Geschirr abwusch oder im Weißen Salon Staub wischte, konnte sich nicht einmal Yolande beschweren, dass wir unsere Arbeit vernachlässigen würden, um uns mit solchen Freizeitbeschäftigungen zu vergnügen.

Chloe bemerkte eines Tages, das wir uninteressant geworden seien. Unsere früheren häuslichen Abenteuer, erklärte sie, hätten von einem geschickten Erzähler womöglich zu etwas wirklich Witzigem gemacht werden können, aber jetzt passiere uns nichts mehr, außer all der Dinge, die einem eben so passieren sollten.

«Ach, warte mal ein bisschen, meine bedauernde Optimistin», sagte ich «Uns werden unser ganzes Leben lang weiter Dinge passieren. Das ist nur eine kleine «Ruhephase». Wir dümpeln jetzt gerade in etwas friedlichem Brackwasser. Wir werden nur allzu bald wieder gegen den Strom anrudern.»

«Aber wir sind uninteressant.», beteuerte sie.

«Es ist unhöflich von dir, das zu sagen. Sogar das Pronomen in der Mehrzahl rettet diese Äußerung nicht: *Ich finde dich* nicht uninteressant – zumindest nicht sehr.

«Es ist alles ganz langweilig und flach.», fuhr sie fort, indem sie den Handschuh, den ich ihr hingeworfen hatte, mit Verachtung strafte. «Und das Schlimmste daran ist: Es ist schön, wenn die Dinge so flach und langweilig sind. Ich traue mich kaum, einzuatmen, aus Angst, etwas könnte passieren. Dinge, die passieren, sind immer scheußlich. Die Zeiten, in denen nichts passiert, sind die, die zu gut sind, als dass man sich trauen würde, darin gänzlich glücklich zu sein.»

«Manchmal passieren schöne Sachen», sagte ich sacht.

«Außerdem ist es doch gerade interessant, Yolande zu beobachten. Sie wird unserer Wachsamkeit nicht auf Dauer entgehen: Eines Tages wird sie deine Prophezeiung erfüllen, und dem Mieter die Socken stopfen – sie wird dabei ertappt werden.»

«Sogar das wird kein sehr verwunderliches Ereignis sein.», sagte meine Frau. «obwohl, bis jetzt, dass muss ich gestehen,

hat sie ihre Ideale höchst ehrenwert verwirklicht. Er unterstützt sie in ihrem Entschluss, sich die Finger nicht an Hausarbeit schmutzig zu machen, und die Frettchen-Frau macht ihr die ganze Näherei. Wir sind die, denen nichts mehr passiert. Und, ach Len, ich möchte nicht, dass irgendetwas passiert. Fällt dir denn nicht auf, dass wir auch kaum bloß mal mehr streiten?»

«Haben wir das denn je – so richtig viel?»

«Wir waren manchmal ganz schön giftig zueinander – viel giftiger als jetzt. Wie kommt das? Kommt das daher, dass wir mehr Geld haben? Man sagt, die Leute streiten andauernd, wenn sie arm sind.»

«Wir waren noch nie arm genug, einander Teetassen an den Kopf zu werfen», sagte ich, «sogar zu unseren schlimmsten Zeiten. Schau mal da, eine kleine Goldkugel.»

«Das ist ein Winterling», informierte sie mich. «Er hat auch einen schöneren Namen, aber den habe ich vergessen. Er ist sehr spät dran. Ich vermute, er hat verschlafen – die anderen sind schon längst wieder weg.»

Wir gingen derweil langsam durch den Garten, wo die Krokusse ihr Grün und Gold sehen ließen und die Vögel wie verrückt sangen. Die Stiele und Köpfe der Osterglöckchen bildeten da und dort grüne Flecken und die Blausternchen waren schon draußen. Die Tauben auf dem Scheunendach pflegten ihre glänzende Brust, drängten sich zueinander und wieder-

holten unablässig jenen eintönig schönen, stolzen Ruf, der zur Paarungszeit der ihre ist.

«Man kann ganz gut hören, was die sagen. Hör hin: <Schaut mal, uns zwei! Schaut mal, wir zwei!> Die sind irrsinnig glücklich.»

«Das sollten sie auch sein.», sagte ich. «Das ist ein Glückstag. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr, dass es wieder Frühling wird. Ich hab es die ganzen Wintermonate hindurch nur halb geglaubt. Wie fein säuberlich dieser Berufsgärtner alles hergerichtet hat. Ich hoffe, wir bereuen das im Sommer nicht ganz bitter, wenn wir hier drin spazieren gehen, und uns daran erinnern, wie süß und unordentlich und verstrubbelt das alles mal war. *Dann* würde mal wirklich was passieren.»

«Wenn wir beide noch leben und zusammen in diesem Garten sind, werden wir doch wohl kaum irgendwas richtig hasen, oder? Na gut, ich jedenfalls nicht – wenn du's hasst, sei's drum. Aber es ist dumm, den Dingen nicht ins Gesicht zu sehen: Menschen sterben manchmal, weißt du, sogar Menschen, die einander lieb haben.»

«Das lasse ich nicht zu.» sagte ich fest entschlossen. «Liebstes Dummerchen, du darfst mein Herz nicht mit deinen Katzentatzen zerkratzen, oder es wird mir noch leid tun, dass ich es dir je zum Spielen gegeben habe. Da streite ich mich lieber mit dir herum. Wie du schon sagtest: Wir haben diese Freizeitbeschäftigung unfassbar vernachlässigt. Lass uns

anfangen! Denk dir was zum Streiten aus, und du wirst sehen, was für Reseverkräfte grober Unangenehmheit ich all diese schönen Monate lang gesammelt habe. Ah, nicht, nicht! Du weißt doch, dass du dich immer schlecht fühlst, wenn du weinen musst.» Denn da klammerte sie sich an mich und verbarg ihre Augen.

«Lass es!» hörte ich sie sagen, «Ich will dir keine Tatzen geben. Es kratzt mich genauso sehr. Du weißt gar nicht, wie dumm ich bin. Ich ertrag es nicht, dich aus den Augen zu lassen – denn vielleicht kann ich gar nicht mehr so lange bei dir sein. Len, Schatz, wir kennen einander so lange, wir sind schon so dicke Freunde gewesen, obendrein, nicht wahr? Wir sind so glücklich gewesen. Das macht mir Angst. Und jetzt ist alles so friedlich. Ich habe das Gefühl, als ob die Dinge sich zusammenbrauen, dass bald etwas Schreckliches passiert. Du hast ja keine Ahnung!»

Ich blieb still. Wusste ich denn von nichts?

«Doch, hast du», fuhr sie fort, indem sie mich enger an sich gedrückt hielt: «Hast du, hast du – aber du tust so, als hättest du vor nichts Angst, weil du meinst, das macht mich fröhlich. Ich hasse den Gedanken, dass wir einander etwas vormachen – gerade jetzt. Also sage ich es dir ganz offen: Ich habe sehr, sehr große Angst, und das weißt du – und die hast du auch, und das weiß ich. Und wenn du mich die Sache nur einmal geradewegs anschauen lassen würdest, hätte ich vielleicht

nicht solche Angst. Oh, es gibt so vieles, was ich dir sagen möchte. Da – ich werde nichts mehr sagen. Reich mir deinen Arm, und wir werden still und anständig spazieren gehen, wie brave Kinder. Und du musst mich alles sagen lassen, und du sollst nicht versuchen, nicht einfach alles zu sagen, was dir in den Kopf kommt, und du hast mich nicht aufzuheitern, weil ich das nicht ausstehen kann.»

So gingen wir denn und redeten. Und in der Tat: Solches Reden trug, obgleich es mein schmerzhaftes Empfinden von Zärtlichkeit und Sorge steigerte, indem es diese starken Gefühle unverblümt offenlegte, mehr dazu bei, meine Frau zu beruhigen und sie aufzuheitern, als all meine tapfere Fassade – denn das war sie gewesen: nichts als tapfer – von selbstbewusster Furchtlosigkeit es je vermocht hatte. Aber ich habe bereits mehr geschrieben als nötig wäre. Das kommt daher, dass ich, wenn ich an diese Zeit zurückdenke, meine Gedanken schlecht kontrollieren kann – und mein Stift, sobald er seinen vorgesetzten Kommandeur, das Denken, meutern sieht, ebenfalls meutert.

Denn nun war März, und die Zeit unserer großen Furcht und unserer großen Freude war sehr nah.

Seltsamerweise war es ab jenem Tag Chloe, die tapfer die Fassade aufrecht erhielt, und ich klammerte mich an sie, und flehte sie an, mich ihren Mut, ihr Zutrauen zu lehren. Einmal mehr in der Geschichte des Roten Hauses hatten meine Frau

und ich die Rollen getauscht.

Der schweigsame Frieden, der über uns hing, umfing uns mit Flügeln, die zu sanft und zu eng waren, als dass sie irgendeinen Hauch eines Unwetters draußen an uns herangelassen hätten. Yolande und der Mieter sprachen mit uns, wie es sich so fügte, durch einen warmen, weichen Schleier. Unsere Verwandten – oh, gepriesen sei das Schicksal, das uns zuteil wurde – hielten sich fern. Chloes Mutter – die so nett ist, wie ein Mensch nur sein kann (der nicht gerade Chloe ist), und doppelt so alt ist wie Chloe, – verstauchte sich passenderweise den Knöchel und konnte nicht kommen, wie sie es vorgehabt und wie auch ich einmal gedacht hatte, dass ich es mir eigentlich auch gewünscht hätte. So hatten meine Frau und ich diese letzten Tage – die letzten, so hofften und fürchteten wir abwechselnd – alleine für uns. Das Tun und Treiben von Yolande und ihrem Mann war wie eine helle, fröhliche Verzierung an dem reichen Gewebe unseres Glücks. Und die Zeit rückte näher.

Es war am ersten April – ein nur allzu passendes Datum, wie Yolande im Nachhinein bemerkte – dass Chloe plötzlich mit unabweislich befehlendem Schrecken feststellte, dass es da ein Japanisches Jackenmuster gebe, ohne dass sie keinen Augenblick mehr glücklich sein könnte. Sie hatte den Stoff da, um es zu machen – eine gediegen exzentrische Seide mit morgenländischem Muster – sie hatte auch das Material – ein mattes, sanftes Blau – für das, was sie die *Revers* nannte – ich

glaube, ein Mann hätte vom Futter gesprochen, aber ganz sicher bin ich mir nicht. So ließ sie denn eine halb fertig geschriebene Geschichte liegen – eine Geschichte von größtmöglichem Interesse für das «heimische Umfeld» (das war sie auch, denn der fertige Beitrag würde uns zwanzig Pfund nach Hause bringen) – und sie ging zu Yolandes Häuschen hinüber, um sich dieses unschätzbar wertvolle Schnittmuster auszuliehen, das sich bekanntermaßen in Yolandes Besitz befand. Sie hatte es, nebst anderen, zur Orientierung des Schneiders gekauft, der ihre Brautausstattung angefertigt hatte. Und ich ließ, beinah ohne Gewissensbisse, eine fast fertige Zeichnung liegen, und ging mit.

Die Knospen an den Bäumen waren grau und grün; am Fliegender waren sie bronzen, und karminrot waren die der Kletterpflanze. Die Osterglöckchen waren schon draußen und die Tulpen ganz gespannt voll Energie und Vorfreude. Alles, was den Glanz eines Sommergartens ausmacht, schob grüne Blätter hinaus nach oben, und rief: «Ich komme! Ich komme – nur Geduld! Und stör' mich nicht, denn ich bin sehr beschäftigt, Blüten und Blumen für dich zu kriegen: Warte nur, dann wirst du's sehen!» Der Gesang der Vögel war beinahe so kräftig wie in der ersten Paarungszeit. Wir spazierten den sauberen Garten des Häuschens hinauf, und wir dachten an die Tage von Prosser, die Tage der Lumpen, der toten Maus und des Schafsknochens. Nun war der Garten gänzlich sauber und ordent-

lich, und die Erde hatte sich schon in ihrem Schlaf gerührt und ein paar Handvoll Primeln und Feilchen hier und dort hingeworfen, auch frühe rote Tulpen, nur um uns zu zeigen, was sie konnte – und was sie für uns tun würde, wenn die Sonne, ihre Geliebte, sie erst vollends wachgeküsst hätte.

Wir klopfen an die Haustür. Sie hatte einen sehr schönen Türklopfer – altes Messing. Yolande hatte ihn – unter meiner Anleitung – für die Kleinigkeit von 7 Pence in einem Kramerladen in Deptford* mitgenommen. Lange passierte gar nichts. Für gewöhnlich wurde die Tür fast zugleich mit dem Fallen des Klopfers von der hübschen, freundlich dreinblickenden Frau. Bates mit den hellen Haaren geöffnet, jetzt aber standen wir lange an der schmalen Schwelle und hörten eilige Schritte und Gewerkel von drinnen. Wir hatten genug Zeit, um selbst zu sehen, wie recht Browning hatte, als er schrieb: «Die Blattknospen des Weins sind wollig.» – und wie viel früher als ihre weiß vollendete Pracht doch die grünen Versprechungen der Weißen Lilien kommen.

Wir klopfen noch einmal. Das Laufen oder Werkeln versicherte uns, dass jemand dort drin war. Die nächste Wartezeit präsentierte uns die Aurikula- Gartenprimeln: «Honigblumen», nannte sie Großmutter, «staubige Soldaten» nennen sie die Leute vom Lande heute noch –, wie sie in ihren sanften Tönen von Rosa, Orange, Rot und Lila erglühten.

Aber wenn man von ganzem Herzen das Schnittmuster einer japanischen Überjacke begehrt, für die man schon das Material hat, können nicht einmal die Aurikula diesen Wunsch lange wegzaubern. Diesmal klopfte Chloe. Sie klopfte mit Nachdruck und fast sogleich wurde die Tür geöffnet – von unserem Mieter höchstpersönlich: unser Mieter, glänzend und funkelnd in tadellosem Smoking und blitzblankem Zylinder, jener Rüstung, in der er normalerweise sein Haus verlässt, um mit ihr gegen die Biester der Zeitungsredaktion in der Fleet Street zu kämpfen.

«Ich renn' auf meinen Zug.», sagte er eilig, und in der Tat zeigte sich schon dessen Rauch über dem grauen Schleier von Blattknospen der Bäume unseres Bahndamms.

«Ich bin so froh, dass ihr da seid. Ich wollte gestern schon nach euch schicken, aber Yolande wollte davon – »

«Was ist denn bloß los?!»

«Ach nichts, eine häusliche Krise. Yolande hat sie im Griff. Sie hasst eine Krise im Kleinen, aber sie behandelt sie mit der Detailversessenheit eines Wörterbuchs und so generalstabsmäßig wie ein – wie ein General. Mir fehlt die Zeit, die Formulierung gerade zu rücken.» Er stob den roten Pfad hinunter davon und rief im Gehen:

«Hör mal, Yo, ich bring was Kaltes zum Abendessen mit.»

Wir blieben wie angewurzelt an der Schwelle zurück.

Im nächsten Moment kam Yolande die Treppe herunter – sie führt *directement* von den Schlafzimmern ins Esszimmer – und vor uns stand eine ganz veränderte, eine verwandelte Yolande: Ihr lockeres Kleid in matt venezianischem Rot war hochgesteckt über einem wunderschönen Unterkleid aus fließerfarbener Seide, sie trug eine Hausschürze – eine von Frau Bates, wie ich sofort am geschmackvollen Saum im Nottinghamer Stil erkannte – und über ihrem leuchtenden Haar hatte sie ein Seidentaschentuch befestigt, das sich dauernd bemühte, wie ein Spitzenhäubchen auszusehen.

«Kommt doch bitte herein», sagte sie mit einer bitteren Parodie von Gastfreundschaft in der Stimme. «Kommt rein und ergötzt euch an meinem Leiden. Kommt rein und sagt mir, dass ihr es mir ja immer gesagt habt. «Dies ist ein bitterer Tag, vor allen, Lord Percy sieht, wie ich gefallen.»*»

«Dieser Zitatesinn», sagte ich –

««Ein Hund sein lieber» möcht ich», fuhr sie fort und tat, als würde sie sich ihre schönen Haare raufen, ««und den Mond anbellen, als» * ... als, als – was ich bin.»

«Und was bist Du?», fragte Chloe, und setzte sich in den Sessel.

«Ich bin ein Hausmädchen.», sagte sie traurig. «Hausmädchen, Empfangsdame, Köchin und ein Lehrbub und ein Laufbursche und Diener, und jemand, der Socken stopft und Knöpfe annäht. Der Mann von der Schwester der Frettchen-Frau ist

krank, und da ist die Frettchen-Frau ihn pflegen gefahren...»

«... ohne dich zu fragen?»

«Natürlich *hat* sie mich *gefragt*. Aber was hätte ich sagen sollen? Natürlich habe ich gesagt, ich kriege das wunderbar alleine hin. Und jetzt kriege ich das tatsächlich wunderbar hin: Das geht schon so seit gestern früh. Ein bisschen Flaschenbier gefällig? «Es geht nicht danach, was du willst, sondern, was du brauchst, Bruder Humphrey!»»

Mit diesem letzten Zitat setzte sie sich nieder, und schenkte uns und sich selbst schäumendes Bier aus – um halb zwölf Uhr früh. Wir tranken es in respektvollem Schweigen.

«Wir sind schon seit Mitternacht wach.», fuhr sie fort, während sie ihr kleines, leeres Glas absetzte. «Wir gehen beide gemeinsam unter. Er hat die Feuer angemacht. Ich habe Frühstück gemacht. Dann merkte er, dass er keine gestopften Strümpfe hatte, und dann waren da noch die Knöpfe.

Chloe, Chloe! Ich habe seine Stümpfe gestopft, aber seine Knöpfe habe ich nicht angenäht. Das hat er selber gemacht. Ich glaube, er wird sich künftig Hemden mit Manschetten-Knöpfen kaufen. Die Nadel ist abgebrochen und er hat sich in den Finger gestochen. Glücklicherweise hatte ich einen Kurs besucht in – wie heißt das noch: «Erste Verletzung für Hilfebedürftige»*, oder so – also war ich in der Lage, seine Wunden zu versorgen, aber es hat alles richtig Zeit gekostet, und jetzt ist er schon zwei Züge zu spät dran.»

«Ich bin eine Aussätzige – ein Wurm unter euren hier herein-trampelnden Füßen, denn ihr habt hier absolut nichts zu suchen – einfach so am Morgen zu kommen und meine Schande zu sehen. Aber wo ihr nun schon mal da seid, gestehe ich: Ich wünschte fast, ich hätte solche Dinge früher gelernt.»

«Gesteh ein bisschen mehr, mein liebes Hausmädchen, Dienerin und Köchin, die du bist», sagte Chloe, «und dann helfe ich dir abwaschen.» Denn die Frühstückssachen standen immernoch auf dem Tisch.

«Was soll ich wohl gestehen?», fragte Yolande. Ihre Augen strahlten und auf ihren Backen leuchtete das schönste Zartrosa.

«Gesteh, dass du gerne Hausarbeit machst und Frühstück deckst und Strümpfe stopfst – im eigenen Haus, für deinen eigenen Mann.»

«Ich hasse es.», sagte Yolande fest, aber ihre Augen verrieten sie. «Aber auch wenn es mir gefiele, bedeutet das nichts für das, was ich euch damals gesagt habe: Ich habe euch gesagt, dass ihr eure eigentliche Arbeit nicht wegen Geschirrspül- und Messerputzorgien oder wilden Holzhack-Feiern vernachlässigen dürft. Und das sollt ihr auch genau so wenig. Aber wenn ich mich dazu entscheide, *kann* ich das mal tun. Wenn ich mich darauf konzentriere, kann ich es gerade genau so gut wie ihr. Und in einer Krise – da ist das meine Arbeit. Also habe ich ein reines Gewissen.»

«Aber die Höhere Frauenbildung!»

«Ach, pfeif auf die vermaledeite Höhere Bildung der Frau!
Lass uns abwaschen!»

Wir halfen bei der Hausarbeit – das war uns ein Feiertagsausflug, eine Belohnung für brave Kinder. Zufällig bemerkten wir dabei einige Dinge: Erstens, die beiden Arbeitszimmer lagen jetzt in einem Haus – und die Tür zwischen ihnen war ausgehängt und durch einen Vorhang ersetzt worden, der zurückgezogen zu steife und korrekte Falten warf, um einen auch nur für einen Moment glauben zu lassen, er würde je über den Durchgang zugezogen. Zweitens, dass Yolande einen Handarbeitskorb hatte, und dass dort eine halb gesäumte Männerkrawatte und eine halb gestrickte Männersocke herausspitzte. Drittens –

Aber warum Triumphgesänge über die Vernichteten anstimmen? Yolande hatte ihr Glück dort gefunden, wo wir es auch gefunden hatten – und darum sollen meine letzten Worte über sie sie auch darin belassen.

Und jetzt würde ich gerne, wenn ich das darf, an dieser Stelle einige Seiten leer lassen, die für mich von gewissen Tagen im April sprechen sollen, die niemals in Vergessenheit geraten werden, und über die *niemals nie* geschrieben werden soll.

Ich schaue immer teils mit Verwunderung teils mit Neid auf die, die schwarz auf weiß die Höhen ihrer Freuden und die Tiefen ihrer Leiden niederlegen können. Und ich frage mich verwundert, ob jene mehr Vorstellungskraft haben als ich, oder weniger. Chloe kann das – und bei einer Frau kann man diese Fähigkeit nur bewundern; das ist es, was sie zu einer besseren Geschichtenerzählerin macht als mich.

Was mich betrifft: Wenn ich an jene Tage denke, sind meine Lippen versiegelt wie die Lippen der Toten, und mein Stift fällt mir aus der Hand. Und so sehne ich mich, da diese Tage ja doch irgendwie verzeichnet sein sollten, nach leeren Seiten – Seiten, auf denen jeder Mann, der seine Frau liebt, das lesen möge, was sein Herz dort für ihn niederschrieb.

Und nun war Mai, der Flieder trieb seine süßen Blüten, der rote und weiße Hagedorn standen in knospenrunden, leuchtenden Kränzen aus Korallrot und Perlweiß da. Der Garten hatte die schlanke Zeit des Winters vergessen, und war nun wieder ganz und gar voll Kurven und Sanftheit in seinem neuen, grünen Kleid; fette Drosseln hüpften und pickten auf den weitläufigen, feuchten Wiesen. Die gelben Tulpen ragten gleich hohen Lampen über dem zierlichen Brokat der Vergissmeinnichte und ihren Blättern.

Es war Mitte Mai – und dies war der Tag, den Chloe ausgewählt hatte, da es ein Samstag war und den ganzen Tag Feiertag, um die ganze Bande dieser erstaunlichen Bastable-Kinder einzuladen, mit uns den Tag zu verbringen.

Sie kamen, viel ordentlicher herausgeputzt als ich erwartet hatte – und als Chloe sie begrüßt hatte – sie erinnerte sich an all ihre Namen, bis hinab zu H.O. – sagte sie:

«Ich will euch etwas Neues zeigen, etwas schönes Neues. Kommt mit hoch, und wir schauen es uns an!»

Chloe nahm immer zwei Stufen auf einmal, wenn da oben treppauf etwas war, das sie wollte. Nun folgten die Kinder, mit leichten Füßen und schweren Stiefeln trampelnd, ihren fliegenden Füßen in Spitzpantoffeln und ihrem rauschenden frühlingsgrünen Kleid.

Sie führte sie in unseren Brotspeicher – der nun mannigfach auf ungeahnte Art verwandelt war, und über dessen Fenstergitter doch weiter die knospende Kletterpflanze ihren grünen Schirm aufgespannt hatte.

«Erinnert ihr euch an das?» fragte sie, während sie auf einen brauen Gegenstand am Kamin deutete.

«Schon irgendwie.», sagte der Junge, den sie Oswald nannten. «Das ist eine der Sachen, die wir in eurem Geheimkeller damals gefunden haben. Wir haben alle gedacht, was für ein toller Kaninchenstall das wäre.»

Die Mädchen waren schon darauf zu gestürzt mit dem aller schönsten «Oh!» voll Verwunderung und Freude. Der kleinste Junge von allen pflanzte sich mit seinen dicken Beinen ganz breitbeinig auf: «Mensch!», sagte er in richtiggehend verletztem Ton: «Da seid ihr nun hergegangen und habt einfach *ein Baby* reingetan.»

«Meinst du nicht, dass ein kleines Kind ziemlich gut in eine Krippe passt?», fragte ich zaghaft.

«Es hätte so'n tollen Stall gegeben!», sagte er mit unverhohlenem Bedauern.

Die Mädchen bestaunten die Krippe mit den aller charmantesten weiblichen Haltungen. Ich hätte sie zeichnen mögen. «Das Süße! Der Schatz!», sagten sie im Chor. «Was hat es für 'ne Augenfarbe? Ist es ein Junge oder ein Mädchen? Wie heißt es denn?»

«Sie hat blaue Augen – im Moment.», sagte ich. « Und es ist ein Mädchen. Und wir nennen sie das Miezekätzchen.»

«Ich hätte gedacht, ihr nennt sie nach jemandem mit einem richtigen Namen – eine Tante, oder so.», sagte Oswald, ziemlich missmutig.

«Hab ich doch. Ich hab sie nach der liebsten und besten und schönsten Frau der Welt benannt.» Ich konnte mir einen Blick auf Chloe nicht verkneifen.

Sie wurde mit Sicherheit jeden Tag schöner, und was «lieber» angeht – na ja, es ist wie mit allem: mal so, mal so.

Der zweite Junge, Dicke, fing meinen Blick auf: «Ach», sagte er, und sein Interesse versiegte sehr offenkundig,

«Sie meinen *sie*.» Er deutete mit einer gar nicht mal unhöflichen Geste auf Chloe, und fragte sogleich, ob sie wohl gehen könnten, und das Schwein anschauen.

(Habe ich erwähnt, dass Jim ein Schwein hielt?)

Sowie sie die Erlaubnis hatten, stürmten sie wie eine Flutwelle davon, und wir konnten ihre Stiefel immer leiser und leiser auf der Treppe trappeln hören.

Chloe und ich blieben allein an der Krippe zurück.

«Es ist schwer, nicht wahr», sagte ich und traf über die Krippe hinweg ihren Blick, «seinen hoheitlichen Titel zu verlieren – sogar, wenn man von dort noch höher aufsteigt?»

«Wirklich?», sagte sie, und deckte eine dicke, rosane Faust, die unter der Eiderdaunen-Decke herausgestreckt wurde, wieder zu.

«Prinzessin gewesen zu sein, und jetzt nur mehr eine Königin! Mitzekätzchen gewesen zu sein, und den Titel an eine andere abgetreten zu haben – und an so eine kleine Eroberin dazu.

«So klein ist sie doch auch wieder nicht», sagte meine Frau ängstlich.

«Das klingt wie ein Rätsel», fuhr ich fort. «Was möchtest du lieber sein: Miezekätzchen oder Miezekatz? Kennst du die Antwort?»

«Oh ja, ich kenne die Antwort. Ich kenne sie sogar sehr genau. Und du? Bist du nicht stolz, eine solche Katzensammlung zu haben* – eine Miezekatz und ein Miezekätzchen?»

«Ja!», sagte ich, und über der Krippe hin küssten wir uns zum letzten Mal in dieser Geschichte. «Du weißt es, wie glücklich und stolz ich bin, meine kleine Muttermitzekatz.»

ENDE

Wo steht das Rote Haus in Wirklichkeit?

Nachwort des Übersetzers

Viel passiert eigentlich nicht in diesem 1905 erschienenen Roman *The Red House* von Edith Nesbit, die später als Kinderbuchautorin in die Literaturgeschichte eingehen sollte, hier aber für Erwachsene schreibt: Ein hart arbeitendes, junges Autorenehepaar erbt urplötzlich ein großes Haus, überzeugt sich davon, sich dort niederzulassen, und richtet sich allmählich gegen allerhand Widerstände und Schwierigkeiten – inneren wie äußeren – dort ein. Richtig gelingt dies jedoch erst mit der Hilfe von Freunden und loyalem Personal: Es gelingt, als alle zueinander und zu ihren eigenen Stärken gefunden haben.

Trotz dieser überschaubaren äußeren Handlung hört man dieser Erzählung gerne zu, lässt sich einspinnen und mitnehmen: Zu Len und Chloe und ihrem unkonventionellen Freundeskreis; in ein fantastisches großes Haus, draußen vor einer großen Stadt, nicht zu weit von London. Ein heutiges Lesepublikum trennt einiges von einem Leben, wie es Edith Nesbit für ihr märchenhaftes Liebespaar erfunden hat: London gibt es noch immer, doch sind die Verhältnisse dort andere, modernere geworden; die unzähligen verbundenen und quer-

vernetzten Haushalte der Hauptstadt beherbergen mehr Technik und bieten ein Vielfaches an Arbeitserleichterungen und Komfort. In Wirklichkeit hätte das Rote Haus vermutlich mit etwas Glück fließend kaltes Wasser gehabt, von Elektrizität noch ganz zu schweigen. Dafür ist das Grün um die großen Städte weniger, zahmer und gebrechlicher geworden. Auch das Land, dessen Hauptstadt dieses London ist, gibt es noch immer, doch hat sich das politische Gewicht Großbritanniens und sein globaler Einfluss seither stark verändert: Die Weltgeltung als Kolonialmacht ist Geschichte – die Insel ringt heute um ihren weltpolitischen Platz in einer Weise, die man seinerzeit wohl kaum für möglich gehalten hätte.

Wie kommt es, wenn man heute noch leicht ins Rote Haus und seine Geschichten findet?: Liegt dies daran, dass die Suche nach einem tiefgründigen und interessanten, zugleich aber gemütlichen, Geborgenheit spendenden, Zuhause voller Freundschaft ein beständiges menschliches Motiv ist? Liegt es an den beiden mit viel Liebe gezeichneten Charakteren, an Len und Chloe, deren offenes Verhältnis zueinander für die damalige Zeit unerhört modern, *avantgardistisch* war, uns heute aber größtenteils naheliegend und richtig, verständnisvoll, und daher gut verständlich vorkommt – auch wenn wir uns hin und wieder sogar noch mehr Emanzipation und weniger Klischees wünschen würden?

Oder liegt es daran, dass wir alle wissen, wie leicht der Alltag von merkwürdigen Ereignissen durchbrochen werden kann, und wir uns obendrein leicht einen eigenen Vorrat an Geschichten ausdenken könnten, die mit einem großen, einsamen Haus zusammenhängen? Und wenn wir solche Geschichten erleben müssten, ertragen wir sie dann nicht gerne mit Menschen wie Chloe und Len?

In jedem Fall glaube ich, dass es einiges gibt, das heutigen Lesern wie Leserinnen Brücken ins Rote Haus baut. Sogar E. Nesbits scharfsichtige Biographin Julia Briggs, die deren Beiträge zur Erwachsenenliteratur durchaus kritisch beurteilt, bezeichnet *The Red House* als den vermutlich erfolgreichsten ihrer Erwachsenenromane. Sie hält ihn zwar für «sentimental», glaubt aber nichtsdestoweniger, dass er nach wie vor ein Lesevergnügen bereithält.

Mich selbst hat diese Geschichte vor und während der Übersetzung emotional berührt und zum Lachen gebracht: In Erinnerung an die Fantasiereisen ihrer Kinderbücher bin ich auf der Suche nach einer Übersetzungsvorlage aus dem 19. Jahrhundert gerne über diesen Nesbit-Text gestolpert und fand es lohnenswert, ihn neu auf Deutsch zugänglich zu machen. Die letzten verfügbaren Übersetzungen schienen, jahrzehntealt, schließlich selbst in die Jahre gekommen zu sein. Können Sie das verstehen?

Dennoch liegt einige Distanz zwischen dem Roten Haus und heutigen Lebenserfahrungen und Standpunkten – historische Verfremdung wird spürbar.

Die Zeit, in der dieser Roman wurzelt, und in der auch E. Nesbit geistig groß geworden ist, ist das *Victorian Age*, der Viktorianismus. Es war dies eine für die Moderne überaus prägende Zeit großer Auf- und Umbrüche; für Großbritannien eine später gern zum «goldenen Zeitalter» erklärte Phase großer kultureller Macht- und Prachtentfaltung. Etwas weiter – und gesamteuropäischer – gefasst befinden wir uns, nüchtern gesprochen, im «langen 19. Jahrhundert»: ein historischer Zeitraum von etwa 1806 - 1914.

Epochale, sprunghafte Fortschritte in Wissenschaft und Technik führen grundlegende Änderungen in der Lebensweise herbei. Die Industrialisierung nimmt – gerade in ihrem Mutterland England – mächtig Fahrt auf. Großbritannien festigt und nutzt seinen weltweiten Einfluss als Kolonialmacht: Zum Ende des 19. Jahrhunderts steht mehr als ein Viertel der damaligen Weltbevölkerung unter britischer Herrschaft.

Aus der Rückschau wie für Zeitgenossen gleichermaßen besonders markant ist das Einsetzen der Industrialisierung. Durch den konsequenten Einsatz von Dampfkraft und Mechanik, der (teil-) automatisierte Fertigungsmethoden ermöglichte, bald darauf der Elektrizität, sowie ganz generell weitere zunehmend rationelle Verfahrensweisen und Technologien,

konnte eine enorme Steigerung der Effizienz menschlicher Arbeitsanstrengung erreicht werden. Dies erlaube auch eine – extrem ungleich verteilte, aber doch im Großen und Ganzen deutlich spürbare – Verbesserung von Versorgung und Lebensstandard vieler Menschen. Zugleich brachte dieser grundlegende Wandel der Lebens- und Arbeitsweise auch vielfältige Probleme mit sich, die bis heute, da wir weiterhin in Industriegesellschaften leben und von der Industrialisierung profitieren, nicht vollständig bewältigt sind.

Ein plötzlicher Zuzug in die Städte auf der Suche nach einträglicher Arbeit veränderte das Zusammenleben, überforderte aber zunächst bestehende Strukturen. Den Arbeiterinnen und Arbeitern gelang es schwerlich, in der Auseinandersetzung mit Industriellen, die in ihnen in aller Regel wenig mehr als Träger ihrer Arbeitskraft sahen, ihre Interessen zu wahren. Da jedoch traditionelle Einnahmequellen aus Handwerk und Landwirtschaft einbrachen, blieben sie auf Arbeit in der Industrie angewiesen. In der Folge mussten sie regelmäßig unter extrem einengenden, fremdbestimmten Verhältnissen wohnen und leben und gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen hinnehmen. Lohnarbeit ohne Einbindung in den sozialen Kontext von Dorf oder Familie wird zum Massenphänomen. Der Gegensatz zwischen denen, die Vermögen und Produktionsstätten besitzen und denen, deren Lebensunterhalt vorwiegend vom Marktwert der eigenen Arbeits-

kraft abhängt, geht als Soziale Frage in die Geschichte ein, und begleitet moderne Gesellschaften bis heute. Die entstehenden Großstädte waren damit überfordert, den ankommenden Menschen ausreichend Raum, Hygiene und Sicherheit zu bieten. Ihre anonyme Umgebung voll fremder Menschen spendete wenig Rückhalt. Neue Fragen von Zugehörigkeit und Identität kommen auf.

Zugleich – und eng damit verwoben – ermöglichen Fortschritte der Wissenschaft in einem epochalen, nie dagewesenen Ausmaß nicht nur die Industrialisierung, sie bewirken auch in anderen Lebensbereichen Umbrüche: Die Entschlüsselung wichtiger Gesetzmäßigkeiten der Natur mittels systematischer, rational nachvollziehbarer Methoden weckte Hoffnungen, bald sämtliche natürlichen Phänomene verstehen und alle Lebensbedingungen von Menschen von Grund auf umgestalten zu können. Die Liste der Erfindungen und Entdeckungen jener Jahre füllt in historischen Atlanten seitenlange Listen, auf denen Dinge stehen, von denen man im Rückblick fasst vergessen hat, dass sie erfunden werden mussten: Elektromotoren, Narkosemöglichkeiten, Telefone, Tonaufzeichnungsgeräte und moderne Druckmaschinen, Sprengstoffe.

Für einen kurzen Moment mochte es so aussehen, als würde der Mensch die Kontrolle über die Natur und die Entwicklung seiner eigenen kulturellen Lebenswelt vollständig über-

nehmen können. Damit gerieten aber zugleich Glaubensgewissheiten und die Deutungshoheit der Religion ins Wanken – umso mehr als die Geologie die Entwicklung der Erde und die Darwinsche Evolutionstheorie die Entwicklung des Lebens (und des Menschen!) in einen historischen Zusammenhang einordnete. Neben alltagserprobte sowie mythische, magische und religiöse Welterklärungen treten wissenschaftliche – und ringen mit bekannten Interpretationen um Anerkennung und Bedeutung im allgemeinen Weltbild. – Edith Nesbit, die aus einer Naturwissenschaftler-Familie stammte, dürfte mit diesen Entwicklungen zumindest in groben Zügen vertraut gewesen sein. Ihr eigenes Reich war die Phantasie.

Gegen eine noch sehr rigide – und zunächst strenger werdende – traditionelle Moral bildeten sich neue, freiheitlichere Vorstellungen heraus und wurden erprobt. Dazu gehört auch die lauter werdende Forderung der Frauen nach Gleichberechtigung, politischer Beteiligung und einer neuen Aufgabenteilung. Es ist die Zeit der Soufragetten und der ersten Frauenbewegung. Auf dem Weg von der traditionellen in Stände gegliederten Gesellschaft – mit von Geburt an recht eindeutig vorgegebenen Aufgaben und Hierarchien – zur industriellen Klassengesellschaft wird die Frage nach Position und Wert jedes und jeder Einzelnen in der Gesellschaft neu verhandelt. Der Platz der Arbeit im Leben wird neu ausgelotet:

Sollen alle Menschen, auch die bessergestellten, arbeiten müssen? Gibt es «bessere» und «schlechtere» Arbeiten und welche sind dies? Welche Arbeit zählt wie viel?

Das Ausmaß demokratischer Teilhabe steigt langsam, aber merklich. Liberalismus und Sozialismus stellen vorherrschende Beschränkungen menschlicher Freiheiten immer wieder in Frage. Gegen Ende des langen 19. Jahrhunderts wandelt sich das starr gefügte Modell einer Klassengesellschaft sogar allmählich zu einer noch offeneren, vielfältigeren Gesellschaft – in Großbritannien allerdings weniger ausgeprägt als in anderen europäischen Ländern. Vorangetrieben und befeuert wird diese rasante gesellschaftliche Entwicklung auch durch den Kolonialismus, der Rohstoffe und andere Reichtümer auf Basis von Unterdrückung und Ausbeutung «fremder» Länder beschafft.

Die Medizin richtet sich zunehmend naturwissenschaftlich aus und entdeckt mit den Krankheitskeimen (Bakterien, aber auch Viren) die wesentliche Ursache für vorherrschende Infektionskrankheiten – und Möglichkeiten, sie einzudämmen. Dies legt die Grundlage für eine Verbesserung der Lebensbedingungen insgesamt: Das Risiko für schwere Erkrankungen ohne Abhilfemöglichkeit sinkt, ebenso wie die Kinder- und Müttersterblichkeit – und das bis dahin sehr gegenwärtige Risiko eines frühen Todes.

Die Lebenserwartung beginnt zu steigen – eine in den Industrieländern bis heute allgemein anhaltende Tendenz. Freilich bleiben auch diese Errungenschaften nicht unwiderruflich und ohne Schattenseiten: Mit unerhörter Wucht stellt sich in dieser Zeit ganz grundsätzlich die Frage nach der gerechten Anwendung all dieser wissenschaftlich-technologischen Möglichkeiten zum Wohl der gesamten Gesellschaft unter Beteiligung aller. Mit den zunehmenden technischen Möglichkeiten stellt sich verstärkt die Frage nach der Rolle der Menschlichkeit, besonders dringlich in der Medizin.

Wie bei vielen Autorinnen prägte dieser historische Rahmen auch das Leben von Edith Nesbit mit – freilich in unterschiedlichem, häufig unvorhergesehenem Maße. Als engagierte und politisch aktive Frau – zu jener Zeit noch eine durchaus außergewöhnliche Erscheinung – versuchte sie im Gegenzug zugleich, diese kulturellen und sozialen Verhältnisse persönlich mitzugestalten, um das Leben der Menschen zu verbessern. Spuren davon finden sich auch in diesem Roman, der allerdings nicht zu ihren politischen Schriften zählt.

Die heraufziehende Industrialisierung macht sich in mehrfacher Hinsicht bemerkbar: Zum einen vermittelt die Haushaltsführung von Chloe und Len mit all ihren Schwierigkeiten einen Eindruck davon, wie anstrengend es gewesen sein muss, ohne moderne technische Hilfe ein großes Haus zu bewirtschaften. Sie zeugt auch davon, wie kostbar manche – damals

noch aufwändig hergestellten – Gegenstände im Verhältnis zum allgemeinen Einkommen gewesen sein müssen. Aber auch die Ausflüge der beiden in die Stadt sind lehrreich: Mit ihrer Klage über Rauch und Schmutz der Großstadt schließt E. Nesbit – neben ihrer pointierten persönlichen Erfahrung – an ein damals geläufiges (romantisches) Motiv der Gesellschaftskritik an, das die Schattenseiten der Industrialisierung verdeutlicht.

Die anonyme Menschenmenge, auf die Len in der Stadt und am Bahnsteig trifft, zeugt einerseits von neuen Berufen und Arbeitsbedingungen, aber auch von schwierigen und beengenden Lebensverhältnissen, die noch unvertraut und in zu vielem noch unregelt waren. Nichtsdestoweniger dürfte der neue Wohlstand durch Industrialisierung ein Leben wie das unseres Künstlerpaares – und, in ähnlicher Form, das der Autorin und ihrer Familie – erst in größerem Stil möglich gemacht haben.

Die Naturwissenschaft als solche tritt hier eher in humorvollen Randbemerkungen in Erscheinung: etwa in Person des Chemikers, der die verhängnisvolle Farbe verschenkt, oder im trockenen Umgang mit dem uralten Motiv des Spuks. Immerhin half die sich modernisierende Medizin jungen Müttern, die mit Schwangerschaft, Entbindung und Geburt verbundenen Risiken einzudämmen, wie sie in Chloes Befürchtungen im

Schlusskapitel – äußerst verklausuliert – zur Sprache kommen. Die weite Welt tritt eher «kosmopolitisch» als freundlicher Reise- und Lernort für weltoffene Denkerinnen und Denker in die grüne, dörfliche Welt des Romans. Der Kolonialismus kommt darin – mit Ausnahme der Kriegs- und Abenteuer geschichten von Yolandes Mann – kaum ausdrücklich vor. Allerdings wären andernfalls ohne Kolonialverhältnisse die Zitronen, die sich als Rettung in der Not erweisen, ebenso wenig unkompliziert verfügbar wie viele der Materialien und Einrichtungsgegenstände, mit denen Len und Chloes Traumhaus eingerichtet ist. – E. Nesbits Verhältnis zur Kolonialpolitik des Königreichs ist nicht einfach zu bestimmen; der Roman jedenfalls kommt ohne eine Stellungnahme dazu aus.

Komplizierter wird das Bild, wenn man ihre Haltung zur sozialen Ungleichheit, der gesellschaftlichen Differenzierung in Klassen oder Stände, betrachtet: Einerseits enthält ihre Erzählung viele Plädoyers für Respekt vor und Gleichbehandlung von Menschen. Das Verhältnis von Len und Chloe verdeutlicht dies zum Beispiel ebenso wie die ironische Behandlung der Dienstboten-Frage, die genau in dem Moment gelöst wird, als es Len gelingt, ein angeheendes Dienstmädchen – über die Grenzen der Konvention hinweg – als Menschen ernst zu nehmen. Auch in der «Verwechslungskomödie», die Chloe der Pfarrfrau bereitet, liegt viel Kritik an Klassenarroganz und festgefühten Gesellschaftsstrukturen.

Andererseits zeigt sich auch E. Nesbit selbst abwertend, distanziert und skeptisch: Mehrere ihrer Figuren aus dem «einfachen Volk» werden eindeutig negativ gezeichnet und durch ihre Sprache klar ab- und ausgegrenzt: «Solchen» scheint man eben nur in einigen besonderen Fällen trauen und etwas zutrauen zu können.

Wie kommt es zu diesem Widerspruch? Einerseits schließt sich die Autorin hier einer seinerzeit aktuellen literarischen Tradition an, die bis in die Antike zurückreicht; sie bedient Erwartungen ihres zahlenden Publikums: Man lacht über die niederen Stände, über niemand anderen, und karikiert Charakterfehler an ihnen. Allerdings dürften sich hier auch eigene Unsicherheiten der in einer traditionell bildungsbürgerlichen Umgebung aufgewachsenen Autorin und ihrer Künstlerkollegen spiegeln: So setzten Edith Nesbit und ihr erster Mann sich zwar engagiert für verbesserte allgemeine Lebensbedingungen und in vielen Belangen für gerechtere, stärker gleichberechtigte Gesellschaftsverhältnisse ein; sie waren jedoch skeptisch gegenüber einer umfassenden demokratischen Partizipation des «Volkes», von der sie sich wenig Erfolg versprachen. In ihrem Weltbild findet sich viel Konservatives und – neben aller Avantgarde – viel Festhalten am Alten. Edith selbst hielt – obschon im eigenen Leben sehr eigenständig und zahlreiche Grenzen vorgegebener Geschlechterrollen immer wieder überschreitend – beispielsweise deutliche

Distanz zur aufkommenden Frauenbewegung, wenn auch wichtige emanzipierte Frauengestalten der Zeit zu ihren Freundinnen zählten. Derartige Probleme um gleichberechtigte Teilhabe haben die inzwischen durch-industrialisierte Moderne gleichfalls nie verlassen – ebenso wenig wie die Experimentierfreude gerade der Künstler und Künstlerinnen, was neue Formen des sozialen Umgangs miteinander angeht.

Zu jeder Person gibt es einen relevanten und interessanten geschichtlichen Rahmen: Wer aber war die Autorin selbst? Edith Nesbit war Schriftstellerin und engagierte sich an der Seite ihres ersten Mannes, dem anerkannten Journalisten Hubert Bland, gesellschaftspolitisch für eine reformierte Gesellschaftsordnung. Beide gehörten zu den Gründungsmitgliedern der frühen sozialistisch-sozialdemokratischen *Fabian Society*, die sich der Suche nach einer besseren Lebensweise und den sozialen Fragen der neuen Zeit verschrieben hatte, wobei es meist eher um Debatte und Theorie als um praktische (Partei-) Politik ging. Die Blands gehörten zum stark gemäßigten Flügel der *Fabians*.

Zudem zog die Autorin 5 Kinder groß und arbeitete – außergewöhnlich für ihre Gesellschaftsschicht und Generation – fast ihr Leben lang für ihren Unterhalt und den ihrer Familie, die sie oft großzügig um Vertraute oder Gestrandete erweiterte.

Ihr Sohn Fabian verstarb als Teenager infolge einer misslungenen Operation; sie musste zwei Fehlgeburten durchleben. Edith engagierte sich neben alldem konkret in der Armutsbekämpfung, insbesondere zugunsten von Kindern, war Herausgeberin und Mäzenin. Die Blands pflegten in guten Tagen die viktorianische Tradition des Spendens für die «gute Sache». Eine wichtige Rolle als Broterwerb für ein solch prall gefülltes Leben mit vielen Reisen und Festen spielte dabei immer das Schreiben, das Edith – bei allem Ehrgeiz und aller spürbaren Verbundenheit mit dem literarischen Leben ihrer Zeit – nie nur Berufung war, sondern ganz wesentlich praktischen Zwecken diente.

Bekannt und bedeutend wurde Edith Nesbit als Kinderbuchautorin: Hier erschuf sie einen neuen Stil fantastischer Kinder- und Jugendliteratur, angelehnt an Mythos und Märchen, voller Symbolik, mit genauem Blick für menschliches Fühlen und Verhalten, und einer Menge Humor, Ironie und Abenteuer.

So eröffnete sie der Literatur für junge Leser neue Themen und eine bisher ungekannte Art, Geschichten zu erzählen. Viele dieser Gedankenreisen an der Grenze zwischen Fantasie und Wirklichkeit sind sehr ausgefeilt erzählt und vielschichtig in ihrer Bedeutung; die Autorin wäre dennoch lieber für ihre Dichtung in Erinnerung geblieben.

Auf dem literarisch weitaus anerkannteren Gebiet der Lyrik gelang es ihr jedoch kaum, dauerhaft Fuß zu fassen – wohl auch, weil sie lange Zeit direkt für den Verkauf an Zeitschriften «Verse fertigte», statt ihr Talent eigenen Ideen folgend zu entwickeln.

Edith Nesbit muss eine fulminante Frauenpersönlichkeit gewesen sein: Äußerst eigenständig, entschlossen und aktiv – zumal für eine Frau ihrer Zeit – ausgesprochen widerstandsfähig und willensstark; klug und kreativ, mit zahlreichen außerordentlichen Einfällen – in der Literatur wie im Leben – mit großem Humor und überspringender Lebensfreude; zugleich aber auch dominant, inkonsequent und bisweilen bemerkenswert unsensibel gegenüber anderen, mit der Neigung, sich selbst und ihre Interessen in den Mittelpunkt zu stellen.

Aus einer bildungsbürgerlichen Familie stammend, hatte sie eine unruhige Kindheit, denn der Vater starb früh, und die Mutter zog, auf der Suche nach einem geeigneten Klima für Ediths lungenkranke Schwester Mary, mit den Kindern durch zahlreiche europäische Länder. So lernte Edith auch Deutschland kennen – nicht aber lieben – und entwickelte eine engere Beziehung zu Frankreich. Die Suche nach einem festen, bedeutungsvollen Platz im Leben und die Auseinandersetzung mit dem Tod mögen prägend geblieben sein – für sie als Person und für ihr Werk.

Im Kontrast zur Welt des Roten Hauses war Edith Tucker-Blands eigenes Beziehungsleben kompliziert. Edith und Hubert Bland verband zwar eine Liebesheirat, die Edith sogar anfangs gegen die Vorbehalte ihrer Mutter durchsetzte, doch erfüllten die beiden ihre Erwartungen an ein gemeinsames Zusammenleben nur ungenügend. Hubert unterhielt schon vor und auch während der Ehe verschiedene Liebesverhältnisse mit anderen Frauen. Beide hatten neben der Ehe andere Beziehungen. Modern – und sehr optimistisch – gesprochen lebten die beiden in einer «offenen Beziehung» und führten eine Art Patchwork-Familie: Ediths gute Freundin, die Journalistin Alice Hoatson, die Huberts Geliebte und Mitarbeiterin wurde, hatte mehrere Kinder mit ihm. Sie lebte – mit Billigung Ediths, aber unter teils angespannten Verhältnissen – mit im Haushalt. Solche Verhältnisse sind zu keiner Zeit für keinen der Beteiligten einfach.

Für Edith muss darüber hinaus ihr – letztlich unerfülltes – Liebesverhältnis zum Dramatiker G.B. Shaw prägend gewesen sein. Zudem umgaben sich beide gerne mit dynamischen, talentierten jungen Leuten: Insbesondere Edith hatte mehrere intensive Beziehungen mit Nachwuchsdichtern und -denkern, bei denen sie unangefochten im Mittelpunkt stand – bevor diese jungen Männer ins Leben hinaus zogen und – wie Len und Chloe – eigene Familien gründeten.

Der Roman dürfte insoweit eher ein Ideal darstellen, ein Wunschbild, das die vielen Falten des Lebens so glättete, wie es den Sehnsüchten der Autorin – und dem Geschmack des Publikums? – entsprochen hätte. Nachdem ihr Mann im Frühjahr 1914 plötzlich an einem Schlaganfall verstorben war, heiratete Edith nach einigen Jahren – nun schon in höherem Alter – erneut: einen gemeinsamen Freund der Familie, den Sozialisten und Seemann T. Tucker, der ihr sehr nahe stand, und sie in zunehmend schwierigen Lebensumständen unterstützte.

Das Lesepublikum fragt gern nach dem Verhältnis von wirklich gelebtem Leben und auf vielen Seiten ausgebreiteter Romanhandlung – wie autobiographisch die Autorin denn nun gearbeitet habe? Auch die Frage nach dem biographischen Gehalt ist bei Edith Nesbits Werk durchaus kompliziert zu beantworten: Einerseits verwebte sie oft Menschen ihres Umfelds, Lieblingsorte und Schauplätze ihres Lebens in ihre Erzählungen, die wohl mehr selbst Erlebtes enthalten als die Autorin explizit zugeben wollte. Das Rote Haus ähnelt insofern stark *Well Hall*, dem langjährigen Familienhaus der Blands, das Edith liebte, und spiegelt wirklich erlebte Schwierigkeiten aus der Anfangszeit ihrer Familie dort. Der Überlieferung nach hatte sie sich beim Einzug versprochen, einen Roman über dieses Haus zu schreiben.

Andererseits hat sie sich rückblickend abschätzig über *The Red House* geäußert, weil ihr der Roman zu trivial und konventionell – und also doch keine wahre Herzensangelegenheit? – war.

Die Beziehung von Literatur, Phantasiewelt und Leben ist ein großes Thema ihrer Kinderbücher. Im Rückblick auf ihr Leben scheint es, als wären auch für die Autorin, ein selbsternanntes «erwachsenes Kind», die Grenzen zwischen der Alltagswelt und Welt der Ideen und Einfälle, Wünsche und Träume fließender gewesen als für andere Menschen: Sie begeisterte sich lebenslang für Spiele. Sie war ausgeprägt abergläubisch und schien mitunter magische Lösungen für Alltagsprobleme zu suchen: Mit deren plötzlichem, zu frühem Tod konfrontiert, versuchte sie, Sohn und Mann durch Wärme wieder «aufzuwecken». Sie stand zeitweise – wie viele Intellektuelle jener Jahre – dem Spiritismus (*spiritualism*), mit seinem Feen- und Geisterglauben, nahe. Auch nahm sie an Spekulationen zu verborgenen Botschaften in W. Shakespeares Werken – die demnach aus der Feder eines anderen stammen sollten – regen Anteil.

Zu welchem Bild sich diese Facetten letztlich zusammenfügen mögen: Mit Sicherheit ist *The Red House* keine Niederschrift eines überglücklichen Beziehungslebens, kein einfacher Spiegel wirklicher Verhältnisse.

Eher schon ließe sich der Roman als von unruhigen Zeiten mitgeprägte Utopie oder Vision lesen. – Gegen Ende der Erzählung möchte Chloe – selbst bald Mutter – kaum atmen aus Angst, dass etwas den Frieden zerreißt, der sich über das Rote Haus gelegt hat. Der nächste dramatische Bruch, der im echten Leben bevorstand, war der Erste Weltkrieg. Obwohl er sie persönlich weitgehend verschonte, verabscheute Edith Nesbit diesen Krieg. Er bildete eine blutige Zäsur, er ließ keinen Frieden, er beerdigte viele Hoffnungen auf sozialen Aufbruch, er hielt nicht vor den Toren avantgardistischer Künstlerhäuser; er brachte einen weiteren – schlagartigen – Modernisierungsschub europäischer Gesellschaften.

Selten gestalten sich die Lösungen des wirklichen Lebens so strahlend hell und harmonisch wie auf den Seiten (auch) dieses Romans. Vieles trennt heutige Leser von der Welt des Roten Hauses. Seine Botschaft der Großzügigkeit und Solidarität angesichts überwältigender Schwierigkeiten, seine Botschaft der Freude an den schönen Seiten des Lebens – sie bleiben!

Diese Botschaft bleibt zeitlos. – Diese Lebenseinstellung und die zahlreichen Spuren einer bewegten Epoche und eines ereignisreichen Autorinnen-Lebens darin lassen es allemal lohnend erscheinen, den Roman einen Moment lang aus dem Fluss der Literaturgeschichte wieder auftauchen zu lassen. Es lohnt sich, ihm in den Zwanzigern des Einundzwanzigsten Jahrhunderts erneut eine deutsche Stimme zu geben.

TO THE BLUE PRINCESS LADY WITH THE LUNCH

How good you are to give us lunch,
With pineapple and tongue to munch.
It is a generous thing to do,
And we are very pleased with you.
It is a wonderful thing to find
How many people in the world are kind.
If you would let us explore your house,
We would not harm even a mouse,
And perhaps we might find a pot of gold
Too heavy for you to hold.
Then we should have made your fortune. So
Please do let us go.
You will if you are at all wise.
We should like to find the gold
More than you can hold,
Because you are so soft and blue and pretty and nice.

*Nesbits Kindergedicht im Original
(aus Kapitel 10)*

Die Angaben zu Edith Nesbits Leben und Werk beziehen sich überwiegend auf J. Briggs Biographie A WOMAN OF PASSION (1987) und damit auf die Recherchen von D. Langley Moore.

Inhalt

Aller Anfang	3
Im Roten Haus	32
Der Hausgeist	58
Der neue Mieter	86
Neuer Raum	114
Yolandes Argument	141
Die Einweihungsfeier	163
Unser Mieter	188
Männersport	211
Die Belagerer	234
Raum für Vertraulichkeiten	260
Miezekatzen	283
Nachwort des Übersetzers	304